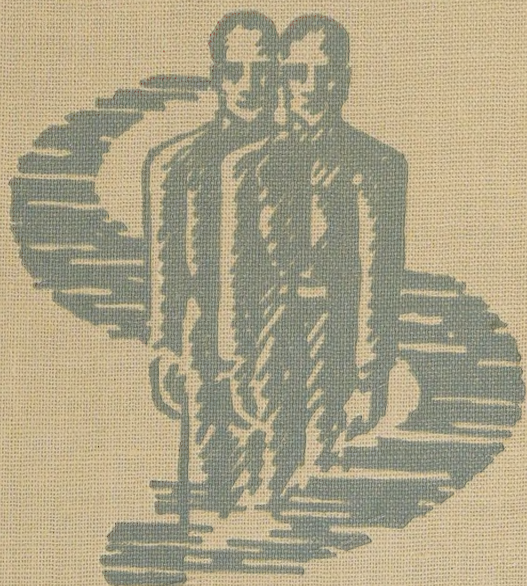


CARL HAENSEL

ZWIEMANN



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Carl Haensel
Z w i e m a n n

Roman



Erstes bis zehntes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1930

Umschlag- und Einbandzeichnung von Max Thalmann

Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, der Verfilmung und Dramatisierung vorbehalten. Copyright 1930 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Vorgeschichte zwischen Himmel und Erde
Zwiesmann wird entdeckt

Die Sonne war noch nicht hinter dem Jakobsborn hervor-
 gekommen. Es war früh am Morgen, Polarnachtkälte,
 der Atem gefror. Aber Bartholomäus Mannsfeld machte be-
 reits seine Liegekur, wie es der Stundenplan des Sanato-
 riums befahl. Er lag unter einem Berg aus zottigem Schaß-
 pelz, karierten und gefransten Decken. Schutzbrille, Mütze und
 Handschuhe hatte er von einer Firma bezogen, die für Flieger
 lieferte. Nur die blaurot angelaufenen Backen und die Nasen-
 spitze wagten die Berührung mit der blankgeschliffenen Luft.

Hei — da war endlich die Sonne! Die bleichweiße Veranda
 wurde plötzlich mit gelbem Licht übergossen, die schwarzen Ge-
 birgsdohlen ließen überrascht ihre roten Krallen los und tau-
 melten schreiend in glitzernde, wärmende, blendende, betäu-
 bende Helle.

Bartholomäus wagte zum erstenmal die Decken zu lupfen,
 richtete sich auf und schaute über das Geländer hinab auf
 seine Welt.

Ein Stück Großstadtstraße mit bunten, eleganten Läden und
 Schlittengeläut war mitten herauf in die weiße Schnee-Einsam-
 keit gestellt. Davos. Hohe und langgestreckte Paläste bauten sich
 den Hang hinauf. Nach Süden zu war bei ihnen allen die Vorder-
 wand weggelassen, so daß man in lauter viereckige Schachteln sah,
 wie Bienenwaben, mit Bett, Tisch und Stühlen. In jeder dieser
 Schubladen lag eine verummte Larve, atmete, maß Tempera-
 tur, las, hustete, aß und beschäftigte sich mit ihrer Krankheit.

Wenn Bartholomäus den Blick über die Straße weghob, übersah er das ganze Tal. Eine große, flache Mulde, gebogen wie ein Parabolspiegel, der jeden Sonnenstrahl auffing, nicht mehr herausließ, zwischen geschickt aufgestellten Eishängen und Schneefeldern solange hin und her hegte, bis ihn die Kranken aufgesaugt hatten. Die Luft war im ewigen Wechsel von Mittagssonne und Nachtfrost ausgeglüht und durchkältet; sie pritzelte, beizte, herauschte; keine Mikrobe hielt das aus.

Das Tal sah aus wie der Hohlraum eines Schiffes. Als Bordwände schützten es die Bergwälle ringsherum, stark, fest und sicher. Es trieb ungefährdet zwischen Himmel und Erde. Aber dem klaren Himmel schon näher. Weit weg war die Erde mit den anderen Menschen, die nicht mit eingestiegen waren, weil sie kein ärztliches Zeugnis hatten. T. B. stand auf dem Befähigungsnachweis: Tuberkulose.

Rechts, steuerbords, zog sich der Wald die Bergwand hinauf, daß Bartholomäus von seiner Veranda aus eine Keeling nicht mehr sah. Aus den Tannen, die unter der Last des Schnees die seltsamsten Figuren stellten, — es war ein besonderes Spaziergehvergnügen, ein solches Schneefutteral herunterzustochern und den jungen Baum dann wieder in seine Senkrechte hineinspringen zu lassen —, kam ein langgezogener Ton, verhalten und beinahe schüchtern wie eine Schalmel. Die Wächter der Bobbahn gaben dieses Signal vom Berg herab weiter: Achtung, jetzt fliegt gleich flirrend und spritzend ein Vierer in die Kurve. Mit Schnellzugsgeschwindigkeit gegen die Eisrampe, hinter der die Pferdeschlitten warteten. Hielt sie?

Die unterste Talsohle sandte das erste Zuschauergeschrei vom Eishocken herauf. Bartholomäus schloß die Ohren. Das war der Zeitvertreib der anderen hier oben, der noch Erdnahen, nur

für Wochen Eingeschiffen, die nicht zu der großmächtigen Loge der Kranken gehörten, keine Vollpassagiere waren, nicht unter merkwürdigen Riten mit dem Glockenschlag ihren Thermometer einführten, sich in der T-B-Sprache nicht unterhalten konnten, das geheimnisvolle Säusen des fiebrigen Blutes, die Träume der schlaflosen Nächte nicht kannten.

Wenn Bartholomäus sich über das Geländer lehnte, konnte er drüben an der Folgenschanze das Ameisengewimmel der Stiläufer sehen und derer, die es werden wollten. Aber was konnten diese Sportfexen schon von der Landschaft verstehen, an der sie immer nur vorbeihasteten. Er dagegen lag hier regungslos ausgestreckt und entzog sich mit keiner Zuckung dem Gewicht und dem Eindruck des FlüelazSchwarzhorns. Er kannte jede Laune dieses Berges, bei Sonnenschein und Schneestürmen. Er wußte, wie es in den scheinbar unverrückbaren Rissen zu beben und zu schwingen begann, wenn seine Fieberkurve anstieg, oder die Glocken von Westminster im Radio erklangen. Er sah dann, sah mit beiden offenen Augen, wie der Berg tanzte und seinen Schneemantel ausschüttelte.

Auf dem Nachbarbalkon wurden Stühle beiseitegeschoben, unachtsam, mit quietschenden Lauten, die Vorhänge zugerissen. Es hantierte dort jemand, dem diese Morgenbeschäftigung keinen Spaß machte. Bartholomäus erhob sich, um bereit zu sein, wenn der Kopf mit den roten Haaren um die Ede fuhr.

Hoppla — für einen Fuß langte es angesichts der Straße nicht, aber er streichelte sie über ihre Sommersprossenbacken.

„Good morning, my dear!“ Vivy hatte sich ihr Englisch bei Bartholomäus fast ganz abgewöhnt — bis auf den Morgenruß. Der kam noch aus dem festen Schlaf heraus, dem nur ganz alte Gewohnheiten etwas galten. Sie hatte rote Haare,

die auf einer durchsichtigen, zarten Haut wuchsen, fast immer ein Anzeichen der Tuberkulose. Von ihrer indischen Mutter hatte sie nur die schwächliche Figur und die dunklen Augen mitbekommen, die wie ein Brand der Welt entgegenflackerten. Alles andere an ihrem Gesicht und in ihrer Haltung war angelsächsisch. Sie rief zu Bartholomäus hinüber:

„What makes the baby of the band“? Das waren nun für diesen Tag die letzten englischen Brocken.

Ihre Nachfrage galt Bert Straumitz, dem dritten in ihrem Bunde. Sein Liegestuhl war noch leer. Er war der Doppelgänger von Bartholomäus. Verwechslungen, die ihre Ähnlichkeit hervorriefen, hatten sie zusammengebracht. Schließlich waren sie untrennbare Freunde geworden.

Sie hatten beide blanke, graue Augen, um die sich als verborgenes Erbstück einer schwarzäugigen Ahne noch ein ganz schmaler, dunkelbrauner Ring schloß. Dazwischen steckte eine gute, stark entwickelte Nase, wie man sie bei fränkischen Bauern findet. Weißblonde Augenbrauen trugen eine auffallend gebuckelte Stirn. Sie hatten auch noch die gleichen kinderblonden Haare und einen unter der großen Nase etwas ängstlich versteckten, aber sehr schön geschwungenen und lebendigen Mund. Ein körperlicher Grund für diese Ähnlichkeit war nicht festzustellen. Die beiderseitigen Eltern waren tot, Straumitz, das Baby of the band, nach dem sich Bivy erkundigt hatte, überhaupt nur von einer Mutter erzogen. Aus Angst vor seinem vaterlosen Herannahen hatte sie die verwandtschaftlichen Beziehungen zu einer traditionsstolzen Beamtenfamilie ganz aufgegeben und sich dann in einer engen Vorstadt mit Übersetzungen und Stunden durchgebracht. Beide, Mutter und Kind, bekamen die Krankheit. Nach ihrem Tode halfen dem

Jungen ungenannt bleibende Verwandte auf Schule und Universität bis zu einem Dr. phil. weiter. Vor dem Schulamt flüchtete sich Gert in den Schriftstellerberuf, als der nicht trug, ins Kabarett. Dies Leben gab ihm den Rest. Er kam schließlich hinauf nach Davos.

Bartholomäus — dessen Doppelgänger er war, niemand formulierte es umgekehrt — war zwischen Fabrikssloten aufgewachsen, die seinem Vater gehörten. Andreas Mannsfeld war ein Narr und Erfinder gewesen, Gesundheit und Leben hatte er seinen Versuchen geopfert. Ebenso das seiner Frau. Von seinem überlebenden Sohn nahmen die Ärzte an, daß auch er einen unheilbaren Schaden davongetragen haben müsse.

Eine an sich denkbare Beziehung zwischen Frau Strauwitz und Andreas Mannsfeld war beiden Söhnen unbekannt. Sie empfanden Scheu, an dieses Geheimnis zu rühren. Die Ähnlichkeit war so groß, daß sogar der Briefträger sie häufig verwechselte; Gert bekam dann das für Bartholomäus bestimmte Geld, Bartholomäus die Möglichkeit, zarte Geheimnisse und Verabredungen Gerts zu mißbrauchen. Der Ärger über diese Kleinigkeiten gewöhnte sie aneinander. Bion, seit Jahren Nachbarin von Bartholomäus und schließlich nur noch vor der Welt durch eine Wand von ihm getrennt, erklärte es schließlich für richtig, daß auch Gert zu ihnen ins Sanatorium ziehe. Das einzige Mittel gegen die dauernde Verwechslung sei eben die Nähe. Auf dem Umweg über eine Redaktion, für die Gert schrieb, wurden seine Einnahmen gesteigert. Beim nächsten Todesfall im Sanatorium bekam Gert ein kleines Zimmer ihnen gegenüber. Dessen Fenster schauten zwar nach Norden, aber Gert hatte ja jederzeit Zutritt zu dem Südbalkon der beiden anderen.

Bivv war am schwersten krank. Ihr Vater, englischer Offizier, hatte eine reiche Frierin geheiratet. Die Eltern waren beide an Malaria gestorben. In Bivvs zu T. B. angelegten Lungen hatte der englische Winter, als sie im Pensionat war, das seine getan. Sie war ganz uneriehbar, machte Liegekur, wann es ihr paßte. Wozu auch! Mit Monaten, die man noch zu leben hat, braucht man nicht erst sparsam zu sein.

Bartholomäus hatte das besondere Pech, ein interessanter Fall zu sein. Er war der Mann mit der Kaverne, groß wie ein Rindskopf. So etwas ähnliches zeigte jedenfalls die Röntgenplatte in seinem rechten Lungenflügel auf. Aber es war noch nicht gelungen, Bazillen festzustellen. Jedenfalls lautete bei ihm die Prognose auf lebenslänglich.

Gert war der übliche Fall, ohne mildernde oder erschwende Umstände. Ärzte, je nach ihrem Glaubensbekenntnis, hielten ihn für unheilbar oder empfahlen Pneumothorax, Phrenikotomie und Rippenresektion. Gert grauste davor, daß ihm ein fremder Mensch mit seiner verlängerten Hand in die allerinnersten Hohlräume rühre, wo bei den Alten die Seele saß. Er verzehnte sich hinter Armut.

Alle drei glaubten nicht mehr an eine Talsahrt hinab zu den Lebendigen. Als Ende ihrer sowieso dahinschwindenden Körperlichkeit schwebte ihnen eine kleine weiße Wolke über dem Abzugsschornstein des Krematoriums vor, das die Davoser gleich gegenüber dem Krankenhaus erbaut hatten.

Hoppla — Gert stand auf einmal mitten zwischen ihnen, den rechten Arm leicht ausgestreckt, den linken mit Pfötchenfingern vor der Brust, Kopf geneigt, wie die Artisten machen, wenn sie nach ihrer Nummer Beifall ernten. Gert war außen am Gelande entlanggelaufen, als ob es wirklich eine Reeling über

weichem Wasser wäre, nicht durch vier Stockwerke vom steinhart gefrorenen Schneeboden getrennt. Dann war er mit einem Satz darübergesprungen und ließ nun Freude und Überraschung der beiden anderen in Gestalt scherzhafter Tadel und Vorwürfe auf sich niederprasseln.

Bartholomäus fühlte in sich die Verpflichtung, der Sache auf den Grund zu gehen und die Ursache von Gerts Erregung festzustellen. Gert behauptete, daß er ein Stück davon in der Tasche trage, ließ sie eine Zeitlang herumraten und drückte schließlich Bivy — sie schrie entsetzt auf — einen feuchten Klob in die Hand.

„Seit sechs Monaten habe ich keine Erde mehr gesehen! Nichts als Schnee. Als ob wir weiß Gott schon im Himmel wären und nur erstarrte Wolken unter uns hätten. Da habe ich mir den Brocken eingesteckt, als sie ihn umwarfen.“

Wo denn? wollte Bivy wissen.

Bartholomäus schleuderte ihre Frage mit einer Handbewegung fort. Es gab hier in Davos nur einen Acker, auf dem zu dieser Jahreszeit ab und zu Schollen aufgeworfen wurden. Er sandte den gelben, feuchten Brocken über das Gelande in den Neuschnee hinab. Wie ein Meteor wühlte er sich bis zum Grund ein.

Aber sie waren nun alle drei so erregt wie Gert, der den Brocken in der Tasche hergebracht hatte. Die Ruhe zum Liegen war weg.

In einem geschickten Versteckspiel lieferten sie sich gegenseitig Stück für Stück eines leichtfertigen Tagesprogramms, ohne daß einer allein die Verantwortung des ersten Vorschlags zu tragen hatte. Im Schlitten wollten sie zunächst nach Wiesen fahren. Dort lag unter dem Schulhaus eine sanfte Mulde. Die Rufen der Schlitten, mit denen die Kinder zur Schule

kamen, walkten die Schneedecke dort zu einem dünnen Strudel-
teig aus. Die Sonne fraß ihn ganz weg, wenn sie nur ein paar
Tage hintereinander schien. Dort war im ersten Frühjahr das
einzig erreichbare Fleckchen Erde, auf dem die eismüden Füße
stehen konnten. Wenn man aber schon einmal über die Stränge
hieb, sollte es auch gleich gründlich und ausdauernd geschehen.
Das hieß: Besuch der Kurhausbar nach dem Abendessen.

Bartholomäus formulierte den einstimmigen Beschluß:

„Also: Gert bestellt den Schlitten beim Portier, nicht wo
anders, damit er uns heute nacht keine Schwierigkeiten macht,
wenn wir heimkommen. Bivy fängt langsam an, sich anzuz-
ziehen. Ich spreche mit Dr. Waag.“

Der Oberarzt mikroskopierte gerade in dem weißen, kalten,
dazu noch halb abgedunkelten Laboratorium.

„Sie sind's, Doktor! Nehmen Sie Platz, soweit das hier
möglich ist. Achtung, nicht anrühren! Dort heißt es überall.
Ganz frische Kulturen! Wollen Sie einmal einen Ihrer Mit-
bewohner bewundern?“

Bartholomäus hatte schon genug von diesen feinen Stäbchen,
brüchig wie Zimmermannsbeine. Er dankte. Er wolle nicht auf-
halten. Er bitte nur um Urlaub für Bivy, Gert und sich selber.

„Auch für Ihr Volk? Wirklich, zu dieser Nation kann man
Ihnen gratulieren.“

„Daß mein Haupt kann kühn ich legen
Jedem Untertan in Schoß!“

So ähnlich haben wir's auf der Schule gelernt. In Maul-
bronn. Weiß Gott, das Wort Urlaub war dort ein rarer Ur-
tikel. Und hier: diese Dinger da haben auch keinen Urlaub.
Geben auch keinen, und kein Pardon. Beides merkwürdige,
naturwidrige Erfindungen des menschlichen Geistes. Für mich

einer der Beweise, daß das metaphysische Vermögen ganz außerhalb der Natur steht, also nichts mit unseren Instrumenten zu tun hat . . .“

Es traf sich ausgezeichnet, daß Dr. Waag die philosophische Walze eingelegt hatte. Hierzu neigte er immer, wenn irgend eine Operation schiefgegangen war oder eine Tuberkulinreaktion nicht nur die Mikroben abtötete, sondern auch gleich den Patienten.

Die einführende Behandlung unserer Machthaber bleibt in allen Lebenslagen die gleiche; schon in der Schule lernt man sie. Bartholomäus philosophierte mit und bekam daraufhin Tagesurlaub für Wiesen:

„Genehmigt für Sie und Ihr Volk, mein lieber Kaiser!“

Bartholomäus hörte diesen Spitznamen nicht gern, den die anderen ringsherum Gert und Bivy abgelauscht hatten. Er wurde mißvergnügt.

„Nicht böse werden, lieber Doktor Mannsfeld! Sie wissen, daß ich nicht neugierig bin. Aber ich habe für keinen meiner Patienten größeres Interesse als für Sie. Sie sind mein Fall! Einst wird kommen der Tag . . . — teu, teu, teu — wir wollen nicht zu früh frohlocken! Ich habe Sie schon immer einmal fragen wollen: Warum nennen meine Schutzbefohlenen Sie hier alle den Kaiser. Sind Sie so stolz? Kann ich eigentlich gar nicht finden!“

„Im Gegenteil. Weil ich mich kindisch benehme.“

„Kindisch?“ Dr. Waag wurde immer neugieriger, und Bartholomäus hatte ja auch noch den Freischein für die Nacht herauszulocken. Bartholomäus suchte ihm zu erklären:

„Wir halten uns alle drei für ‚lebenslänglich‘, wobei die Komponente ‚lange‘ nicht sehr betont ist. Wir erziehen uns

also nicht, sondern lassen uns gehen, unterstützen uns im Erfüllen unserer Wünsche. Jeder kann wünschen, was er will, er bekommt es. Vorausgesetzt, daß ihm nicht ein gleicher Wunsch entgegensteht. Wir sind, von uns aus gesehen, die drei letzten Menschen auf der letzten Insel, die nun auch bald im Ozean versinkt. Wir haben oft Fieberträume und alle drei gefunden, daß uns dann immer wieder die Erscheinungen unserer Kinderzeit besuchen, die guten und die ängstlichen. Das eigentliche Leben ist mit einem halben Duzend Jahren schon ausgefüllt — unser Trost. Aus dieser Einsicht destillierten wir unser seelisches Tuberkulin. Ich habe in meiner Kindheit immer geträumt, einmal Kaiser zu werden. Ich hatte ein Bild Napoleons über dem Bett und wollte noch viel, viel größer werden als er. Denn er hatte ja keine Phantasie. Er nahm die Menschen als Staatsgrundlage hin, wie sie waren, nannte sich Kaiser der Franzosen. Ich wollte ganz neue Bindungen erfinden, die Menschen selber mit einer Formel verwandeln, meinethalben — verstehen Sie mich recht, ich bin nun einmal Chemiker: mit einer Art Pille . . . Ich habe also Kaiser gespielt, und jetzt — jetzt erzähle ich meinen Freunden von meinen Spielen und spiele weiter, ohne mich darüber zu schämen, ich genieße sie in der Erinnerung noch einmal. Wir spielen oft alle drei Napoleon.“

Der Oberarzt betrachtete sich den Inhalt mehrerer Reagenzgläser. „Haben wir einmal von Ihnen einen Wassermann gemacht?“

Der ärztliche Wunsch nach einer Wassermannuntersuchung erschüttert immer, selbst den Sichersten, und man setzt sich zur Wehr.

„Lieber Dr. Waag, halten Sie den Dichter der ‚Krone im tiefen Rhein‘ für einen Paralytiker? Wir haben alle eine Kaisersehnsucht in uns oder suchen nach einem Messias.“

Dr. Waag erklärte sich allem gegenüber mißtrauisch, was man als dichterische Phantasie entschuldige. Ein erwachsener Mensch denke entweder über greifbare Sachen nach, dann ganz tatbeständlich, oder in philosophischen Begriffen, dann ganz abstrakt. Aber wer diese Unterscheidung verwischen wolle und es wage, eine greifbare Sache, wie eine Krone, in phantastische, unkontrollierbare und sogar objektiv unrichtige Beziehungen zu einem mit H_2O gefüllten Raum zu setzen, als wahr behaupte, was ohne Schwierigkeit tatsächlich widerlegbar sei, denn im Rhein liege keine Krone, sei ein Irrer. Vielleicht ein harmloser Irrer wie die meisten Bücherschreiber. Zwischen einem Geisteskranken und einem sogenannten Phantasten — sehr milde so genannt — gäbe es keine scharfe Grenze!

Bartholomäus widersprach: „Doch, eine scharf bestimmbare Grenze! Der Kranke verliert die Wirklichkeit, das Kind und der Dichter steigern sie, sie bleiben mit den Füßen, nur mit den Füßen, immer auf ihrem Boden. Der Kranke glaubt selbst, daß sein Löffel einzepter ist, das Kind — die Urform des Dichters — spielt ihn alszepter. Es verabredet: wir wollen dies für Gold halten — es ist gar kein Gold —, aber für uns jetzt Gold. Denn wir suchen über dieser Wirklichkeit, die uns bindet, eine höhere, die uns befreit.“

Der Oberarzt nahm einen Block und notierte: „Abreaktion eines infantil fixierten Machtkomplexes.“ Er lächelte: ich werde dir schon deinen Komplex herausanalysieren, du Kaiser! Warte nur! Aus einem Löffel machst du einzepter! Ich werde dir nachweisen, daß die Form deiner Krone aus der des Nachgeschirrs abgeleitet ist!

Bartholomäus lächelte nun auch, ganz überzeugt; er brauchte ja noch den Freischein:

„Lieber Herr Doktor, wann wollen Sie die Blutprobe nehmen?“

„Vorläufig nicht. Schreiben Sie mir lieber ein paar Träume auf!“

Gläsern und sternklar stand die Winternacht über Davos. Jedem Licht droben antwortete eins aus dem Schnee; wie am Weihnachtsbaum glühten die Lichter den Berg hinan zur Schatzalp.

Der Wachtmann stapfte um Mitternacht von Kneipe zu Kneipe, um die Spätlinge ins Bett zu scheuchen. Nur im Kurhaus hielt sich mitten im Zentrum des großen Gebäudes ein Raum wach, wie das Herz, ohne Fenster nach außen. Hier wurde der Funken des Lichts hinübergerettet in den kommenden Tag.

In einer Loge saßen die drei: Bion, der Kaiser und Gert. Die Jazzmusik brachte den ganzen Raum ins Schwanken. In der Mitte war eine kleine Zirkusarena ausgespart, mit einem Barockgeländer umgeben, in der die Stangen alter Heiligenfahnen und Traghimmel steckten. Jede hatte nun einen bunten Champion aufgesetzt und beleuchtete sanft das heiße Tanzspiel. Das Licht war schwach und dunkelgelb; es zauberte die gleichen Schatten auf den sonnenverbrannten Gesichtern der Sportsleute und auf dem künstlichen Braun der Kranken hervor, die ja unmittelbarer Sonnenbestrahlung überhaupt nicht ausgesetzt werden durften, um keine Blutungen zu bekommen.

Bartholomäus trank Sekt, rasch und viel. Er sagte wenig, legte ab und zu seine Hand auf die Bions und nickte ihr zu. Hier war Gerts Reich. Hier spritzten seine Witze, die Figuren seiner im Geist vorgearbeiteten, aber noch ungeschriebenen Romane

säßen hier herum. Es war ihm lieber, sich mit ihnen zu unterhalten, zu toben, sie an ihren Schwächen zu fesseln und ihre Gelüste zu reizen, als still und heimtückisch an fremdes weißes Papier zu verraten.

Bivv und Bartholomäus schauten Gerts Treiben lachend zu; plötzlich sagte sie zu ihm:

„Euch beide zu einem Leib, zu einem Menschen gemacht, das wäre der wirkliche Kaiser.“

Bartholomäus schaute sie erstaunt an:

„Wie kommst du darauf? Wenn ich ihn manchmal ansehe, meine ich, ich wär's selber. Jetzt, wenn er solche Albernheiten macht, schäme ich mich vor diesem zweiten Ich. Ich werde ihm meine Seele vermachen, wenn mir vor ihm der Sauerstoff ausgehen sollte. Übrigens glauben die Polynesier wirklich an mehrwertige Menschen, mehrere Seelen in einem Körper. Deswegen fressen sie dort einander, um seelenreicher zu werden. Komisch, wie?“

Aber Bivv bestand auf dem Ernst und Gewicht ihres Einfalls:

„Man müßte euch verschmelzen . . .“

„Solche Schmelztiegel haben wir Chemiker noch nicht!“

„Dann müssen es die Juristen machen. Ihr müßtet eine Verbindung eingehen, die jedem von euch die Leistungen des anderen zugute kommen, jeden einzelnen verdoppelt erscheinen läßt.“

„Eine Ehe — die — die ist wirklich zwischen uns abgeschlossen.“

Auf dem Tisch lagen Papierkugeln, Schlangen und ein Fächer für die Damen. Bivv hatte ihn bis jetzt nicht angerührt. Nun schlug sie damit nach Bartholomäus. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Eine Ehe ist in Europa wirklich nichts, was über den Einzelmenschen hinausgeht, denn sie ist dort lösbar. Göttlich ist nur, was den Tod mit einbeschließt.“

„Wir werden uns ein Land suchen, wo eine Frau zwei Männer haben darf. Dann werden wir hier einen Tempel stiften, übertreten und dich heiraten.“

Biony schüttelte traurig ihre leuchtenden Haare, die unter diesem fahlen Licht blutig aussahen:

„Ich bin bald tot, und dann sollt ihr beiden mein einziger Tempel auf Erden sein. Er wird mich rascher verstehen; aber du wirst treuer sein!“

Bartholomäus beugte sich über ihre Hand:

„Wenn wir dir treu sind, sind wir eins, unlösbar verbunden.“

„Euch sollt ihr es sein!“ flüsterte sie unter dem tobenden Lärm weg, der nun einsetzte. Zur allgemeinen Völkerveröhnung wurde jetzt auf jeden Tisch eine Fahne mit der Nationalität des Gastes gestellt und gleichzeitig in allen Tonarten die Nationalhymne aller Länder gespielt, soweit man sie überhaupt kannte.

Fast jedes bebaute Land der Erde hatte in Davos seinen Vertreter. Der gemeinsame Glaube an den Gott im Ultraviolett einigte sie zu dem seltsamen Liegefult, den hier die Mediziner predigten. Hier in dieser muffigsten Zelle des ganzen Tals wurde ihm jetzt eine Satansmesse gehalten.

2

Bartholomäus saß im Freien vor dem Kurhaus, den gewohnten Berg Zeitungen vor sich. Auf dem linken Stuhl lagen die ungelesenen, rechts die durchblätterten. Er wartete auf Biony und Gert, die Besorgungen machen wollten. Der Bartisch war aus Schnee aufgeschichtet. Er hielt den ganzen

Winter über, obwohl die Sonne so heizte, daß man im Freien sitzen konnte. Temperaturproben zogen sogar den Rock aus.

Bivv kam nicht. Es bogen tausend Frauen in bunten Halstüchern, Skistümen oder mit umgehängten Schlittschuhen und hohen Fuchtenlederschuhen um die Straßenecke. Nur Bivv nicht. Wenn sie nicht käme? Der Gedanke dämpfte plötzlich den Glanz über der Landschaft, der selbst aus dem alten Vermouth kochendes Bernstein machte. Bartholomäus ließ kein Auge von der Hauswand, auf der ihr Schatten jeden Morgen um diese Zeit plötzlich auftauchte, eine Sekunde bevor sie selber erschien. Er dachte so ganz an sie, daß die Passanten ihr immer ähnlicher wurden. Aber jedesmal gab es dann wieder eine Enttäuschung.

Wenn Bivv überhaupt nicht mehr käme? Bartholomäus sprang auf und begann sich die entsetzlichsten Vorwürfe zu machen, daß er ihr erlaubt habe, Schlitten zu fahren, nachts die Bar zu besuchen, zu trinken, in abgestandener Luft zu sein. Er wollte sich Gert vornehmen. Dies Vagabundenleben mußte ein Ende haben. Er konnte sich die Erde ohne Bivv überhaupt nicht vorstellen. Auch die Sonne dort droben sog täglich erst aus Bivvs Augen alle Kraft und alle Güte. Ohne Bivv wäre es für sie sinnlos, dem tauben Planeten zu leuchten.

Als er noch eine Stunde vergeblich gewartet hatte, lief er mit entsetzlichen Ahnungen ins Sanatorium zurück. Die Sachlichkeit der klinischen Schlußbehandlung hatte bereits von Bivv Besitz ergriffen. Die Sauerstoffballons standen bereit. Der Assistent war um den Oberarzt verstärkt, und der Professor im Anzug. Schwestern huschten und wischten.

Bartholomäus kannte das. Helfen, Hand anlegen durfte er nicht. Er stürzte fort und holte Blumen. Er kaufte alle Orchideen, die sich aufreiben ließen, namentlich wenn sie noch

mit einem Stück Baumrinde verbunden waren. Die konnte man über dem Bett aufhängen, so daß Vivy sie über sich sah. Sie mußte ja ganz flach liegen und durfte den Kopf nicht zur Seite drehen.

Als er zurückkam, begegnete ihm Max Kupfer, der Davoser Rechtsanwalt mit dem japanischen Schauspielergesicht.

„Grüetsi!“ Er kam aus ihrem Zimmer und suchte nun möglichst rasch an Bartholomäus vorbeizukommen, weil er ihn mit dem Brennen in seinen Augen nicht anstecken wollte.

„Kommen Sie morgen mal bei mir vorbei oder übermorgen, wenn . . .“

Als die Ärzte sich zurückgezogen hatten, wachten die beiden Freunde mit der Schwester an Vivys Bett. Ihr Geist schien sich unter den über ihr aufgehängten Schmetterlingen wohlfühlen. Als ob ihre Seele auf dem Rückflug zu den Quellen mit den Lotosblumen, aus denen ihr Leben entsprungen war, noch einmal in der Heimat kurz haltmache, sprach sie in den Lauten ihrer Kindheit. Sie sah ihre Mutter, ihren Vater und deren Todeskampf mit dem Sumpffieber. Bartholomäus und Gert verstanden sie nicht.

Aber dann äußerte sie plötzlich europäische Worte, die ihr Gedächtnis emporgespült hatte; sie wehrte sich gegen die Malaria. Davos war aus ihrem Bewußtsein weggewischt. Sie glaubte an derselben Krankheit zu sterben wie die Eltern. Sie litt so, daß ihre schweren Lider noch einmal auseinanderbrachen. Ihre braunen Augen hatten das Glück, gerade auf Bartholomäus zu treffen. Sie raffte ihre Kräfte noch zu einem Satz zusammen: „Du, du wirst sie ausrotten, du, mein Kaiser!“

Der Professor kam, bat, allein gelassen zu werden, und kürzte mit einer raschen Spritze die nutzlose Agonie. Als sie sie

wiedersahen, trug sie die fremden Blumen im Haar, und ihre Hände waren zum Gebet geschlossen, als wolle sie den Satz festhalten, den Bartholomäus als sein Vermächtnis empfand.

Erst einen Tag später erfuhr er durch Kupfer, daß er auch ihre indischen Millionen geerbt hatte.

Die beiden Freunde reagierten mit einer starken Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes. Der Professor steckte beide ins Bett. Bartholomäus setzte es durch, daß Gert Vivys Südzimmer bekam, trotz vorgemerakter Anwärter, die schon seit Monaten auf dies Zimmer lauerten. Er erklärte Gert zu seiner Entschuldigung, daß er die Hälfte seiner Einkünfte aus Vivys Erbschaft für Gert zu verwenden habe. Beide Betten standen nun benachbart und träumten fiebernd hinaus in die Landschaft mit den violetten Schatten und dem Himmel, der überhell blendete, daß er fast schwarz erschien.

Als sie wieder fieberfrei waren, sagte Gert auf ihrem ersten Spaziergang nach Vivys Grab: „Du, wir können die Erbschaft nur annehmen, wenn wir auch ihren letzten Willen vollstrecken. Was sollen wir eigentlich austrotten? Die Engländer?“

Gert meinte es ernst und ehrlich, als er seinen Satz anfang. Aber die Worte machten sich manchmal selbständig in ihm, fügten sich plötzlich spielerisch zu einem ganz anderen Sinn, als er zu Beginn ausdrücken wollte. Bartholomäus schwieg gekränkt. Er war ganz in seinen Sachen gefangen, seine Sätze trugen zu schwer, wurden durch das Gefläß oberflächlicher Wortweise durcheinandergebracht. Er hielt sie zurück, bis Gert durch Andacht und Trauer ihn wieder sicher machte. Dann setzte er ihm Vivys Meinung auseinander:

Ihre Eltern waren am Schwarzwasserfieber gestorben — zwei von den vier bis fünf Millionen, die jährlich die Malaria in Indien dahinrafft. Chinin hatte ihnen nicht geholfen, im Gegenteil, das Heilgift gerade hatte ihr Blut schließlich zerstört. Seit drei Jahrhunderten hat das Elixier aus der Chinarinde Hunderte von Menschenmillionen schon geheilt. Wie ein Wunder kann es wirken, als indianisches Zaubermittel hat es ja auch seinen Siegeslauf begonnen, 1639, als die spanische Viketrönigin von Peru im Sterben lag. Nach ihrem zufälligen Namen heißen die heilkräftigen Bäume heute noch Cinchonien. Aber für die Mißgeschickten wirkt das Chinin immer nur als Gift und fördert einen raschen, elenden Tod. Es gibt nur ein radikales Mittel gegen das Wechselseber: Ausrottung der Stechmücken, die die Krankheit übertragen. Tod allen Anophe-
linen!

Aber wie?

Bartholomäus konnte Gert mit der Nachricht erstaunen, daß bereits vor vielen Jahren im väterlichen Laboratorium an einem solchen Mittel gearbeitet worden sei. Es galt, einen feinen, öligen Stoff anzugeben, der die Wasseroberfläche in ganz dünner Schicht abschloße und die Anopheleslarven ersticken lasse. Bis jetzt hätte man zwar den Weg gefunden, aber erst eine noch unvollkommene Lösung. Man müsse mit Biows Geld neu anfangen. Vielleicht täte es ein Kreosol, gemischt mit Saftrol.

Bei allen Plänen, die sie auf diesem Krankenschiff schmiedeten, galt ein Vorbehalt: „Wenn wir wieder gesund sind.“ Man sprach ihn nicht besonders aus, aber unter seinem Schutz konnte man sehr kühn sein und viel vornehmen, ohne durch die ausbleibende Erfüllung beschämt zu werden:

„Natürlich in Berlin, oder meinst du, wir sollten in einer der Westzentralen ein Labor aufmachen? Essen oder Düsseldorf? Eine Universitätsstadt muß es schon sein. Köln? Nein — die Universitätsinstitute sind durch die vielen Assistenten und Studenten nicht genügend gegen Indiskretion geschützt!“

Gert zog nicht recht. Bivys Eltern waren tot und die Malariaherde samt den Anophelinen weit.

Die große Aufgabe, die Bivy ihnen beiden gestellt hatte, war nach seiner Meinung eine andere.

Bartholomäus war so entgegenkommend, trotz der einwandfrei feststehenden letzten Worte Bivys, ihn um eine Erörterung seines keckerischen Standpunktes zu bitten. Gert tat es und bezog sich auch auf Worte Bivys, die sie allerdings früher, dafür aber auch nicht in der Agonie, gesprochen hatte:

„Wir sollten unsere beiden halben, verpfuschten Leben zu einem starken, kraftgeladenen zusammentun. Wir denken und handeln auf gemeinsame Rechnung. Ich meine das so: wir nehmen denselben Namen an, du erfindest als Chemiker, ich dichte und schreibe, aber unsern Ruhm und Erfolg werfen wir zusammen. Jeder genießt im eigenen Namen alles, was der andere schafft. Jeder hat alle Rechte von uns zweien in sich gesammelt.“

Bartholomäus war gewohnt, daß er die Lösungen fand, die das Leben der beiden Freunde bestimmten. Aber dieser Einfall des Dichters war so überwältigend, daß er seine eigene Wichtigkeit vergaß und hilflos lächelte, ganz glücklich und überzeugt. Endlich fand er einen Griff, mit dem er Gert anpacken konnte:

„Du wirst eine Detektivgeschichte daraus machen, weiter nichts! Dabei könnte man diese Idee so wunderbar durchführen. So, daß nicht das Tipfelchen eines Gesetzes verletzt würde. Ganz groß, richtig und überlegen.“

Aber Gert hatte sich wirklich vorgenommen und beschwor es bei den Gebeinen Bivons, ihrer Schutzheiligen, niemals diese Idee, die doch ein sicheres Kaisertum über die in Menschatome zertrümmerte Welt bedeutete, durch eine vorwizige Veröffentlichung zu gefährden.

Sie schwärmten in Hyperbeln und teilten die Reiche der Erde schon unter sich auf. Dann kamen Bedenken und Ernüchterung. Gert bemerkte schüchtern:

„Nur der Start wird schwierig sein! Wie kriegen wir den gleichen Namen? Ohne eine kleine Urkundenfälschung geht es nicht ab!“

„Man kann seinen Namen ändern. Heutzutage braucht man nur die Genehmigung des Ministers. Macht gar keine Schwierigkeit. Wir einigen uns auf —“

„Mannsfeld! Ich lege keinen Wert darauf, neue Strauwiße in die Welt zu setzen!“

— „Wir nehmen einen neutralen Namen. Dichter, dichte!“

— „Erfinder, erfinde!“

— „Alter ego — zweites Ich!“

— „Das könnte höchstens der Vorname werden, abgekürzt A. E. Alfred Ernst. Aber der Nachname!“

— „Ich hab's! Zwiemann. A. E. Zwiemann!“

Großer Jubel. Das Wichtigste war schon geleistet.

Dann machte Gert wieder Einwendungen:

„Aber derselbe Minister wird doch nicht zwei Leuten den gleichen Namen verleihen!“

„Nein, aber dir der Justizminister in Berlin, mir der in München. Oder der Reichskanzler von Meiningen — wenn du ganz sicher gehen willst. Du siehst, jede technische Schwierigkeit ist lösbar!“

„Nur nicht die, aus unseren beiden kranken Lungen eine gesunde zu machen! Und darauf käme es letzten Endes an, wenn wir ganz ehrlich sein wollen!“

Aber sie waren noch gar nicht ganz ehrlich, konnten es auch noch nicht sein. Gerade die Gewißheit, durch die Krankheit vor der Wirklichkeit geschützt zu sein, leuchtete als Stern über ihnen. Unter ihm ließ sich das Zwiemannstatut gemeinsam dichten. Es wurde ein Pakt, es wurde eine ganze Akte.

Bartholomäus begeisterte sich immer mehr:

„Weißt du, daß wir auf dem Wege sind, wirklich den neuen Kaiser zu finden, den unangreifbaren, unverletzlichen, der immer hinter einem anderen steht? Die Zweisheit, die zusammen Tag und Nacht ist, Aufgang und Untergang, rechts und links. In Zwiemanns Reich geht die Sonne nicht mehr unter!“

Gert war Schriftsteller. Er hatte daher die verantwortlichere Phantasie. Er mußte andere mit Worten überzeugen, nicht nur Worte machen, und war seine Kritiker gewohnt. Bartholomäus hieb kräftig über die Stränge; was er dichtete, wurde nie durch Mißerfolg kontrolliert. Er begann also:

„§ 1. Die Doctores philosophiae Gerhard Strauwitz und Bartholomäus Mannsfeld schließen einen lebenslänglichen Bund, kraft dessen sie künftighin Namen und Herkommen ablegen, Alfred Ernst Zwiemann heißen und von den in ihrer Wahl stehenden Behörden sich dies bestätigen lassen. Ihr Lebensalter beträgt genau 30 Jahre, beginnend mit dem Datum dieses Vertrags, der in Zukunft als ihr Geburtstag gefeiert wird.“

Gert hörte sich viele solcher Paragraphen geduldig mit an. Ihn interessierten nur Einzeldinge, wie z. B. die Unterschriftenfrage. Sie wurde so geregelt, daß Wivys Vermögen auf den Namen

Zwemann übertragen wurde, auch Gert erhielt sein Scheidungsbuch. Er setzte Berlin als Wohnsitz für sich durch, während Bartholomäus in einem westlichen Zentrum residieren wollte. Außerlich getrennt, wollten sie ihr Geschäft nach dem Beispiel der beiden Igel aufziehen, die oben und unten in der Ackerfurche sitzen und dann einen Hasen zwischen sich zu Tode hegen. Gezeichnet wurde durch eine mit einem Schriftsachverständigen genau geübte Unterschrift, meist mit gestempeltem Namenszug und handschriftlich beigelegtem Anfangsbuchstaben.

„Über die Frau werden wir uns nicht einigen können“, meinte Gert.

„Wieso? Grundsätzliche Freiheit. Aber der andere hat je weils das jus primae noctis.“

„Primae — nein! Entschuldige — ich bin oder war vielmehr Philologe. Primae heißt: der ersten. Ich konzediere: ultimae noctis — der letzten Nacht. Das wäre gar nicht schlecht. Zunächst hat jeder Wahlfreiheit, aber er hat das Recht, vom anderen den lösenden Eingriff zu verlangen. Jus ultimae noctis, zu deutsch: der Schlaf der enttäuschenden Nacht!“

Bartholomäus hatte sich wieder viel zu sehr an die Sache verloren, um sich gegen solchen Spott wehren zu können. Auf die Dauer siegte aber doch seine Beharrlichkeit:

„Ich sehe noch eine ganz andere Gefahr: wenn wir beide dieselbe Frau lieben!“

Gert schüttelte den Kopf: „Wir haben mit Bion — entschuldige, daß ich von Bion spreche — die besten Erfahrungen gemacht. Entweder eine Frau ist schlechter als Bion, dann sollen uns Bions Manen helfen, oder sie ist gleichgut, dann hilft sie selber, und es kann uns nichts mit ihr passieren. Besser aber als Bion kann keine Frau sein!“

Bartholomäus lehnte ab: „Das sind nur Spitzfindigkeiten.“

Gert blieb bei seinem Thema:

„Ich werde eine Frau nur lieben, wenn sie ein Ohr, einen Finger oder das Lachen Bivys hat. Oder nicht hat und ich sie darum liebe, weil sie mich über meine Trauer um Bivy gerade durch den Gegensatz hinwegbringt. Aber mit Bivy — so oder so — wird sie immer etwas zu tun haben.“

Bartholomäus wurde traurig: „Ich könnte nie wieder eine Frau lieben, die an Bivy erinnert.“

Gert stimmte zu: „Ihr beide gehörtet eben zusammen. Darum bleibt die Erinnerung an sie immer heilig für dich, einmalig, du kannst sie nicht fortsetzen. Eine ganz andere Frau muß kommen, um dich wieder zu binden.“

Bartholomäus wollte davon nichts wissen. Es gäbe nur Bivy für ihn.

Gert schüttelte den Kopf: „Für mich! Weil sie dich mehr geliebt hat als mich. Und dadurch bist du mir doch immer über, und ich werde es nie einholen können. Immer bist du der Kaiser, denn sie hat dich dazu gemacht.“

„Ich danke ab — zugunsten Zwiemanns!“

3

In der Achse des Tals, ganz weit weg stand das Einzenhorn. Ihm galt morgens Bartholomäus' Aufstehblick. Denn das Einzenhorn machte das Wetter. Mehrere Wochen schon lag der schwere Sommerhimmel auf ihm, ganz ohne Wolkenpolster. Das Einzenhorn war von Tag zu Tag kleiner geworden, nebensächlich, eingeschrumpft. Andere, nähere Schneefelder lockten die Skiläufer; die schwarzen steilen Einzenhänge, jäh und

unnahbar wie die des Matterhorns, blieben vergessen. Da aber sah Bartholomäus eines Morgens, wie sich eine ganz lange weiße Fahne vom Tinzhorn löste und über das Tal wehte. In einer kleinen halben Stunde waren noch ein paar andere parallele Striche in den Himmel gezeichnet, waagrecht übereinander. Uha, jetzt kommt der Föhn!

Eine glücksende Unruhe bemächtigte sich nun des Schnees. Auf den Dächern fing es an. In den Abflußröhren kochte und drängte es; eine Panik war im Schnee entfesselt: nur fort, hinab, hinaus, hinunter in die Welt.

Eine feine weiße Mulldecke breitet sich über das Tal, ließ alle Wärme von oben durch, hielt aber die Rückstrahlung ab. Die Luft stückte wie in einer überheizten Stube, aber Badestube mit Wasserrohrbruch: der Boden schwamm.

„Und wenn der ganze Schnee verbrennt“, knurrte Bartholomäus, „ich muß hinauf!“ Er wurde rot dabei, aber er versuchte kaltschnäuzig zu sein.

„Wozu hinauf? Wohin hinauf?“ fragte Gert.

„Ich muß hinüberschauen. Hast du denn kein Blut in den Adern?“

„Nein. Heute kommt mir alles vor wie Wasser, in mir, um mich herum. Heut wird Bivons Grab schneefrei. Ich möchte hinaufgehen und Schneeglöckchen pflanzen.“

Gert wandte bewußt das äußerste Mittel an, um Bartholomäus von seiner Föhnstimmung abzulenken. Bartholomäus faßt seine Bemerkung als Taktlosigkeit auf und schwieg.

„Du könntest mit hinaufgehen“, versuchte es Gert nach einer Weile noch einmal.

„Ich habe nichts zu pflanzen“, entgegnete Bartholomäus.

„Doch!“

Gert hatte schon gesehen, wie Bartholomäus seine Nagelschuhe zum Einfetten gegeben hatte, und war entschlossen, mit schärfster Dosis die Bergkrankheit zu bekämpfen: „Unsere lex Zwiemann, der codex Zwiemannicus, ist fertig. Wo aufheben? Ich habe mir überlegt: wir graben ihn über Bion ein. Rasen und Schneeglöckchen darauf. Der einzig sichere Platz auf der Erde. Mitnehmen können wir den Band doch nicht, denn im Krematorium wird nichts durchgelassen, was lichterloh brennt. Also, aus unserer bereiten Portehaise, wie Friedrich der Große von seinem Sarg sagte, fischen sie das Ding wieder heraus. Und der Pakt ist wirklich nichts für Erben!“

„T. B. ist eine Gemütskrankheit. Eine Verrohungsspsychose. Beobachte ich längst. Du bist auch soweit, daß die Bazillen dir das Gemüt anbohren.“

„Meinst du! Deine Sucht, über den Bergrand hinüberzuschauen, hat aber nichts mit der Psychologie deiner Herren Mitbewohner zu tun? Wie? Die Bießer quellen auf in der lauen Bruthitze — das ist alles!“

Gert hatte bei Bartholomäus einen Wutausbruch erwartet. Dessen Mäßigung machte ihn besorgt. Dabei konnte er den Gedanken nicht einmal erraten, den Bartholomäus allein weiterspinn, als er sich über die Verandabrüstung beugte und auf den fernen Lawinendonner horchte: „Was hält mich noch davon zurück, mit einem der großen weißen Schlitten hinab in die Unendlichkeit zu sausen?“

„Na, wie du willst!“ sagte Gert schließlich, als ihm Bartholomäus beharrlich den Rücken zukehrte. „Ich gehe dir heut auf die Nerven. Also beim Frühschoppen auf Wiedersehen!“

Raum war er draußen, läutete Bartholomäus Sturm. „Zum Donnerwetter, wo bleiben die Schuhe?“

Sie kamen endlich; er zog den Lodenanzug an und stürmte los.

Die Schatzalpbahn brachte ihn im ersten Anlauf bis an die Waldgrenze. Oben ließ er sich Schneereifen geben, um, ohne bis zum Bauch einzusinken, durch den Schnee stapfen zu können. „Einmal packt es halt einen jeden!“ dachte der Schlittenvermieter — aber er konnte es nicht ändern. Als Sicherheit für die Rücklieferung der Schneereifen ließ er sich vorsichtshalber die doppelte Taxe hinterlegen.

Der Schnee war hier noch nicht zermatscht, zwar nicht mehr pulverig, aber vorzüglicher Sulz, grobkörnig, hart; er hatte Föhn, Sonne und Nachtfroste überstanden.

Das Tal sank mit jedem Schritt tiefer in die Erde, Häuser und Kirchtürme wurden zu unbeachtlichen Spielzeugen. Die Berge wuchsen höher, neue Gletscher breiteten sich an ihren Weichen aus. Hier begann überhaupt erst das Gebirge in seiner vollen Größe. Unten das Tal war ein kleiner Spalt, schwarz und schmutzig, eingerissen in die reine Weiße des Hermelins. Dessen Träger ging Bartholomäus nun suchen.

Das Schiahorn sollte ihm zunächst Auslug geben; von dort sah man übers Schanfigg weg den Rhein. Und der Rhein floß doch ins unendliche Meer. Ein Rudel Schneeschuhläufer kam vom Strelapafß herunter, pfeilgeschwind. Batsch! da lag einer. Aber die anderen brachten einen sauberen Telemark zustande. Richtungswechsel. Mit einem Jauchzer verschwanden alle in der Tiefe.

Er stapfte weiter. Der Atem wurde manchmal knapp, die Sonne mit jedem Schritt heißer, da der feuchte Dunst im Tal steckenblieb. Allmählich wurde die Watte auf der Talsohle immer dichter. Es war gar nicht auszubedenken, noch vor Abend in diese stickige Enge wieder hinunterzumüssen.

Die Luft war hier oben ganz klar, durchsichtig, wie vor großen Wetterstürzen. Bartholomäus schwitzte, daß ihm die Haut zu schmelzen schien. Aber er fühlte sich wohl dabei — bis auf den harten, lästigen Stein in der Brust. Er spürte deutlich das Fremde, die körperliche Substanz. Ich will das heraushaben! Ich hasse den Bienenstock da drinnen, oder was es ist! Er warf sich in den Schnee und wälzte sich. Ganz vergebens.

Kurz vor dem Strelapaß überlegte er. Da noch hinauf auf das Schiahorn? Nur bei hartnäckiger Selbstmordabsicht wäre das um diese Jahreszeit und Stunde ratsam gewesen, die aber hatte er ausgeschwitzt. Er entschied sich zum Weg nach der Dorfstälhütte, die vom nächsten Hang herüberleuchtete, ungefähr in gleicher Höhe, auf einem Horizontalweg zu erreichen. Viel Kesselfonne spielte in den Fenstern. Er kannte den Wirt und seine Schwester. Dort übernachten! Sonnenaufgang! Er jauchzte los.

Oben im Zenit wurden ein paar unruhige Wolken zusammengeführt und zu lustigem Schnee zerschlagen. Der Föhnwind ward zusehends schwächer. Ein Wettersturz lag in der Luft. Aber für heute langte es sicher noch zu einem Abendrot mit Götterdämmerung.

Im Dorfstäl war er der einzige Gast. Die Kaze lag im Nähkorb und schnurrte. Kaiserschmarren war für den Abend vorgesehen. Sasella schon im Krug, schneegefühlt, rot und kalt, wie Lachsblut.

Vom Fenster übersah man das Dorf und den Platz. Quer lag das Sanatorium, staute die Straße, zwang sie abzubiegen, einen Knick zu machen und neue Richtung zu suchen. „Ob er sich sehr ängstigen wird? Der Tempelschänder! Der Sünder gegen den Zwiemanngeist. Recht geschieht es ihm!“

Der zweite Schoppen Safella erweichte sein Herz. Er rief unten an und verlangte Gert.

Nur noch ein durchschüttelter, von Angst zerfressener Felsen stürzte nun ans Telephon. Als Gert hörte, wo Bartholomäus war, schrie er:

„Ich komme sofort hinauf und hole dich!“

„Wirst du schön bleiben lassen! Mit deinen Storchenebenen! Morgen früh erzähle ich dir, was hier oben los war!“

Gert ließ nicht locker. Er drohte mit der Zwangsjacke. Er beschwor Bartholomäus bei ihren Heiligen, deren es für sie nun zwei gab, Bivy und Zwiemann.

„Ich unterschreibe den Pakt, heute noch, heute abend noch; aber ich muß dich hier bei mir haben! Außerdem — von Sonnenaufgang keine Rede. Ich habe die Wetterberichte gelesen. Ein Tief über dem Golf von Genua! Die Zentralalpen haben zwar noch warme Südwinde, aber in Stuttgart und München hat der Rückschlag schon eingesetzt, 4 und 6 Grad unter Null. Weiter nördlicher stürmisches Dzeanwetter . . . Morgen haben wir die Schweinerei hier!“

Bartholomäus schwankte noch. Hier für ein paar Tage einschnellen, wenig anziehend! Das Maximum an Genuß war mit dem zweiten Schoppen Safella erreicht. Er frug die Wirtin:

„Kann mich Ihr Bruder nachher hinunterlotsen?“

Es wurde ihm nach einigem Bedenken zugesagt.

Darauf rief Bartholomäus entschlossen in den Apparat:

„Ich bin zum Abend wieder bei euch. Bedingung: Du hegest mir den Dr. Waag nicht auf den Hals.“

Beim dritten Safella hatte Bartholomäus dann doch wieder Reue. Aber der Heuschlitten lockte jetzt, mit dem er talab gefahren werden sollte. Eigentlich wollte sich der Wirt auf die

Rutschfahrt nicht einlassen, weil dem Schnee nicht mehr zu trauen war; schließlich tat er es doch. Tiefer unten brach schon an manchen Stellen der Rasen hervor.

„Daß du mir zur Nacht wieder raufkommst“, rief die Schwester dem Bruder nach. Ein solcher kleiner Satz kann manchmal über Tod und Leben entscheiden.

Stellenweise schien wenig Aussicht, überhaupt mit den Rufen ins Gleiten zu kommen, denn die Schneedecke hatte mehr gelitten, als sich annehmen ließ, und ein paarmal fielen sie kopfüber in den Matsch. Kurz vor dem Dorf kam dann die Katastrophe. Die Ursache wurde für Bartholomäus nie völlig aufgeklärt, denn er verlor bei dem Sturz das Bewußtsein, und der Führer kehrte, dem Wunsch der Schwester getreu, noch in der Nacht wieder heim. Bartholomäus hat ihn deshalb nie wieder gesehen.

Bartholomäus kam wieder zu sich, als er mit verbundenem Kopf auf einer Bahre ins Sanatorium eingeliefert wurde. Noch halb im Traum hörte er das eilige Tappen von Ärzten und Schwestern über den glatten Stußbelag.

Die Kopfwunde hatte nichts zu bedeuten, aber der Barometersturz und die 700 Meter Abfahrt samt Föhn und April hatten den Stein in seiner Brust in Bewegung gebracht. Er sollte ersticken und wehrte sich. Es kamen mehrere Stunden über ihn, in denen alle seine Kräfte für den Kampf im Inneren mobilisiert waren. Er sah und hörte nichts mehr, was um ihn vorging, aber er war doch nicht bewußtlos, sondern gesteigert wach. Er kämpfte mit sich selber um sein Leben. Wenn er den Bruchteil einer Sekunde ausgelassen und nachgegeben hätte, wäre er verloren gewesen, wie der Schwimmer, der in eine Unterströmung gerät. Vor seinem Bett stand die Totenkommission:

Professor, Oberarzt, Oberschwester und drei Assistenten. Unter Einhaltung von Rang und Etikette, unverbrüchlicher als es die Militärs je gekonnt haben, waren die Handreichungen unter sie verteilt. Aber es war hier eigentlich gar nichts zu machen. Es wand sich ein Mensch in Krampf und Zuckungen; er wollte das Fremde in sich, das seinen Körperstaat vergiftete, herauswürgen.

„Er quält sich unnötig“, meinte der Oberarzt. „Eine M.-Spritze?“

Der Professor wußte nicht, was los war, sah aber, daß es sich nicht nur um einen Blutsturz handelte, den er in Tausenden von Fällen beobachtet hatte. Das war sonst das Aufbrechen einer Sperre, ein Lösen, beinahe eine Erlösung, oft mit einer inneren Bereitschaft des Patienten, sich zu verströmen. Aber hier kämpfte ein Körper, in dem ungebrochene Kraft um Gesundung rang. Soviel Wille ist nicht vergebens. Aus dieser Erfahrung heraus — nicht aus wissenschaftlicher Erkenntnis — lehnte er das defaitistische Morphinum ab und entschied so den Sieg des gefährdeten Lebens.

Als Bartholomäus nach den schweren Stunden plötzlich eine Erleichterung fühlte, als sei sein Herz von einem Eisenring befreit und ungeahnte Raumfülle in ihm freigeworden, hörte er zunächst das Gelächter der hier sonst immer mit feierlicher Feststellung des Todes abgehenden Kommission.

„Ein Echinokokkus!“ hatte der jüngste Assistent plötzlich gerufen. Ganz gegen das Zeremoniell, denn er war nicht gefragt worden, aber die Diagnose hatte ihn so sieghaft überfallen, daß er sie los werden mußte und wenn sie ihm die Stellung kostete. Aber die Treffsicherheit einer Meinung ist manchmal ein Willensgrund. Der Professor wiederholte das schwierige Wort,

erst nachdenklich, dann immer fröhlicher, bis die ganze Gruppe samt den Schwestern sich über diesen Einfall wie über einen ausgezeichneten Witz zu erheitern wagte.

„Wie sind Sie denn zu dem Hundewurm gekommen?“ rief der Professor. Er sprach ganz kollegial mit Bartholomäus, als Gesunder zu einem Gesunden. Bartholomäus hatte das heizspiellose Glück gehabt, daß ihm ein Echinoskoffus statt in die Leber, wie üblich, in die Lunge gespült worden war, dort seine Blasen aufgetrieben hatte und nun durch die in Davos erlernte Husttechnik herausbefördert worden war. Eine in dieser Umgebung ganz ungewöhnliche Heiterkeit lag über den Ärzten, die gleiche, wie sie bei den Geburtshelfern, selbst nach dem schwierigsten Kaiserschnitt, bei dem ersten Schrei des Neugeborenen immer wieder wundervoll erwacht. Ein Menschenleben ist wieder frei!

Der Professor betrachtete wohlwollend das unappetitliche Gebilde und erwog, wie man es für seine Sammlung präparieren könne.

Bartholomäus sprang aus dem Bett. Der Boden schwankte noch wie ein Rahn, in den man hineintritt; aber es ging, er konnte wieder auf seinen gesunden Beinen stehen. Ausgeschlossen, daß er jetzt noch lag.

Dr. Waag erinnerte den Professor halblaut mit grausamen Fachausdrücken an Blutproben und Röntgenröhren, mit denen man das Gottesurteil hätte überprüfen können. Aber der erfahrene Mediziner verließ sich auf seine Sinne. Er lehnte jede Berechtigung ab, Bartholomäus noch Vorschriften zu machen. Die kleine Wunde vom Schlittensturz ließ sich ambulant behandeln. Er erklärte abschließend:

„Ihr Herr Hundewurm war ein aparter Sonderling. Kommt in Millionen Fällen einmal vor. Nachdem er jetzt draußen ist,

möchte ich für übermorgen über dies Zimmer anderweitig verfügen dürfen. Sie sind als Gesunder im Kurhaus oder im Belvedere ebensogut aufgehoben als bei mir. Für heute abend werde ich Ihnen eine Pulle meines „Mineralwassers“ für den Privatgebrauch herausschicken. Oberschwester — Sie machen das! Mumm steht darauf, Cordon rouge. Empfehle mich bestens!“

Als sich die peinliche Kommission entfernt hatte, wagte sich Gert leise ins Zimmer zu schleichen. Er trug den Zwiemannspakt unter dem Arm, den Federhalter in der Hand. Er war bereit zu unterschreiben. Die Angst um Bartholomäus hatte ihn weich gemacht.

Bartholomäus nahm ihm wortlos das Buch ab, zerriß es und verbrannte die Fäden. Es hatte sich ein Wunder in ihm und um ihn ereignet. Er war mehr als nur begnadigt. Jeder von Menschen Verurteilte hat und darf die große Hoffnung hegen, daß sie ihn loslassen oder er entweichen kann. Die Natur ist ohne Willkür; der von ihr Gezeichnete kann sich nie mit Hoffnung trösten, er weiß ganz genau, daß er verloren ist. Nur Märchen und Film negieren den Kausalzusammenhang. Aber von Bartholomäus war das Todesurteil genommen, das die Wissenschaft über ihn gefällt hatte. Er war wiedergeboren. Hell, mild und gütig sahen die Dinge rings auf ihn herab. Kein lautes Wort, nur ein langer Händedruck war zwischen den Freunden möglich.

Nach der Flasche Mumm gingen beide aus, sich als Männer richtig zu betrinken. Nicht im Kurhaus, nicht in der Bar! Sie suchten die Walliser Weinstube auf, in der abends die Führer und Kutscher, Briefträger und Portiers saßen und den offenen Roten in einer holzgetäfelten Stube vom Saaltöchterchen Anneli auf den Tisch gestellt bekamen. Da gab es keine Musik

und keinen Krach. Dort wurde schweigend getrunken und Karten gespielt, oder es wurden Geschichten erzählt, von Touren, von Unglücksfällen, dem Vieh und Lawinen.

Diesmal dauerte es bis zum grauen Morgen.

Mit einem heißen Schwarzen im Leib wagten sie den Heimweg. Der Himmel schleifte über dem Talboden. Es flockte um sie herum, daß man die Hand kaum vor den Augen sah. Da erhob sich plötzlich ein Brüllen über ihnen, ein Krachen, Donnern, Bersten, als sei die Erde auseinandergesprungen. Der Boden zitterte, der Luftstrom warf sie nieder. Dann noch tiefere Stille als vorher. Es schneite weiter. Sie erhoben sich und schlichen nach Hause.

Zwei Tage später, als das Schneetreiben endlich aufhörte, um Bartholomäus' Umzug aus dem Sanatorium ins Hotel zu ermöglichen, sammelte sich die große Rettungskolonne und marschierte schweigsam aus, mit vielen Spaten und letzter Hoffnungslosigkeit. Auf dem Hang, wo die Dorfställhütte gestanden hatte, war nur noch ein breites, zerklüftetes Lawinenbett zu sehen. Und zwei Tage schon hatte es darauf geschneit. Weit unterhalb der ursprünglichen Lage grub man aus den Holztrümmern die Kaze noch lebend heraus. Aber die anderen, der Wirt, die Schwester und der Hund taten, als ob sie schliefen, und waren nicht mehr aufzuwecken.

Wenn man das Niedergehen der Lawine gleich auf die Dorfställhütte bezogen hätte, wären sie vielleicht noch lebend herausgekommen. Aber so hatte man das Unglück überhaupt erst entdeckt, nachdem das Wetter wieder aufhellte.

Ein Engländer hatte mit dem Glas frühmorgens nach der Hütte gesucht, zu der er aufsteigen wollte. Er rief einen

Hausdiener und frug, wo sie nun eigentlich liege. Der sah, daß sie unter der Lawine versunken war, und schlug Alarm.

„Hast du gehört?“ frug Gert, als er eine Stunde später zu Bartholomäus kam. Er war beinahe ängstlich, wie Bartholomäus reagiere. Um Gottes willen, nur keinen Gefühlsausbruch, denn er konnte doch nichts für die unbändige Vorangst an jenem Nachmittag, durch die er Bartholomäus von der Stätte des Verhängnisses herabgelockt hatte.

Bartholomäus sah ihn feierlich an: „Ja, ich habe schon gehört. Und ich habe eben nach München telegraphiert, an Professor Damm, daß er dich operieren soll. Er kommt morgen mit dem Flugzeug. Jetzt oder nie — keiner von uns soll gesund werden, oder wir beide.“

Damm kam, aber nicht mit dem Flugzeug, auch nicht per Bahn. Er hatte zunächst einmal von dem telegraphisch angewiesenen Honorar jedem in seiner Familie ein Pferd gekauft und ritt mit seinem Sohn von München bis Lindau. Er hatte manchmal solche Einfälle.

„Daran sieht man, wie genial er ist“, sagten die Davoser. Unter den auf das Nüchterne eingestellten Mediziniern wirkte der große Chirurg wie ein Geck und Charlatan. Mit der besten Eleganz, die sich überhaupt in den Bewegungen eines Mannes denken läßt,bürstete er sich 30 Minuten lang vor der Operation die Nägel, fröhlich wie ein Schauspieler vor einem ganz sicheren Auftritt. Dann kam die feierliche Bekleidung seiner Hände. Nur eine Spezialschwester konnte ihm die Handschuhe richtig anziehen; er nahm sie überall mit. Dann bewegte er sich zwischen seinen Apparaten und Instrumenten, ein Zauberer, ein Gott, sicher, zweckmäßig und wunderbar schön.

Gert wurde in Bartholomäus' Gegenwart narkotisiert. Es war entsetzlich mitanzusehen, wie er langsam schwächer wurde, willenlos, bewußtlos, eigentlich tot. Dann bat man ihn hinaus. Die Milchglastür schloß sich hinter ihm.

Es dauerte eine Stunde. Bartholomäus durchlitt alle Quälereien, die der Körper nebenan in der Narkose nicht empfand. Die Instrumente, die nach dem Gebrauch in die Kochschale geworfen wurden, klapperten höhnisch. Ab und zu ein leiser, sicherer Befehl. Entsetzliche Pausen. Ein Krachen, als ob jemand den Deckel einer Zigarrenkiste durchbräche. Es waren die Rippen. Dann war es totenstill drinnen. Warum machen sie nicht weiter? Kein Instrument fiel mehr. Kein Laut. Dann endlich die ganz klare, präzise Stimme: „Bitte dickere Seide! Bitte rasch!“ Noch eine Totenminute, dann ein Aufatmen drüben, ein Wärmerwerden des Raums, das erste Geflüster.

Damm erzählte zwei Tage darauf in seiner Münchener Vorlesung, was geschehen war.

„Es gibt eine anormale Verlagerung der Norta, die ich zu spät sah, gerade als ich die Schere zudrückte. Ich mußte bei dem Widerstand der Rippe beide Arme gebrauchen. Ich ahnte plötzlich, daß im Bruchteil einer Sekunde ein armdicker, roter Strahl mir entgegenspißen werde. Meine Damen und Herren, es kam nicht darauf an, was ich dachte, denn jeder Gedanke kam schon zu spät, sondern was ich tat. Ich rief dickere Seide, noch ehe ich gesehen hatte, was man mir reichen würde, und nähte die Schnittstellen der Norta. Der Patient ist wohlauf, wie ich eben aus einem Telegramm erfahren habe. Ich halte ihn für genesen.“

Der große Arzt behielt recht. Nach einem Monat wurde auch Gert aus dem Sanatorium ausquartiert. Über die Liegehallen

raschelte das Geraune: „Wieder einmal einer, der geheilt worden ist!“ Immerhin — so bombensicher wie bei Bartholomäus war das Ergebnis nicht.

Wieder feierten die beiden in der Walliser Stube, aber der Heimweg führte diesmal durch eine klare, hohe, hallende Nacht. Und trotzdem waren die zwei Menschenherzen noch größer als der Raum um sie und über ihnen; nichts kann so weit sein in der Welt als ein Herz, in dem das demütige Glück aufquillt, daß Gott wahr, wirklich und gnädig ist. Durch die zerlöchernte Himmelsdecke regneten die Sterne herab, sie rieselten in goldenen Garben, und Gert breitete die Hände aus, damit keiner dem Schöpfer entgleite.

Sie sahen oben die Narbe am Schiahorn, wo die Dorfställe hütte gestanden hatte.

Ganz dicht unterhalb der Straße brach plötzlich ein Surren los, als ob eine Legion Hornissen ausgeschwärmt sei. Hartes Scheinwerferlicht bohrte einen Tunnel in die Nacht. Der Schnellzug rollte vorüber. Die roten Schlußlampen winkten beruhigend zurück. Aber das Echo der Bergwände war nun einmal aufgewacht. Es dauerte lange, bis der letzte Pfiff drüben am Talschluß verhallte.

Bartholomäus schlug Gert auf die Schulter:

„Du! Das ist unser Zug. Nächste Woche! Morgen bestell ich die Karten.“

Das Wort schlug ein wie ein Blik. Gert sah seine Seele auf einmal bis in den letzten Winkel durchleuchtet, und gerade dort lag ein fremder, ekelhafter Fetzen Angst. Gert wußte, daß es in Bartholomäus im Grunde genau so aussah. Sie waren bis jetzt hier oben Gefangene gewesen, mit einer versiegelten Order, wann sie marschieren mußten. Niemals hatten sie daran gezögert, daß der Befehl zurück ins Leben lauten würde.

Als Bartholomäus plötzlich aus der Gemeinschaft der T. B. Kranken ausgestoßen war, die nach harten, aber haltgebenden Gesetzen unter der Diktatur der Medizinmänner lebten, hatte er nicht eher geruht, als bis er Gert auch soweit bekam. Und nun standen sie beide vor der Abfahrt hinunter in die aufgerührte, unheimliche Welt.

Beide machten nun Tag für Tag lange, ziellose Wege, voll Bedrängnis und Unruhe, aber die Sorgen ließen sich nicht hineinstampfen in den unbeteiligten, mitleidlosen Schnee.

Gert machte Bartholomäus eines Abends den offenen Vorwurf, daß er den Zwiemannpakt verbrannt habe. Bartholomäus erwiderte, daß es keines Segens Papier zwischen ihnen bedürfe. Den Zwiemann könnten sie auch ohne das leben. Gert meinte, ein gemeinschaftliches Ziel müßte zunächst einmal festgelegt werden. Bartholomäus bekam wieder Zuversicht, weil Gert jetzt so ernst und ehrlich den Zwiemanngedanken aufnahm. Er setzte sich sofort auf ein ganz hohes Roß mit vielen Pegasusflügeln und erklärte: „Wenn zwei Wunderfinder wie wir ausziehen, dann müssen sie sich die Welt erobern wollen!“

Gert lehnte die erste Rolle ab: „Gut — ich will dir helfen. Da du doch einmal der Kaiser bist.“

Bartholomäus verbat sich den Rückgriff auf ihre T. B. Spielerei und verlangte von seinem Freunde mehr: „Wenn schon jeder von uns beiden Zwiemann ist, so ist keiner die zweite Hälfte, sondern jeder immer der Ganze. Wir schenken einander nichts; es gehört alles von vornherein jedem von uns. Du schreibst ein Buch, es macht dich berühmt, dich, A. E. Zwiemann — auch mich. Ich erfinde das Mittel gegen die Malaria, leite ein neues Zeitalter ein mit gesunden Tropen und erstarkten farbigen Rassen — de i ne Erfindung ist es, auf de i n Bankkonto

fließen die Millionen. Keiner schmälert den andern oder steht hinter ihm zurück — jeder wird durch den andern immer nur mehr, immer größer; die Welt beugt sich vor dem Doppelgenie, dessen Wirklichkeit sie nicht begreifen, aber nicht leugnen kann.“

Gert hatte das grundsätzliche Bedenken, ob man durch einen logischen Dreh eine neue Wahrheit gewinnen und durch einen juristischen Kniff eine neue Gemeinschaftsform erschaffen könne. Beides mußte er aber zugeben. In dieser Hinsicht hatte Bartholomäus recht. Jede neue, die bisherige Weltanschauung umstoßende Einsicht beruhte auf einem solchen Dreh, die Logik war überhaupt die Lehre von den Kniffen, wie man lange Denkumwege quasi mechanisch vereinfachte. Und das ganze menschliche Staats- und Gesellschaftsrecht beruhte schließlich auf einer einmaligen Findung.

Je länger Gert den Zwiemanngedanken ausspann, desto mehr begeisterte er sich. Zwiemann war wirklich mehr als Dreh und Kniff, es war eine metaphysische Juristerei. Es galt die Grenzen des Einzel-Ichs zu sprengen, weiß Gott: einen Doppelmenschen zu schaffen. Bisher waren die menschlichen Bindungen zumeist an Neid und Eifersucht zerbrochen. Die aber waren ja beseitigt, dieser Klappenfehler des menschlichen Herzens war extirpiert. Man kann doch auf sich selbst nicht eifersüchtig sein! Aber im Negativen? Bei einem Fehlschlag? Richtig: da entwickelte sich sogar ein Stück neuer Moral. Es war unmöglich, im Stich zu lassen und im Stich gelassen zu werden. Es war endlich eine einzige Rechtsbindung ohne Scheidung geschaffen. Es wurde ein Zueinanderhalten Wirklichkeit, wie es sonst nie und nirgends in den Rechtsbüchern auch nur gefordert werden konnte.

Bartholomäus gestand freimütig, daß ihm die metaphysischen Hintergedanken Gerts ursprünglich unbekannt gewesen

seien. Er habe wirklich mehr an die Wirkung nach außen gedacht, an die merkwürdige Tatsache zum Beispiel, daß niemals eine Verwaltung eine Polizeistrafe gegen sie durchbringen könne, weil immer ein Alibi da sei. Daß auf der ganzen Welt der Dichter Zwiemann von den Bankkassierern so höflich behandelt werde wie ein Industriekapitän, und der Chemiker Zwiemann in den Theatern die Direktorenloge bekäme, auch die Autorenblicke der sensationslüsternen Frauen. Aber Gert erklärte, das sei ja gerade die Probe aufs Exempel: wenn man nur an einer kleinen Stelle an die Wahrheit rühre, zündeten gleich allerorten Funken und Blitze, die der vorwige Laster niemals habe ahnen, geschweige wünschen können. Es sei wieder einmal eine Art Multiplikation entdeckt. Vielleicht sei die Erfindung sogar so wichtig wie die, statt nur immer zu addieren, ganze Zahlenreihen mit einem „Mal“ zusammenzufassen. Zwei Menschen würden durch diese Namensidentifikation nicht nur addiert, sondern gleich vervielfacht. Wie das $(a+b)^2$ überraschend zu zwei Quadraten aus a , zwei Quadraten aus b und dem doppelten Produkt beider führe — $a^2 + 2ab + b^2$. So etwas ähnliches ginge mit ihnen beiden nun vor. Zwei Augenpaare sehen ja nicht dasselbe doppelt, sondern von zwei ganz verschiedenen Seiten, also ganz. Die Kugel rund! Zwiemann hebt sich, ein realisierter Münchhausen, am eignen Zopf aus jedem Sumpf. Hic et ubique! Hier und anderwärts! Überall!

Da machte nun der Erfinder Bartholomäus einen Einwand: „Überall — nur nicht zusammen. Wir können nur in räumlicher Trennung wirken, nie nebeneinander. Wir identifizieren uns — um Abschied voneinander zu nehmen.“

Aber der Metaphysiker tröstete: „So weit reicht auch Gottes Allmacht nicht, seinen Geschöpfen gleich zu sein. Die

Himmelskörper, die sich lieben, halten einander weit entfernt im unendlichen Raum. Nur die Distanz ist von Dauer.“

Dieser Punkt hinterließ keine Meinungsverschiedenheit, aber Trauer. Er wurde dadurch praktisch überwunden, daß sie an die Aufstellung des Aktionsprogramms gingen: Etwa sechs Monate wurden angesetzt, um die Namensänderung durchzuführen und für Gert eine würdige Zwiemannwohnung in Berlin einzurichten. Bartholomäus mußte sich ein Laboratorium suchen, in dem er für sein Anophelesmittel geeignete Vorarbeit fand und dort unter Ausschluß jeder Indiskretion ein brauchbares Präparat erzielen konnte. Er hatte kein äußeres Domizil nötig, sondern vorläufig nur Schatten und Versorgung.

Gert hatte die Aufgabe, seine gesammelten Kräfte in literarische Werke umzusetzen, deren Propagierung durch Wivys indisches Vermögen sichergestellt würde. Die Geistmarke Zwiemann mußte durchgesetzt werden. Drei bis fünf Jahre würde das dauern. Dann aber gab sie die Operationsbasis ab, um den Feldzug für das Anophelin zu beginnen.

Zwiemanns Anophelin

Die Vorbereitungszeit war um. Mehr als fünf Jahre. Zwiemann war fertig und marschierte. Auf vier Uhr war die Unterredung mit Geheimrat Decker angesetzt.

Bartholomäus aß früh in der Frankfurter-Hof-Bar, um ganz allein zu bleiben. Als der Bankier Mambach durch die Drehtür stolperte, um seinen vorbörslichen Whisky zu nehmen, verschwand Bartholomäus durch den Nebenausgang. Er mußte vor der Schlacht noch einmal seine Gedanken sammeln. Wie alle Belagerer der alten heiligen Kaiserstadt fuhr er hinauf auf die Sachsenhäuser Höhe.

Das Land dehnte sich unter seinen Füßen bis zu den grünen Wällen des Lannus. Die Straßenzüge der Stadt verbanden sich mit dem sanftgewellten Land, nichts anderes mehr als Schollen und Wogen aus Lehm. Aus der flachsten Mulde erhob sich der Dom S. Bartholomäi, die Kirche seines Namensheiligen. Von hier oben war der Turm nicht mehr Bau unter seinesgleichen, sondern Werk, das ein frommer Wunsch hinauf in den Himmel steigen ließ, steinernes Gebet mit sonnenroten Wänden, Schemel des Heiligen, der auf seiner Spitze ausruhte, wenn er im himmlischen Flug ermüdet war. In der hohen Halle, die den Turm sockelte, hörten die römischen Kaiser deutscher Nation ihre erste Messe, nachdem die Kurfürsten unter dem zackigen Giebel etwas seitab sie gewählt hatten. Dieser Boden hatte das feierliche Schreiten ihrer neuen Würde gespürt, diese Luft ihr erstes Gelöbniß, ihren Schwur und ihr heiliges

Feuer getrunken. Merkwürdige Fügung, daß Bartholomäus gerade hier anfangen sollte.

„Sei es ein gutes Omen!“ sagte er laut vor sich hin. Er hätte gern eine segnende Geste gemacht oder eine betende, ein Zeichen hin zu dem unbekannten Gott, von dem er sich in seine Sendung hineingetrieben fühlte. Er schämte sich vor den neugierigen Augen der Gärtner, die mit ihren Gemüsekörben über die Feldwege stapften, nach den ersten Spinatblättchen suchten, die sie mit Mist und List aus der noch müden Erde herausgelockt hatten.

Es gibt doch keinen besseren Anfang als hier! Weit und fruchtschwer spannt sich die reiche Ebene aus, in der Mitte zwischen Nord und Süd, Bett des wunderbarsten Träumers unter den Flüssen, des Mann-Flusses Main, mit dem langsamen Zögern des Umwegmachers, der aber doch schließlich im letzten Schwung selbst den mächtigen Rhein überrennt und zwingt, in seine Richtung abzubiegen und so weiterzufließen, als ob er selber Main geworden sei.

Eine Amsel raschelte in den dürren Blättern, die ein Sachsenhäuser Gartenbaukünstler um seine Spargelbeete aufgeschichtet hatte. Sie zerrte einen bleichen Wurm hervor, der wie ein Stück Darm aus dem Leib der Erde heraushing. Bartholomäus überlief es, er schudderte, rettete seine Blicke in die Luft. Die hohen Birnbäume schüttelten Stare in Scharen ab wie reife Früchte. Sie taumelten und suchten sich dann in der Luft festzuhalten. Mit ihren Flügeln fächelten sie dabei die erste Frühlingswärme herab, die sich droben in erdferner Höhe gesammelt und gesonnt hatte. Es war ein feuchtwarmer, gärender Duft, der sofort mit Sprengwirkung in die Nasenwände fuhr und ein fröhliches Niesen plagen ließ.

„Diese fremde Süße gibt es nur in den Frühlingsgärten des Mains oder drunten am Neckar. Ein Stück Süden mitten im deutschen Raubland . . .“

Halt! Bartholomäus stoppte seine Empfindungen. Eruptiv brach ein Unwille aus tieferer Gehirnlage in sein Rauschgewölk: zuviel Gefühl geht nicht, ist höchstens zur Erholung entschuldbar. Ich pfusche Gerhard ins Handwerk. In dreißig Minuten beginnt das harte Geschäft. Aus! — Main — Wegweiser für den großen, noch immer nicht gebauten Rhein-Donau-Kanal — Gott sei Dank endgültig überwundene Grenze zwischen Nord und Süd — Abwasserträger der chemischen Fabriken, die ich nun brauche — das bist du! Alles andere ist vom Übel.

Der Dr. phil. A. E. Zwiemann wurde scharf überhört, bevor er in das Heiligtum des obersten Chefs der Anilinwerke eingelassen wurde. Er war zur Audienz bestellt, gewiß, aber viele waren berufen, nur wenige ausgewählt. Es kam oft genug vor, daß einer der Detektivsekretäre, die in den Vorzimmern unauffällig hantierten, doch noch ein Bedenken gegen einen sonst gut empfohlenen Besucher bekam. Dann wurde der Chef plötzlich durch einen Zwischenfall abberufen, oder eine Sitzung, mit deren Schluß man gerechnet hatte, dauerte weiter — vorläufig gar kein Ende abzusehen. Der Unglückliche konnte dann noch ein paar Stunden in einem bequemen Sessel warten, mehr erreichte er nicht.

„Na, was wollen Sie mir denn nun eigentlich andrehen?“ Mit diesen lauten, halbbürgerlichen Worten wurde Bartholomäus vom Geheimrat Dekker empfangen. Zwischen Bartholomäus' Anmeldung und Empfang hatten Dekkers Sekretariate

alle Drähte in Bewegung gesetzt, um in Erfahrung zu bringen, was die offizielle Wissenschaft von Zwiemanns Erfindung wußte. Da sie im Laboratorium eines Außenseiters, in keinem der bekannten Institute entwickelt und noch nicht veröffentlicht worden war, blieb das noch wenig genug. Der Allwissenheit vortäuschende Nachrichtenapparat hatte versagt. Dekker glaubte jovial-gnädig zu sein, wenn er dies durchblicken ließ. Beinah wohlwollend, zum Scherz sich herablassend.

Bartholomäus antwortete zunächst gar nichts. Er verbeugte sich.

„Sehen Sie sich!“ Der Geheimrat befahl.

Bartholomäus tat auch dies nicht, sondern schaute sich den Mann an, seinen Schreibtisch, groß wie ein Fürstentum, den Türrahmen hinter ihm, hoch, als ob Riesen hindurchtritten sollten.

Ein Telephonanruf kam Bartholomäus zur Hilfe. Der Geheimrat drückte ein paar Knöpfe, rief in die Hörmuschel, knurrte, lachte breit, wobei der weiße Vollbart zitterte und der Lehnstuhl unter dem sich wiegenden Gewicht seines Körpers ächzte wie ein morsches Schiff.

Warum Vollbart? Zuviel Rinn, oder zu wenig? dachte Bartholomäus. Was er wohl macht, wenn ich danach frage? Er mußte lächeln.

„Was ist denn an mir so komisch?“ schrie ihn der Geheimrat an und warf den Hörer in die Klammer.

Bartholomäus mußte nun mit einer Schmeichelei ausgleichen. Aber der alte Fuchs war natürlich viel zu schlau, als daß man eine plumpe Lüge hätte wagen können. Er lobte also den Architekten, der diesen ovalen Raum erdacht und mit mattem Goldglanz ausgegossen hatte; Maße, die dem auf Kanten angewiesenen Auge unkontrollierbar blieben, die sich

dehnen und verengen konnten, je nachdem, wer hier saß, wer sprach, wer sich bewegte. Also das würdigste Futteral für einen Mann von ungewöhnlichem Format. Ein solcher Mensch braucht bald Weite, bald Behaglichkeit, braucht Umgebung, die elastisch wirkt, sich anschmiegt, nachgibt.

Der Geheimrat kniff seine Augen zusammen und richtete die kleinen, schwarzen Pupillen wie eine Doppelflinte auf den Sprecher, der nun gehorsam in einem schlaffen Sessel vor dem Schreibtisch versank.

„Was Sie nicht sagen . . . Sie verstehen etwas von Kunst. Merkt man. Sicher aber nichts von Geschäften.“

Bartholomäus biß sich auf die Lippen.

Der Geheimrat gab seine Augen wieder frei, gestattete sogar seinem breiten Mund — er hatte eine merkwürdige blaue Warze auf der Unterlippe — behaglich zu lächeln. Wenn er den Mund schloß, sah man sie nicht.

Du hast noch mehr solcher Schandmaler unter deinem Weißbart, du! Bartholomäus spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg und dort einen Wutausbruch wecken wollte.

Der Geheimrat reichte ihm eine Zigarrenkiste, die in Greifweite von ihm stand. Schwarze böartige Rollen lagen darin, aber sie rochen nach Honigkräutern, wenn man Mut bekam, zugriff und sie unter die Nase hielt.

„Frisch gewagt! Rauhe Schale, milder Kern . . .“ Der alte Dekker sagte dies begütigend.

„Sie haben da an mein Grundprinzip gerührt, Herr Geheimrat! Man kann vieles oder nichts. Extreme sind Spannungspole. Je weiter voneinander entfernt, je stärker entwickelt — desto machtvoller ist Kampf und Ausgleich im Menschen. Das heißt: sein Leben.“

Der Geheimrat ließ die rechte Hand wie eine Präge auf den Tisch fallen. „Ich habe von jeher nur mein Geschäft gekannt. In einer Wellblechbude habe ich angefangen. Meinen Sie, ich hätte es zu diesem Wolkenträger gebracht, der 50 000 Menschen kommandiert, wenn ich mich zersplitterte?“

Bartholomäus war ganz ruhig. Er blies den ersten blauen Rauch aus der Brasil und antwortete:

„Wären Sie als Künstler so groß wie als Kaufmann, hätten Sie Ihren Architekten eine solche Wellblechbude für sich erbauen lassen. Eine ganz unscheinbare Wellblechbude, keinen Wolkenfrager, der nicht hierher paßt. Auch aus Wellblech kann man ein Millionenvolk kommandieren, nein, nicht nur kommandieren, sogar leiten, leichter als aus Mahagoni und Kaukasische Rußbaum.“

Bartholomäus sah aus seiner Rauchwolke, wie der große, breitschultrige Mann in seinem Sessel zusammenfuhr. Bolltreffer! Der — wie hieß er doch — der Zwiemann hatte recht! Hugo Stinnes war auch, als ihm ein Fünftel Mitteleuropas gehörte, aus seinem Mülheimer Haus nicht herausgegangen, in dem er bescheiden angefangen hatte. Das war so eng, daß die Kinder durchs Elternschlafzimmer gehen mußten, als sie klein waren. Aber mit welcher Spannung und Energie waren die Kleinbürgerräume geladen!

„Wer sind Sie eigentlich?“ brauste der Geheimrat auf.

Bartholomäus schwieg. Das war keine Frage, auf die sich etwas antworten ließ. Vor dem Geheimrat lag der Bericht seiner Auskunftsabteilung. Zahlen, Daten, nichts über den inneren Menschen, nur von den Dingen, die an ihm hingen. Das Bankgeheimnis hatte man gesprengt; ein großes Vermögen, größtenteils in Indien, festgestellt. Ein Bücherschreiber

war der Mann auch noch, von den Frauen gelesen. Wozu brauchte er noch Geschäfte zu machen, wenn ihm Geld und Liebe sowieso schon zugeflogen waren? Wozu macht man überhaupt Geschäfte? Der Geheimrat begann wieder zu grübeln, sonst nicht seine Art, aber der Besucher hatte seltsame Augen, grau, man versank in ihnen. Wozu macht man Geschäfte? Meist um die Liebe herum, wenn es geradeswegs nicht geht.

„Es ist verdächtig, wenn ein junger Mann soviel Geld hat wie Sie, und wenn man nicht weiß, wo es herkommt. Erworben haben Sie es jedenfalls nicht, ich meine, so wie ich.“

Der Herr Dr. Zwiemann wagte vor dem Chef des Anilintrusts in seinem ovalen Kabinett, dem Sitz des Gottes, den meisten Sterblichen unzugänglich, schweigend die Achseln zu zucken. Und dann entwickelte Dr. Zwiemann laut die Anschauung, daß niemand mehr verdienen könne, als er zum Leben brauche, jedes große Vermögen aber durch einen Kniff erworben werden müsse. Größeres Geld könne nie durch Addition eigner Arbeit, sondern nur durch Multiplikation der fremden geschafft werden.

Der Geheimrat hörte sich Zwiemann an und wunderte sich über seine eigene Geduld: „Na und? Ist das ein Verbrechen?“

Zwiemann versicherte das Gegenteil, die Arbeit der Millionen bedürfe eines solchen Multiplikators, eines einheitlichen Zielführers, eines Generalnenners. Was hätten die Fellachen ohne Könige angefangen, die sich Pyramiden bauen ließen?

Der Geheimrat wurde vergnügt. Das Beispiel Zwiemanns war schlecht und nicht ganz ehrlich. Endlich fing Zwiemann an, Halbfehler zu machen. Er wurde sympathischer.

„Sie haben einen großen Dusek, junger Mann, daß Sie an mich geraten sind, nachdem ich meine Kinder erzogen haben.“

Meine Tochter besonders. Ich hätte mich früher auf ein solches Geschwätz überhaupt nicht eingelassen. Übrigens — kennen Sie meinen Sohn? Er versucht, was Ihnen gelungen ist. Gott sei Dank ohne Erfolg. Sie wissen, daß wir zwei verschiedener Meinung sind?“

In der Wand glühte ein Lichtsignal auf. Der Geheimrat drückte auf einen Knopf, und es verlösch. Die für den Besucher vorgemerkte Zeit war schon verstrichen. Bartholomäus schwieg, er wollte abwarten, was der Geheimrat machte.

Dekkers Zigarre entblätterte sich. Er hatte zu fest draufgebissen. Er warf sie weg und rief: „So fangen Sie doch nun endlich an! Wegen Malaria sind Sie gekommen, und ich rede über die Pyramiden mit Ihnen, versäume mein Geschäft, mein Betrieb steht nächstens still!“

Dekker erwartete, daß Zwiemann nun lache. Denn von einem Stillstehen seines Betriebs zu reden war ein Witz, den nur er sich erlauben durfte.

Bartholomäus lachte wirklich. Aus Freude über diese Unbeholfenheit eines großen Tatsachenmeisters. Da lag eine Hoffnung. Er fing in bester Stimmung an, von der Malaria bekämpfung zu sprechen.

Der Geheimrat steckte sich behaglich eine neue Zigarre an: „Lieber Herr Doktor, Sie waren wohl gerade um die Zeit nach Indien gereist, als wir das künstliche Chinin erfunden haben? Wir liefern in jeder Menge und zu einem Preis, den keine Nation unterbieten kann. Ich glaube ja überhaupt sagen zu können, daß meine Fabrikation unerreicht ist, bis heute, sogar sicher noch morgen und wahrscheinlich auch noch übermorgen. Denn ich habe einen Vorsprung vor den anderen. Nur deswegen haben sie doch das Syndikat auf die Beine gebracht!“

Bartholomäus legte die Zigarre fort, stand auf, trat dicht an den Tisch des Geheimrats und begleitete seine Worte mit lebhaften Gesten, denen Dekker mit zusammengekniffenen Augen folgte.

„Um die Welt mit Chinin zu heilen oder einem anderen chemischen Mittel, das Menschen nach bestimmtem Plan, nach der Uhr, einnehmen müssen, wäre es erforderlich, zunächst einmal den Eingeborenen Uhren zu liefern und sie mit einem Millionenheer von Schulmeistern zu beglücken. Arznei ohne Arzt ist unwirksam.“

„Auch meine Meinung“, unterbrach ihn der Geheimrat. „Ich habe meinen Herren immer gesagt, daß wir mit einem wesentlichen Zunehmen des Chininverbrauches nicht kalküliren können. Nicht einmal die Europäer nehmen es regelmäßig, wie sie sollten.“

„Ich danke sehr für diese Zustimmung, Herr Geheimrat, denn die logische Folgerung ist, daß man also ein anderes, wirksameres Mittel anwenden muß. Ich habe es: dem Krankheitsträger müssen wir zu Leibe gehen. Wir müssen die Anophelesmücke auszrotten.“

Der Geheimrat erhob sich nun ebenfalls, ging an das Fenster, ließ eine der breiten Spiegelscheiben mit einem Hebeldruck hinabgleiten, schnupperte die heiende Mainluft und entschloß sich dann zu lachen:

„Haben Sie wieder einmal ein neues Sprizverfahren entdeckt? Es gibt Erfindungen, die sich jedes Jahr wiederholen!“

Bartholomäus sagte rasch: „Bis sie einmal richtig, dann für immer gemacht sind.“

Der Geheimrat horchte auf, und Bartholomäus ließ ihn nun nicht mehr los. Er konnte bei Dekker als bekannt voraussetzen,

daß die Larven der malariaträchtigen Anopheles im stehenden Wasser heranwachsen. Bartholomäus hatte nun das Öl gefunden, das sich auf dem Wasser zu einer ganz feinen Haut zerteilt, ein Viertelliter genügte für hundert Quadratmeter. Die Anopheleslarve muß an die Oberfläche kommen, um zu atmen. Berührung mit dem Anophelin tötet sie sofort.

Decker machte den Einwand: wahrscheinlich auch alles andere Getier. Nein! Sofort tödlich nur für die Kuliziden — also auch für unsere lästigen Stechmücken. Außerdem habe er verschiedene Mischungen hergestellt, von denen die schwächste in zwei Tagen verdunste. Aber dann seien bereits alle Kuliziden erstickt, andere Larven höchstens betäubt, doch regenerationsfähig. In Gegenden, in denen kein Tierbestand zu schonen sei, könne eine Mischung mit vier Wochen Dauer aufgegossen werden.

„Angenommen — Sie hätten recht. Wie denken Sie über die Haltung des Chininsyndikats?“

Bartholomäus wußte, daß in Brüssel eine internationale Gesellschaft aufgezo gen war, die fast sämtliche Chinabaump lantagen kontrollierte und sich bemühte, auch die künstliche Chininherstellung in ihre Hand zu bekommen. Er erwiderte, daß er ja deshalb zu Decker gekommen sei, weil er der mächtigste noch freie Produzent war.

„Lieber Doktor Zwiemann! Die Welt ist wieder einmal gegen uns einig. Das Brüsseler Syndikat bestimmt die Preise und läßt uns am Leben. Sogar anständig verdienen. Warum sollen wir das mühselig hergestellte Gleichgewicht ins Wanken bringen? Wo sind die Propheten, die uns zu unserem Unglück zwingen?“

„Wir sind Deutsche. Die andern haben bisher Angst davor gehabt, daß wir ihnen einmal unbequem sein könnten. Warum

wollen wir es nicht wirklich einmal werden? Vielleicht sind wir berufen, das Evangelium der Gesundung über die Erde zu tragen. Vielleicht kann die Erde wirklich an uns — genesen.“

Der Geheimrat zerstampfte die angerauchte Zigarre in einem alten Kupfermörser, der ihm als Aschenbecher diente.

„Wir haben kein Talent zur Außenpolitik. Unser deutsches Schicksal ist die Toleranz. Wir haben von Anfang an die Verpflichtung gefühlt, jeden auf seine Art selig werden zu lassen. Unsere großen Staatsdeutschen waren alle zu tolerant. Luther, Friedrich der Große! Darum haben wir auch keinen stoßkräftigen Rationalismus, können ihn gar nicht haben, wenn wir uns die Toleranz nicht abgewöhnen.“

Bartholomäus hielt den Atem an. Donnerwetter! Das war ein Gesichtspunkt! Er erwiderte:

„Um so größer ist unsere Aufgabe — wir müssen den andern unsere Toleranz einimpfen, aufzwingen, importieren!“

Der Geheimrat unterbrach ihn: „Dann schon lieber Chinin. Wenn schon Export, dann wenigstens etwas, was Baluta hereinbringt.“

„Und warum nicht Anophelin?“

„Soll ich mir den sicheren Markt mit einer zweifelhaften Neuerung verderben? Chinin kaufen sie bei mir. Vielleicht, um es in den Djean zu schmeißen. Geht mich nichts an. Wer nimmt mir Ihr Anophelin ab? Haben Sie Kolonien?“

Bartholomäus wurde klein und sehr höflich:

„Ich wundere mich immer, Herr Geheimrat, woher die Generation vor uns die Meinung bekommen hat, daß die mächtigste Regierung der Erde sich länger als eine Wahlperiode der klaren Vernunft widersetzen kann. Es gibt keine Macht, wenigstens heute keine mehr, die einer öffentlichen Forderung, ein wirksames

Heilmittel von Staats wegen anzuwenden, widerstehen könnte. Und wenn sie es wagte, um so besser für die, die Nachfolger werden wollen.“

Der Geheimrat drehte sich unvermittelt um und sah ihn scharf an, rasch wie ein Gewehrschuß: „Also da hinaus wollen Sie!“

Diesmal erschien nicht das Leuchtsignal, sondern ein Sekretär mit einer schriftlichen Meldung für den Chef.

„Ja, da ist nichts zu machen, lieber Doktor. Ich kann diese Leute nicht länger warten lassen. Wie lange bleiben Sie hier?“

Bartholomäus erwiderte, daß sein Aufenthalt lediglich vom Gang der Verhandlungen mit den Anilinwerken bestimmt werde, daß er im Frankfurter Hof wohne und jederzeit zu einer Fortsetzung des Gesprächs bereit sei.

„Gut. Ich will's mir überlegen. Schreiben Sie mir Ihre Bedingungen auf. Übrigens — Sie wissen doch, daß man sich in meinem Hause viel über Literatur unterhält und auch Ihre Bücher gelesen hat. Meine Frau freut sich, wenn Sie ihr einen Besuch machen. Da sie nicht nur Ihre Karte sehen, sondern Sie sprechen möchte, empfehle ich nachmittags zwischen fünf und sechs. Also — es hat mich gefreut.“

Zur gleichen Stunde hielt der Dr. Zwiemann in Berlin seinen Mittagschlaf. Gert träumte, aber ganz unzwiemannisch, in Gesichtern, die aus der Zeit stammten, da er noch als Gerhard Strauwitz die Schule besuchte. Er hatte die ganze Gymnasialzeit hindurch einen Kampf gegen einen Lehrer zu bestehen — mit allen anderen kam er glänzend aus. Der Feind hieß Dodo, weil er so aussah. Es war eine Gegnerschaft auf Leben und Tod, die mit dem ersten Essay Gerts und Dodos Pensionierung endete. Am Beispiel Dodos entwickelte Gert damals, wieviel

schlimmer es sei, als Trinker denn als Säufer zu gelten. Dodo war nur Trinker, heimlich, elegant, nur noch er schon morgens in der ersten Stunde. Und nun träumte Gert, wie er von ihm aufgerufen wurde, vorübersehen mußte. Aber in seinem Homer stand nichts Griechisches, nur der Text des Dodopamphlets!

Der Name U. E. Zwiemann leuchtete ihm von den Umschlägen der Bücher und Zeitschriften entgegen, die sich überall um ihn häuften. Auf diese Weise bringt man ja auch den Schülkindern bei, wie sie heißen, und lehrt sie, sich in ihre Namen zu verlieben. Gert lächelte, schloß die Augen und schlief als Primaner Strauwitz wieder ein.

Es war Nachmittag. Die Flügeltüren nach dem Dachgarten standen weit offen, obwohl es erst Vorfrühling war, genau derselbe Vorfrühling, der gerade dem Dr. Zwiemann auf der Sachsenhäuser Höhe bei Frankfurt in die Nase gestiegen war.

Gert lag in einem großen, niedrigen Raum. Die stehengebliebenen Stützbalken verrieten, daß man ein Dach nachträglich zur Wohnung ausgebaut hatte. Gert liebte am Barock das Fleisch und die Heiterkeit. Vor den Streben standen Madonna und Heilige, zwei Apostel darunter, die er bei einer Mainfahrt in Iphofen im Staub einer verlassenen Kapelle gefunden hatte und die er nun hartnäckig als Riemenschneider vorstellte. Auch draußen auf dem Dachgarten standen Putten mit ihren Fischaugen und Pneumatikmuskeln zwischen Rasen und Gartentees. Ein Stück Land war auf den obersten Stock des Hauses „In den Zelten 66“ gehoben und mit Wohnräumen umgeben worden. Die Wipfel des Tiergartens sahen von hier aus wie ein brandendes Meer. So klangen auch die zusammengemischten Laute von Mensch, Auto und letztem Stadttier aus der Berliner Straßentiefe.

Gert wurde im Schlaf unruhig, rollte sich auf dem breiten Polster hin und her, denn ein Sonnenstrahl hatte sich durch die Wolken gedrängt und spielte mit den Goldfransen der Iphofer Heiligen. Der ehemalige Davoser hatte eine solche Sonnensehnsucht, daß dieser eine kleine Strahl ihm schon das Blut unruhig machte. Er wachte auf, sprang, erst halbwach, empor und badete Gesicht und Hals in dem Bernsteinlicht.

Eine Kokotouhr auf dem Kamin behauptete, daß es fünf Uhr sei, und unterstrich ihre Rundmachung mit einem Miniaturglockenspiel. In vielen Schnörkeln trug sie ein Stück Marseillaise vor, die ihr ein pietätloser Uhrmacher anstatt eines alten Königsliedes eingepflanzt hatte. Gert lächelte: Richtig! Die Befehle meines Kaisers! Er holte einen Zettel aus der Tasche, den er während des Ferngesprächs mit Frankfurt geschrieben hatte:

Sohn Dekker feststellen, Verbindung aufnehmen, Filmhoffnungen machen.

Durch verschiedene kleine Banken unauffällig Anilinaktien aus dem Markt nehmen.

Pöhlig überwachen, damit er unter allen Umständen über Anophelin dächelt.

Annahme neuen Stückes forcieren, damit möglichst bald Vornotizen in die Zeitungen kommen.

Auf der Hut sein vor Informationen, die Geheimrat Dekker über Zwiemann einzuziehen versucht.

Gert ging auf und ab, las sich den Armeebefehl vor und gähnte.

Dann klingelte er, lange, bis der alte Diener endlich begriff. Franz war über sechzig, ziemlich taub und schwachen Auges. Dies vorsichtshalber, damit er — falls es einmal darauf ankommen sollte — die schließlich doch noch zwischen Zwiemann

Bartholomäus und Zwiemann; Gert bestehenden feinen Unterschiede nicht spüren konnte. Die Wohnung war im übrigen so eingerichtet, daß sich alles möglichst maschinell erledigen ließ. Ein eigener Fahrstuhl fuhr herauf, unbeobachtet von den übrigen Hausbewohnern. Die Zugehfrau ließ sich gegebenenfalls sofort wechseln. Für die kleinen Hilfen reichte Franz aus.

„Lassen Sie vorfahren. Wie ist das Wetter?“

„Kein Regenmantel, Herr Doktor! Es wird von Minute zu Minute besser.“

„Na ja, ich weiß, Sie halten es mit Coué. Übrigens: wenn ich zum Abendessen nicht nach Hause komme, brauchen Sie mein Schlafzimmer nicht zu richten, auch morgen früh keinen Kaffee zu machen!“

Franz lächelte, wagte aber nicht zu sagen, was er dachte.

Gert sprang auf den Dachgarten hinaus, stapfte über den Kies und reckte die Arme. Ein feuchtkalter Hauch fuhr aus dem Wurzelsumpf des Tiergartens in seine Brust. Er mußte husten, rollte seine Zunge, preßte sie gegen die Zähne und warf in tiefen Stößen heiße Luft heraus.

Franz stürzte mit einer flauschigen Decke herbei und warf sie ihm um.

„Um Gottes willen, Herr Doktor! Lieber Herr Doktor!“ Er klopfte ihm den Rücken. Gert konnte ihn nur mit Mühe abwehren.

Das Helfenwollen machte den Anfall nur schlimmer.

„Keine Klopfmassage!“ waren Gerts erste, noch ganz verrostete Worte. „Ich habe Eile!“

Franz verschwand. Das Wort „Eile“ geisterte über die Putzterrasse. Eile! Eile! Gert fröstelte trotz seiner Decke. Sein Leben hatte große Eile. Er mußte wenigstens die erste Schlacht für

Bartholomäus gewinnen. „Und rettet mein Kaiser dann über mein Grab . . .“

Er überlegte, wo er anfangen sollte. Es gab halt immer nur den einen Weg. Schmerzlich, daß sich Bartholomäus nicht davon überzeugen ließ.

„Zu Frau Wallner!“ rief er seinem Fahrer zu.

Maria Wallner war die Schauspielerin, die die größte Gage verlangte und trotzdem nach dem Ausspruch eines Theaterdirektors sein billigster Star war: sie brachte auch die vollen Häuser. Auch viel Ärger, denn sie war eiglich wie eine Zebra: stute und reagierte auf den leisesten Druck. Aber für den, der sie zu nehmen verstand, war sie da. Immer für Gert, auch als sie längst nicht mehr seine Geliebte war, denn sie waren inzwischen beide berühmt geworden. Es schwebte Gert dunkel etwas vor: die Maria Wallner im richtigen Film, im geeigneten Augenblick, mit Anophelintendenz — mit Deckers Sohn als ungeeignetem Verfasser. Da lagen Möglichkeiten. Man gewinnt keine Schlacht mehr offen mit der Garde und stürzender Hand.

Von unterwegs rief er Bartholomäus an. Er sollte sich nicht beunruhigen, wenn er ihn diese Nacht nicht zu Hause erreichte.

2

Wiemann: Bartholomäus war mit Gerts Nachrichten aus Berlin nicht zufrieden. Es war eigentlich nichts geschehen. Von Pöhlig, dessen Laboratorium Bartholomäus benutzt hatte, und der als einziger außer ihm die Konstitutionsformel seines Anophelesgiftes konnte, wußte Gert nichts zu berichten. Er hatte sich nicht um das gekümmert, was Bartholomäus am meisten Sorgen bereitete.

Bartholomäus hatte nach Aufnahme seiner Arbeit unter dem Namen Zwiemann durch Zufall das Laboratorium des Privatgelehrten Pöhlig in die Hand bekommen, weil Pöhlig das Geld ausging. Bartholomäus' väterliches Unternehmen war längst von den Anilinwerken übernommen worden. Er mußte außerdem vermeiden, an die Vergangenheit sichtbar anzuknüpfen oder in einem Universitätsinstitut zu arbeiten, in dem die Möglichkeit bestand, seine Schule und Methode festzustellen. Unerkannt konnte er nur in einem Laboratorium arbeiten, das so wenig ernst genommen wurde wie das Pöhligs. Um so größer war aber nun seine Sorge, daß der durch keine amtliche oder gesellschaftliche Bindung mehr gehemmte Pöhlig einen Verrat begehen könne. Hiergegen sicherte nur stete Überwachung; Gerts Zwiemannaufgabe, nachdem Bartholomäus in Frankfurt war. Gert schien anderer Meinung zu sein. Bartholomäus mußte sich Mühe geben, zuzugestehen, es sei immerhin Gert auch nicht zu verwehren, seinen eignen Wallnereinfluss auszuwirken zu wollen, obwohl Bartholomäus sich von dieser Taktik keinen Erfolg versprach.

Es bestand für beide keine Möglichkeit, Vorwürfe länger aufrechtzuhalten, als der Telephondraht brauchte, sie von einem zum andern zu tragen.

Bartholomäus mußte zugeben, daß in Frankfurt auch noch nicht viel erreicht war. Das große Ziel, die Erde unter der Anophelinlösung zu erobern, war noch nie so weit weggerückt wie jetzt, da der offene Kampf angesagt war. Die hoffnungsfrohen Hintergründe verschwammen und wurden undeutlich, aber scharf und kantig standen die Konturen des Hochhauses der Anilinwerke vor Bartholomäus, gegen das er zunächst den Angriff vortragen wollte.

Bartholomäus entschloß sich, der Aufforderung des Geheimrats zu entsprechen und die Teestunde der Frau Dekker zu besuchen.

Verwünschenes Haus! Ein paarmal fuhr Bartholomäus vorbei, bis er endlich auf einem eisenumsponnenen Sandsteinpfeiler die ihm genannte Straßenummer feststellte. Das Haus schwamm mitten in einem Teich, eine Steinbrücke schwang sich hinüber. Die Mauern waren glatt verputzt; schmucklos lagen die Fensterreihen übereinander, aber in sicherem Gleichmaß geordnet, wie es die Baumeister früherer Jahrhunderte im Griff hatten. Schwere Eisengitter, an den Kreuzungen der Stäbe mit knotigen Gelenken verstärkt, verteidigten das Untergeschoß gegen Schwäne und Enten. Der Weiher lief in einen Volkspark aus mit Kindern und Hunden, die im Rasen scharrten.

Innen waren die Räume groß, aber niedrig, wie Kasematzen. Der feine Putz war blendend weiß gehalten, als ob die Wände jeden Tag frisch gepudert würden; die Türen waren aus schwarzem Ebenholz. Tapeten gab es im Hause wegen der Grundnässe nirgends.

„Dekker zum Bienenstock“ stand auf einem blanken Metallschild an der Haustür. Wie kam der Geheimrat zu einem „Bienenstock?“

Die Lösung dieses Rätsels förderten bereits die alten Stiche, die im Korridor hingen und dann längs der Stiege den Besucher hinauf zum Teezimmer begleiteten. Sie stammten alle aus dem reichsherrlichen Frankfurt und zeigten meist das Haus „Zum Bienenstock“ am Römerberg in verschiedenen Auffassungen. Manchmal schaute der damalige Besitzer aus einem Kreis oder einem Medaillon rechts oder links neben dem

Hauptbild auf seine Stammburg hinab. Sie hießen alle „Weiß zum Bienenstock“, mit einem Johannes oder einem anderen Bibelnamen davor. Aus dem Geschlecht, das früher im Haus zum Bienenstock gewohnt hatte, stammte die Frau Geheimrat Dekker; diese Tatsache war für den Haushalt völlig bestimmend. In dem Verwaltungsgebäude der Anilinwerke gab es kein Frankfurt; es stand zufällig dort (zufällig vom Blickpunkt des Anilinbetriebs aus, die Ursache lag aber in Frau Dekker): außen Wolkenkräherübertreibung, innen Dessauer Zahnklinikstil mit Stuhllehnen aus Eisenrohr und Wasserbehältern aus blauem Spudglas. Im Hause Dekker zum Bienenstock dagegen gab es wiederum keine Anilinfarben. Auf dem Tisch der Hausfrau lag die Lersnersche Chronik in schweinsledernem Bibelformat, Buchzeichen da, wo von den „Weiß zum Bienenstock“ oder denen zum Kranich oder denen von Limburg — zu den adligen Geschlechtern des Hauses Limburg gehörend — die Rede war. Siehe Lersners Chronica von 1734, pag. 167, wo geschrieben steht:

„Weiß von Limburg: diese sind von Lymburg anhero gekommen, und findet man im Jahr 1306 Heinrich Weisen v. L. allhier, welcher Hyllam von Lymburg zur Ehe hatte, ist nach denen Original-Dokumenten und einer gemahlten Fensterscheibe, 125 Jahr alt und vor Alter blind worden... Diese Fensterscheibe, selber blind, aber im tiefen Blau unnachahmlich, trotz Indigo und Anilin, war das kostbarste Stück im Teezimmer der Frau Geheimrat.

Frau Dekker war eine mittelgroße, schwarzgekleidete Dame mit rehbraunen Augen, schlohweißen, lockigen Haaren und einem schwarzen Spizentuch darüber. Sie war auffällig schlank, mit raschen, beinahe harten Bewegungen, wie eine Zwanzigjährige.

Ihre Haut war gelblich-weiß, stark pigmentiert, aber aus sich leuchtend, selbst im dunklen Raum. Sie sprach unbekümmert ihren Frankfurter Dialekt, gemildert freilich im Umgang mit der großen Welt, geschliffen und entkantet, aber nicht entfernt.

„Wie mich das freut, lieber Doktor Zwiemann! Wieder mal ein großer Mann in unseren Mauern!

„Du großer Karl! Dein Tun muß ruhn auf rechtem Recht, Denn deine Redlichkeit verbannt, was unrecht heißt.“

So heißt's im Begrüßungsge-dicht auf Karl VI. Da steht's gedruckt. Seien Sie willkommen! — Darf ich Sie bekanntmachen? Dr. Zwiemann — die Tante Stallburg — und da hinten im Eckelchen — sie schläft ein bißchen, das ist meine Tochter Claris. Wir sind ihr zu langweilig. Was soll man dagegen machen? Sie schlummert uns manchmal unter den Händen ein.“

Das Haus hieß seit sechshundert Jahren „Zur Sde“.

Bartholomäus versank in einem weichen Sessel. Die mit wildem Wein gerahmten Festungsfenster der „Sde“ dämpften den Tag zu einem milden Märchenschimmer.

Die Tante Stallburg war alt wie eine Schildkröte, schwerhörig. Sie ließ sich den Namen Zwiemann dreimal buchstabieren.

Der Diener brachte Tee, sicher und feierlich, mit denselben Manieren, in denen zur Zeit Karls VI. bei den Weißen zum Bienenstock aufgetragen wurde.

Bartholomäus schaute zu dem Mädchen hinüber, das mit rückgeneigtem Kopf schlief — eine gefährliche, leicht häßlich machende Stellung. Sie hatte die Figur der Mutter, das Kante, Gertenhafte, nur waren ihre Backen rund und voll, gleich denen eines Säuglings, verschlafen wie sie selber. Aber sie schlug hellwach die Augen auf, als die Mutter Bartholomäus

auf sie zuführte, und gab ihm nach der Vorstellung nett und fest die Hand. Bartholomäus wurde an den Teetisch zur Hausfrau gesetzt.

„Nix für ungut, lieber Doktor, aber als ich Ihre Bücher las, da hab' ich mir immer gedacht: Zwiemann, das ist ein Pseudonym. Ein Mensch, der das in sich hat und gar aus sich raus machen kann, wie Sie, der heißt nicht Zwiemann. Der kommt aus einem ganz alten Stall . . .“

„Was ist?“ rief die Tante Stallburg dazwischen.

„Dann aber hab ich mir wieder gesagt, so ein Name wie Zwiemann, den kriegt man halt mit wie's Schicksal. Man muß was draus machen. So was Großes wie Sie. Denn wenn man sich einen Namen suchen könnte und wollt – gucken Sie mal her! Das sind die Namen von unseren ersten Bürgermeister: Weigel von Wambach, Hartwig von Birgel, Weigand Frosch, Heinrich zum Nebstock, Hermann Knobloch, Arnold zum Schuchhans, Konrad Rindfleisch, Johann von Holzhausen. In dem seinem Haus wohnen wir. Das ist die Holzhausenöb.“

Bartholomäus spiegelte seine Bewunderung und sein Entzücken in den blanken Augen der Geheimrätin. Es fiel ihm eine Antwort ein, die er aus ihnen herauslas:

„Gnädige Frau, wenn man sich schon einen Namen suchen muß, aus irgendwelchen Gründen – so soll man die alten Siegel heilig halten und nicht antasten!“

Mit diesem Satz gewann er bei Frau Dekker zum Bienenstock den ersten Stein im Brett. Sie blendete überrascht ihre großen Augen ab und sah dann beinah ängstlich über ihn weg. Wenn er uns nur nicht enttäuscht.

Die Tante Stallburg unterbrach das Gespräch, um auf das Theater zu kommen. Sie las kaum etwas, außer dem

Generalanzeiger, hatte nicht das geringste Verständniß für die Zeitdichtung, aber sie ging ein paarmal in der Woche ins Schauspielhaus. Rampenlicht, kostümierte Menschen, Einheit des genießenden Publikums, Sensation in Beifall oder Ablehnung, der Farbgeruch der Kulissen beglückten sie. Sie liebte die Materie und die Menschenleiber, sie überhörte das Wort und die geistige Bindung, die das Spiel beseelte.

Sie konnte durchaus nicht mit ihrer Rusine finden, daß das Frankfurter Theater zurückgegangen sei. Es war nach ihrer Meinung nur ein einziger Unglücksfall in der lokalen Theatergeschichte zu verzeichnen: der Abbruch des alten Schauspielhauses, in dem noch Goethe gesessen hatte, das noch den ganz echten Theaterschmelz auf und in sich trug, den Hauch des Rokokoparfüms in den Plüschsesseln, den Kerzenruß droben in den Rigen der Decke.

„Aber ihr in Berlin habt uns doch völlig ausgesogen“, rief Frau Dekker. „Alles Lebendige in Bühne und Dichtung hat hier bei uns oder in unserer Nähe jung begonnen. Ihr habt es dann weggeholt. Noch nie ward eine Landschaft so ausgeplündert wie wir nach diesem Kriege. Nun sind wir Provinz, während wir früher die Verbindung zwischen Paris, Wien und Berlin waren — kein Wunder!“

„Kein Prophet gedeiht in seinem Vaterland“, bemerkte Bartholomäus.

„Ich denke nicht an meinen Sohn“, antwortete die Geheimrätin. „Er hat noch zu beweisen, ob er überhaupt etwas kann.“ Aber dann mußte sie abbrechen, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Achtundzwanzigmal haben sie gestern den Scheich rausgerufen“, schrie die Tante Stallburg in die Stille.

Clariss stand plötzlich auf, nahm ihre Mutter in den Arm, streichelte sie, drückte sie wie ein Kind und flüsterte ihr zu: „Mußt nicht traurig sein, Löwentöppchen, er kommt schon wieder!“

Löwentöppchen? Bartholomäus stuchte. Die rote Löwenmähne, die die Geheimrätin früher einmal geschüttelt hatte, war freilich in der Glut des Lebens zu ein paar Aschenresten verbrannt. Dann huldigte er ihr mit einem Lächeln, entzückt von der Innigkeit des Mädchens und der Zwangsfreiheit ihres Roseworts „Löwentöppchen“.

Clariss sah nicht gleich den Beifall, sondern nur die äußere Tatsache des Lächelns. Sie kam auf ihn zu:

„Wissen Sie, was paradox ist?“

„Nein“, erklärte Bartholomäus.

„Wenn später einmal Ihre Zwiemannstraße zu einer Einbahnstraße erklärt wird. — Das habe ich eben geträumt.“

Es kam neuer Teebesuch.

Zunächst ein paar junge Männer aus den Frankfurter Familien, die noch immer eine gewisse Ebenbürtigkeit aus der ehemaligen Zugehörigkeit zum Rat der Freien Reichsstadt herleiteten und darauf sahen, daß das Geld durch Heiraten bei einander blieb. Diese Jünglinge bewegten sich in einer sicheren Vertrautheit im Bienenstockhaus; einer von ihnen mußte ja der Schwiegersohn werden. Auch ein paar ältere Damen erschienen noch, Schutzpatroninnen dieser Kavaliere. Die jungen Damen machten sich rarer; sie steckten meist auf Sportplätzen und in Kollegs. Aber ein neuer Gast kam noch, der eine Karte hereinschickte: Dr. phil. Edmond Baron de la Motte, Comte d'Aubigny.

„Wie komisch“, rief die Tante Stallburg, „ein Baron, der den Comte als Nebentitel führt!“

Die Geheimrätin ging darüber hinweg, erklärte nur rasch den Anwesenden, daß das der neue bevollmächtigte Gesandte des Chininsyndikats sei.

Die jungen Leute lachten über die geschraubte Titulatur. Gleich ein Gesandter! Aber man gab ihr dann ein wenig recht. „Vertreter“ war ein abgegriffenes Wort. Dann schon besser „Gesandter“. Fabrikspionage gab es ja auch schon, Werkspolizei und Interessentkriege. Die neue Staatenbildung fing vielleicht mit diesen Zellen an.

Der Baron de la Motte trat ein, leise, klein, rasch, im Blick flackernd, aber fehlerlosen Benehmens.

Bartholomäus sagte zu der neben ihm stehenden Claris:

„Zwei Namen für einen Mann — ein bißchen viel Ballast, verrostete Manier! Umgekehrt wäre zweckmäßiger!“

Claris nickte. Sie verstand erst gar nicht. Aber plötzlich sah sie sich nach Bartholomäus um, runzelte die Stirn, schaute angestrengt nach seinem Mund, der ihr zu oft und zu spöttisch zu zucken schien: „Zwei — einen Namen, das geht doch gar nicht!“

„Nein“, bekannte Bartholomäus.

Claris kam sich dumm vor. Er schaute so merkwürdig auf sie herab, hatte aber gar keinen Grund dazu. Ein Bücherschreiber! Darauf angewiesen, daß man ihn las. Sie dachte nicht daran. Nun erst recht nicht!

Dann stellten sich die beiden Männer vor: der Baron mit den zwei Namen und Bartholomäus, der mit Gert einen Namen teilte.

„Was ist mit Ihnen los, Doktor? So jung, so berühmt, und immer ist's noch nicht richtig. Ihre Sorgen möcht' ich haben!“

„Amen!“ antwortete Bartholomäus dem Bankier Rambach.

„Wollen wir eine Flasche ausknobeln?“

Bartholomäus nickte. Einer der beiden Kellner, die stets den runden Stammtisch in der Bar im Auge hatten, stellte den Lederbecher mit den Würfeln auf die Glasplatte. Wenn die Kellner zu dicht standen, beschwerte sich der Bankier Mambach über ihre Neugier, standen sie zu weit, über die schlechte Bedienung. Aber er wurde von der Hoteldirektion wie ein rohes Ei behandelt, denn er war der Halter des Tisches, an dem die besten Köpfe der Stadt verkehrten und die Reichsten ab und zu erscheinen durften, um dem Tisch irgendeine Dedikation zu machen, die ihr Feinschmeckertum und ihren Witz bestätigen sollte.

Mambach war ein ungemütlicher Mann, aber er fesselte. Er war giftig und boshaft, aber seine Angriffe gingen immer in der Reihe herum, weil er alle Menschen gleichmäßig haßte. Wenn einer einen Spritzer weg hatte, war er sicher, das nächste Mal über seinen Nachbar mitlachen zu können. Die besten und treffendsten Bemerkungen hing sich Mambach selber an. Nacht und häßlich saß er nach einer durchzechten Nacht am Tisch, von eigenen Hieben zerpfückt, von den anderen getröstet, denen es auch nicht besser ergangen war.

Bartholomäus sah kaum hin, stülpte den Becher um und legte vier Könige in einem Wurf auf den Tisch. Mambach verzagte. Die Streichhölzer, die die verlorenen Gänge markierten, häuften sich vor ihm. Er sprang auf, griff aus Spielaberglauben an den Kronleuchter und noch an ganz andere Dinge, aber das Glück war gegen ihn in jeder Runde.

„Sagen Sie mal, Doktor Zwiemann, Sie sind wohl heute nur gekommen, um hier auf meine Kosten zu trinken? Haben Sie schon ein einziges Mal einen Drink verloren? Jeder Abend mit Ihnen kostet mich mein Geld!“

„Darf ich mir erlauben, Sie einzuladen?“

„Ein Mann, der soviel Grips im Kopf hat wie Sie, läßt hier am Tisch nicht ein. Was schreiben Sie denn jetzt für ein Buch? Sie haben doch etwas in petto, das sieht man Ihnen an.“

„Eigentlich nein. Das heißt: ich will einen Film machen.“

„Hier? Ausgerechnet hier?“

„Über einen Stoff, der mit Anilinfarben zu tun hat.“

Mambach bekam plötzlich einen Wutanfall: „Was, ein Kerl wie Sie macht Anilinfilme? Weshalb — um Geld zu verdienen? Es ist eine Schande! Ach was — wozu rege ich mich auf! Das Schreiben können Sie auch lassen, meinethalben! — Es ist doch alles gleich und nur eins unbegreiflich, daß wir immer noch leben!“

Nach diesen Worten goß er zwei Gläser Sekt herunter, die ihm der Kellner hastig aus der von Bartholomäus bestellten Flasche einschenkte.

Mambach, der immer alles bemerkte, was am Tisch geschah, auch wenn er die Augen zukniff, hatte nun das nagende Gefühl, sich durch diesen Trunk etwas vergeben zu haben. Eigentlich hätte er bestellen müssen. Aber er hatte sich aus Zorn über seine Niederlage nicht entschlossen, und nun auf einmal hatte ihn der Durst gepackt. Er wurde etwas verträglicher.

„Anilin! Da muß man Sie mit dem Geheimrat Dekker bekanntmachen.“

„Danke. Ich war schon bei ihm.“

„Kellner, nehmen Sie den Sekt weg. Ich will eine andere Flasche, für mich. Alles übersehen die Herren Gastwirtsbeamten, aber daß ich jetzt zu bestellen habe, ein klein wenig Flüssigkeit für mich und meinen Gast erbitten möchte, wird geflissentlich ignoriert.“

Bartholomäus nahm dem Kellner, der vollkommen den Kopf verloren hatte und auf Mambachs ätzende Sticheleien hin am liebsten zum Fenster hinausgesprungen wäre, energisch die Flasche aus der Hand, schenkte nun selber ein und sagte: „Aber ich komme offen gestanden mit Decker nicht weiter.“

Mambach freute sich. Diese Empfindung klopfte sehr selten in ihm und hing stets mit fremdem Pech zusammen. Er murmelte etwas von dem kleinen Mambach, der dem großen Zwiezmann beispringen müsse. Trotz seines logischen, nüchternen Pessimismus — mit dem schärfsten Verstand allein ist eben die Welt nicht zu begreifen — war er fähig und erfinderisch, für andere die besten und sichersten Abkürzungswege aufzuspüren. Er selbst ging sie für sich nicht und verspottete später die, denen er geholfen hatte.

Eitel war er auch. Diesen Gallenstein löst der schärfste Spott nicht auf. Dort packte ihn Bartholomäus:

„Um Gottes willen, wie kommen Sie dazu, mich in solche merkwürdige Relation zu Ihnen zu bringen. Ich bin doch gegen Sie ein Waisenknabe!“

Mambach wehrte sich sehr sanft.

„Das wollen wir nun auch wieder nicht sagen. Sie haben's aufgeschrieben, ich nur drumherum geschwätzt. Warum, weiß ich nicht. Ich habe jedenfalls, als es noch Zeit war, keinen Menschen gefunden, für den es sich lohnte. Wir hätten zu zweit sein müssen. Ja. Ich habe schon immer einmal mit Ihnen darüber sprechen wollen. Wir sind noch viel zu nüchtern, um offen zu sein.“

Die Drehtür bewegte sich, und über die Windscheibe schaute Rehbock, der Autohändler. Warum er eigentlich am Tisch verkehrte, konnte man schwer verstehen. Er hatte einen primitiven,

abergläubischen, ängstlichen Verstand und wurde von Mambach fortgesetzt beschimpft. Er verkaufte auch nur ganz selten am Tisch einen Wagen — jetzt setzte er freilich auf Zwiemann seine Hoffnung. Aber dieser kleine Nutzen wurde vielfach dadurch aufgewogen, daß er, wo und wie er konnte, Mambach Geschäfte zuschanzte. Mambach lebte größtenteils davon, da er quer und bössartig wie ein flügelahmer Vogel auf seinem Ast saß, nur die Brocken nahm, die man ihm aufdrängte, und dann noch biß und schnappte.

Rehbock frug besorgt, ob Mambach verloren oder gewonnen habe, und knobelte dann um die von Mambach verlorene Flasche mit ihm solange weiter, bis er sie zu zahlen hatte.

Mambachs Laune besserte sich mit jedem „Voll“, das er Rehbock unter die Augen legte. Rehbock spann eine offizielle Unterhaltung mit Zwiemann an, ganz vorsichtig tastend, ob und wieviel Wagen er schon habe. Mambach wartete, bis Rehbock seinem Ziele ganz nahe war, dann zerstörte er dessen Vorarbeit, indem er Bartholomäus mit einer Andeutung zu sich herüberlockte, die Bartholomäus noch mehr interessierte als der ganze Rehbock.

„Mit Deker, diesem weißen Wilden, ist die Sache nur zu machen, wenn er ein bißchen Achtung vor Ihnen bekommt. Ihre Knobeltechnik allein reicht nicht aus.“

Bartholomäus biß an: „Ich weiß doch nicht, ob ich dem Geheimrat so ganz gleichgültig bin. Er hat mich beim ersten Besuch eingeladen, die Teestunde seiner Frau zu besuchen.“

„Und seitdem sind Sie einer der treuen Knappen, die sich um die Auferweckung seines schlafenden Schneewittchens bemühen?“ Mambach sagte das mit lauernder Schärfe, vornübergebeugt, sein Kneifer lief an.

„Nein. Ich vermeide es, meine Aufgabe noch schwieriger zu machen, indem ich eine Frau, gar die Tochter hereinziehe. Ich überlasse sie der jeunesse dorée.“ Der Satz war im Geist halb an Gert gerichtet. Ihm hätten die Ohren geklungen, wenn er nicht gerade bei Maria Wallner gewesen wäre.

„Schade. Heiraten wäre bequemer. ,Tu felix Austria, nube!‘ Wenn Sie freilich Wert auf die ehrliche Achtung des alten Dekker legen, haben Sie schon recht. Die Geschäfte mit ihm werden anderswo vorbereitet, nicht beim ,minderen Geschlecht der Squaws‘, wie sein Lieblingsschriftsteller sagt, Ihr Kollege Karl May. Ich werde mal telephonieren.“

Während seiner Abwesenheit machte Nehbock einen Vorstoß: „Fräulein Dekker gehört auch zu meiner Rundschafft. Sie fährt einen neuen Phönix. Ein Wagen, sage ich Ihnen, weich wie Butter, Musik im Motor, nicht gefedert, sondern geflügelt. Die Karosserie aus einem Guß, aber bequemer als Ihr Bett. Sie wollen überhaupt nicht mehr heraus, wenn Sie erst drin sitzen; jedes Mädchen, das mit Ihnen hineingeht, ist Ihnen verfallen mit Haut und Haar. Alles in allem liefere ich Ihnen, weil Sie es sind, um 10 Prozent billiger als dem alten Dekker. Der kann's bezahlen, und Sie sind Mambachs Freund!“

„Ich kann keinen auffallenden Wagen fahren.“

„Was? Ja, Ihr Kollege Zipsnag fährt einen mit dem Namenszug vorn quer über dem Kühler. Den gleichen Typ. Und weinrot.“

„Wie fein Briefpapier. Seine grünen Schreibmaschinentypen werden auch ihr Analogon haben, wohl in der Polsterung. Ich will damit keine Kritik üben. Er will auffallen und findet seine Befriedigung darin. Außerdem ist das Lockspeise für die Art Fleisch, die er braucht. Ich bin nicht besser als er, aber

meine Kurve läuft anders. Ich darf nicht auffallen. Will überhaupt erst gesehn werden, wenn ich schon durchs Ziel bin.“

„Sie bringen sich um einen großen Genuß!“

„Darüber kann ich mich ganz ausgezeichnet trösten. Ich will Ihnen das Mittel verraten: Bilden Sie sich in solchem Fall immer ein, Sie hätten den Genuß schon gehabt, verdaut, die Folgen überstanden oder die Frucht gestohlen bekommen. Also in diesem Fall: ich hatte die Freude des Kaufes, und vor der ersten Panne wurde mir Ihr seltener Phönix gestohlen.“

„Und Ihr Scheß, den Sie mir dafür gezahlt haben, vielleicht auch? Lieber Herr Doktor, das ist nichts mit Ihrem Fakirbeispiel. Außerdem kann mein Wagen gar nicht gestohlen werden, denn er ist mit zwei neuen Erfindungen gegen Diebstahl gesichert, die meine Fabrik in allen Ländern patentamtlich hat schützen lassen. Wir bauen sie allein. Durch Einschalten einer Geheimfeder wird die Lenkvorrichtung blockiert. Obendrein können Sie noch durch einen Hebel die Fußbremse lösen, die auf die vier Räder geht. Ihr Herr Dieb bleibt Ihnen also, selbst wenn sonst alles klappt, todsicher am nächsten Baum hängen.“

Bartholomäus mußte lachen. Wie solche Geschäftsleute manchmal kindlich sind! Es war wirklich nicht schwer, Rehbock nun ein Bein zu stellen: „Also bilde ich mir ein, ich hätte gekauft, bezahlt, und mein Dieb hänge mit meinem neuen Wagen auf meine Kosten am nächsten Baum. Sehr zum Wohle, Herr Rehbock!“

Rehbock kam nun auf Touren. Er setzte Bartholomäus auseinander, die Blockierung der Lenkung müsse so rasch wirken, daß der Dieb schon im Graben lande, bevor er auf Geschwindigkeit gekommen sei. Der Wagen bleibe also heil, und wenn schon der Kotflügel — wozu habe man die Versicherung!

Bartholomäus war von Mambach ein wenig angesteckt. Er reizte Rehbock weiter: „Ein bißchen gefährlich, dies Bremslösen. Wenn man vergißt, die Bremse wieder festzumachen, selber losfährt!“

„Wieso? Die Handbremse, die auf die beiden Hinterräder geht, zieht doch immer noch. Ihnen, der das weiß, kann also nichts passieren. Aber der Herr Dieb kann sich nicht helfen, weil er nicht weiß, was an der ungastlichen Wanne noch sicher ist.“

Mambach kam mit hellglühender Zigarre in ganz langer Spitze zurück. Gutes Zeichen.

„Die weiße Wildsau macht heute Dämmerchoppen im Unterstand. Kommen Sie, wir fahren hin!“

„Und ich?“ frug Rehbock.

„Die Wildsau würde Sie fressen und doch kein Auto kaufen. Auf Wiedersehn!“

„Ihr könnt meinen Wagen nehmen“, rief Rehbock ihm nach.

Bartholomäus versprach ihm, seine Karosseriewerkstatt zu besuchen. In Rehbock löste diese liebenswürdige Geste Neue aus. Warum hatte er etwas von 10 Prozent Nachlaß gesagt!

Rehbock tröstete sich rasch. Er suchte Mambachs Nähe, war aber auch manchmal froh, wenn er fort war. Man konnte dann in Ruhe Karten spielen, ohne durch Sticheleien Mambachs aufgeschreckt zu werden. Es erschien dann auch bald der jedem Gelderwerb geneigte Regierungsrat mit den Karpfenaugen, nach ihm leer und ausgepumpt der Chef der großen Zeitung, daher jezt zu jeder Beschäftigung bereit, die sich nur mit Händen vollbringen ließ. Sie begannen zu dreschen.

Mambach führte Bartholomäus in die Frankfurter Altstadt hinein. Sie kamen in Gassen, in denen gerade noch ein mittelalterlicher Drückfarren durchfahren konnte. Ganz ernst nahmen

diese Häuser ihre Gegenwart nicht mehr. Sie dienten zu Luststätten aller Art oder als Unterschlupf denen, die sich in die heutigen Staatsformen nicht mehr oder noch nicht hineinfinden konnten. Manche lebten auch gar nicht mehr von ihren eigenen Bewohnern, waren nur noch leergemachte oder mit allerhand Sammelwerk angefüllte Erinnerungsstätten, die aus Fetischismus oder Snobismus ausgehalten wurden. Bei diesen war meist nur noch die äußere Form vorhanden, schon längst nicht mehr das alte Material. Die Balken und Sparren der Erbauer waren durch Eisenträger unterfangen und ersetzt, die so verstärkten Galerien brauchten eigentlich die Streben gar nicht mehr, die sie stützen mußten, nur die Pietisten wollten es so haben.

In einer engen Gasse, deren Häuser sich im obersten Stockwerk mit den Gesichtern fast berührten, machte Mambach halt. Er öffnete eine breite Holztür, in die in umständlichen Schnörkeln der Häusernamen „Zum Gral“ eingeschnitzt war. Sie durchschritten ihn, hohles Echo folgte ihnen. Sie kamen auf den Hof. Hier war die Fassade mit Logen und Galerien bezogen, richtiges Theater. Säulen und Säulchen standen überall, konnten aber nichts tun. Der Dachstock über diesen Galerien war mit schwarzen, düsterem Schiefer belastet. Er drückte als ein dunkles Gewicht auf die leichtsinnigen Arkaden. In der Mitte des Hofes hing eine Lampe, die unter den Stößen des Frühlingswindes leise hin und her schwankte, und auf der Rückwand der Galerien die Schatten der verschnörkelten Säulchen miteinander tanzen ließ. Auf den Brüstungen standen Blumenkästen; es roch nach frischer Ölfarbe. Als das Haus noch lebendig war, hatten dort Kinderwindeln zum Trocknen gehangen.

An der dunklen Rückfront war zu ebener Erde ein breites Quadrat elektrisch erleuchtet. Mambach steuerte hinein. Ausgetretene Sandsteinstufen führten in den Keller. Der Verputz war absichtlich nicht erneuert, sein Moosüberzug wurde sorgfältig gepflegt, wie die Patina eines Kupferdaches, denn hier unten reiften die Weine des Geheimrats Dekker. Die Keller lagen in mehreren Stockwerken untereinander. Die Luft wurde immer schwerer, feuchter, man spürte den Atem der alten Fässer.

Die Geister vieler guter Weine, vielleicht auch die guter Küfer, gingen hier um. Sie schritten die Front buntgekapselter Flaschen ab, die rechts und links die Gänge füllten und von hinten, von den Kellerwänden her, beleuchtet wurden. Mambach öffnete eine schwere Tür aus rohen Eichenbohlen. Infernalischer Lärm pläzte ihnen entgegen und betäubte sie wie eine Explosion. Erstaunlich, daß das morsche Haus diese Kraftentfesselung überhaupt aushielt.

Auf einem langen Holztisch mit Bänken davor standen Gläser und Flaschen, Knochen, Schädel, ausgestopfte Bälge, Fliegerbomben, Fehlzünder hingen von der Decke herab. Die Anwesenden waren gerade damit beschäftigt, auf einem Podium als Jazzkapelle Musik zu machen. Allmählich bekam Bartholomäus wieder Lust, Mambachs angelaufene Kneifergläser wurden blankgewischt. Aus den Rauchschwaden lösten sich Umrisse, Gestalten und schließlich sogar Gesichter. In der Mitte des Orchesters stand in Hemdsärmeln der Geheimrat und schlug die dicke Trommel. Dies Instrument war die führende Stimme, unterlegt und untermischt mit Becken und anderen Metallapparaten, die möglichst gleichzeitig die Luft in Fegen zu reißen suchten.

Von den beiden Neuangekommenen wurde keine Notiz genommen; das begonnene Musikstück zunächst zu Ende gelärmt. Dies war gut, denn Bartholomäus war von Weindunst, Tabaksqualm und Trommellärm wie vor den Kopf geschlagen; er konnte keinen Gedanken fassen; auch seine Zunge war gelähmt.

Mambach schob ihn auf eine der Bänke: „Sehen Sie zu, daß Sie den Wein einigermaßen erraten, den Ihnen der Geheimrat eingießt.“

„Bitte, helfen Sie mir!“

Mambach nickte.

Als Bartholomäus bereits die Halluzination hatte, daß der Geheimrat nun unmittelbar auf seinem Trommelfell pause, der nächste Schlag durchbräche und in sein Gehirn spritze, winkte dieser endlich das Spiel ab.

„So! Jetzt geht's wieder an den Apfelwein! Küfer, bringen Sie den Sachsenhäuser Sonnenberg, Fuder 76. — Das hätten Sie sich anders vorgestellt, Herr Doktor Zwiemann? Hier im ‚Unterstand‘ härten wir uns gegen unsere Generalversammlungen ab. Wer hier durchhält, dem kann auf kleine Anfragen hin nichts mehr passieren! Machen Sie auch Musik? Uns fehlt ein Holzbläser. Wie wär's? Probieren Sie's mal mit uns!“

Bartholomäus gab sich Mühe: „Wenn Ihnen mit einer Ocarina gedient ist?“

Decker winkte ab: „Holzbläser! Holz muß es sein! Keine Tontaube! Prosit allerseits! Wie schmeckt's, Doktor?“

Mambach nippte und soufflierte Bartholomäus: Rautentaler Berg, 23er Spätlese!

Bartholomäus wollte nicht einfach nachplappern, was ihm eingeblasen war. Er antwortete in einer kleinen Paraphrase

über Rauental und Sonnenberg; in der Jahreszahl hieb er absichtlich daneben.

„Gut der Mann“, rief der Geheimrat in glänzender Laune. „Küfer, wir bleiben bei dem Apfelsästchen!“

Sechs oder sieben Männer nahmen nun noch am Tisch Platz, alle in Hemdsärmeln, zwei mit verfärbten Händen, Chemiker. Hier tobte sich der Geheimrat aus; er regierte auch hier, aber formlos, so, wie es ihm eigentlich lag. Er hätte es auch im Turmhaus so gemacht, wenn dort nicht gleich aus seinem Stimmungswetter ganze Geschäftschancen bestimmt worden wären. Die Verantwortung im Gehenlassen war dort zu groß. Mehr noch als in seinem Büro mußte er sich aber in der Sde beherrschen, denn seine Frau litt unter jedem Rülpsen, zu dem er sich vergaß. Sie lebte in einer derart sicheren, mit ihrer ganzen Existenz auf sie überkommenen Form, daß ein Herausfallen aus den feststehenden Regeln für sie eine physische Unmöglichkeit war, und die Feststellung, daß der Geheimrat es nicht nur konnte, sondern sogar liebte, jedesmal wieder zu einem Schock wurde, der noch Tage nachwirkte.

Der Geheimrat unterschied nicht zwischen Beruf und Erholung, sondern nur zwischen Geschäften im Gehrock, solchen in Hemdsärmeln, Familienkram und Schlaf. Der Hemdsärmelzustand war ihm am liebsten.

Mambach wartete, bis Dekker ein neues Musikstück begann. Dann rückte er dicht an Bartholomäus heran: „Das Leben ist nur leicht, solange man es schwer nimmt. Das klingt paradox, aber Sie werden mich verstehen. Wer es ernst nimmt, kann sich mit Beten oder Klagen helfen. Aber wenn man die Lächerlichkeit der Farce erkannte, hilft einem kein Gott mehr. Ich hatte zuviel Gehirn und habe zu früh und zuviel erkannt. Ich war

auch zu eingebildet. Ich habe geglaubt, ich sei es mir schuldig, eine Sache bis zu Ende durchzudenken. Ich habe keine Achtung vor dem Nichtwissen gehabt; ich habe nicht einsehen wollen, daß man von destilliertem Wasser nicht leben kann. Dabei ist Schatz und Dunkel die Hauptsache im Leben. Keine Sonne hält man nur auf Minuten im Luftbad aus. Jetzt weiß ich's, aber jetzt will ich nicht mehr, kann nicht mehr zurück. Wenn ich ein Goy gewesen wäre, hätte ich mich totgeschossen. Aber es lebt immer noch in mir der ewige Ahasver, der nicht sterben kann, und ich stehe schadenfroh dabei — es geschieht dir recht. Ich hab das noch niemandem gesagt, und ich weiß nicht, warum ich es auf einmal Ihnen sage."

Zu diesem Text raste der Höllenlärm der Dekkerschen Trommelmusik. Im „Unterstand“, drei Stock unter dem letzten Sonnenstrahl, schien jeder der Männer auf seine Weise, mit Lärm oder Bekenntnis, abreagieren zu müssen.

Diese männliche Walpurgisnacht mit Überschwang und Zerknirschung, Rausch und Vergiftung verzauberte allmählich auch Bartholomäus. Aus der übersteigerten Herenküche, in der seine körperlichen Ohren malträtirt wurden, entwich seine Seele in sanfte, schweigende Gefilde, aus Folterkammer wurde gotischer Festsaal, aus Chaos Harmonie, aus Toben Berklärung, aus Kellerdecke Firmament. Mitten in seiner Vision aber stand plötzlich in unbekümmerter Einfachheit Claris Dekker. Sie bewegte sich, schaute um sich und schritt mit langsamen, wiegenden Schritten aus dem Bild. Ihre Pausbäckchen waren weggeschmolzen. Sie sah traurig aus; sie blickte sich suchend um.

Wie stand sie wohl zu ihrem Vater? Wie sprachen die beiden miteinander, der Hemdsärmelmann und die Tochter seiner Frau, der traditionsgebundenen Weißin zum Bienenstock?

Nach dem nächsten Waffengang der Dekkertapelle kam neuer Apfelwein, noch würziger, heller, ganz atemraubend schon beim ersten Überfall.

Neben Bartholomäus nahmen die beiden Männer mit den Säurefäusten Platz. Der eine glühte wie ein elektrischer Ofen; er schabte im Orchester die tiefste Basssaite, die über einen Schellenbaum gezogen war. Dieser mußte dauernd gehoben und niedergestoßen werden, während der Pferdeschweifbogen eine rasche Horizontalbewegung verlangte. Sein Kollege lachte und legte ihm den flachen Handrücken auf die Stirn:

„Hören Sie mal, Sie glühen ja! Wenn Sie weiter so erze-
dieren, werden Sie ein Malariareizidiv bekommen.“

Die Warnung ging im Gebrüll unter, aber das Wort Malaria rief im Geheimrat eine Erinnerung wach. Dekker trat hinter Bartholomäus, der sprang auf.

„Mein Labor wartet auf die Anophelinproben!“

Bartholomäus wollte etwas Höfliches erwidern, aber die Freude verwirrte seine Gedanken. Der Geheimrat stand in Ellbogenweite vor ihm. Er roch nach Tabak und Schweiß. Aber eine wohlthuende Bereitschaft strahlte aus ihm. Bartholomäus hatte die Empfindung, ihn jetzt packen zu müssen. Er stotterte, daß er morgen in der Frühe den Probeball anliefere.

„Schicken Sie mir lieber die Konstitutionsformel!“

Der Geheimrat lachte selber über diesen Wiß. Bartholomäus versprach ihm alle Unterlagen, mehr als er eigentlich geben wollte. Natürlich nicht das Geheimnis der Mischung.

„Sie verhandeln nicht nach anderer Seite?“

Bartholomäus verneinte, der Geheimrat frug nach einer Garantie. Bartholomäus stellte die Gegenfrage, was ihn vor einer indiscreten Behandlung seiner Rezepte sichere? Sie

gerieten aneinander. Der Geheimrat wollte einen Preis wissen, falls ihm das Präparat gefalle. Bartholomäus erwiderte, daß er sich von seiner Erfindung nicht trenne. Was er denn überhaupt wolle? Ein Aktienpaket, Sitz in der Verwaltung, Sicherheit für Fabrikation und Vertrieb. Er dürfe nicht an das Chininsyndikat verhandelt und unterdrückt werden. Dekker lachte dröhnend: Unilinaktien könne sich Bartholomäus an der Börse kaufen. Er solle Mambach auch etwas verdienen lassen. Wenn er zwei Millionen verträte, bekäme er einen bequemen Sessel im Aufsichtsrat.

Bartholomäus wurde bissig. Er lasse bereits kaufen, aber nicht in Frankfurt. Mambach zuliebe werde er nun eine größere Order hierher legen. Dazu brauche er den Geheimrat nicht. Er wolle nicht in den Aufsichtsrat, er wolle in die Verwaltung. Arbeiten, nicht kontrollieren. Geld sei ihm nicht Endzweck, sondern Werkzeug.

„Aha —“ rief Dekker, „Sie sind bis über beide Ohren verliebt in Ihre Erfindung!“

Bartholomäus schüttelte den Kopf: „Nein. Ich hasse sie bereits. Aber ich komme nicht mehr los von ihr.“

Der Geheimrat biß die Lippen aufeinander, daß sein Mund ein harter, gerader Strich wurde. Wie war das bei ihm selber? Weiß Gott, er hatte sich nie gefragt, ob das Liebe oder Haß sei, was ihn vorwärtstriebe. Merkwürdig — solche Worte, er hörte sie sonst in diesem Zusammenhang nie.

„Außerdem habe ich Angst davor“, setzte Bartholomäus noch leise hinzu.

Oder gar Angst? Daß sein Mammutwerk eines Tages doch stillstehen könnte und das Schicksal der betrogenen Menschenmillion, die auf ihn gesetzt hatte, wie ein Bergrutsch auf ihn

niederbräche? Dekker hatte nur noch den Schatten eines Glaubens in sich. Er sah im Lauf der Dinge die seelenlose Konsequenz der mit einer Winzigkeit beginnenden Kausalität. Vielleicht entschied gerade dieser eine Wortwechsel, seine Stellungnahme zu diesem neuen Mann, dessen Haltung fremd und ungewohnt für ihn war, sein ganzes Schicksal. Sein Blick fiel zufällig auf einen wurmstichigen Christophoruskopf, der beim Umbau ausgebrochen und in einem Winkel des Kellers aufgestellt worden war. Das war der Heilige, der das Christkind auf die Schultern genommen hatte und zu spät merkte, daß er das Gewicht der Weltkugel tragen mußte. Er drehte sich um und schlug unbemerkt seit dreißig Jahren zum erstenmal wieder ein Kreuz.

Ob ich im Alter wieder fromm werde?

Mambach warf sein Glas um, daß der goldene Inhalt sich über den Tisch verschwendete. Der Geheimrat sah es. Es gab ihm sonst einen Stich, denn er liebte seinen Wein. Aber nun war es ein Zeichen, ein Opfer, das bestätigte. Er gab Bartholomäus die Hand:

„Wenn das Anophelin etwas taugt, werden wir über Ihre Bedingungen einig. Übrigens — wir wollen uns in den Kursen der Anilinaktien nicht treiben. Mir liegt im Augenblick aus steuertechnischen Gründen nichts daran. Lassen Sie den freien Markt in Ruhe. Ich gebe Ihnen von mir ab. Zum heutigen Mitteltkurs Berlin. Wieviel?“

Bartholomäus zog ein winziges Notizbuch heraus, rotes Fuchsen mit Goldschnitt, seitlich aufzuklappen. „Bitte 2000 nominell!“

Dekker pffte durch die Zähne: „An Sie! Ich will noch weitergehen“, setzte er hinzu. „Sie geben mir auf drei Wochen, mit

dem Recht auf Verlängerung durch mich um die gleiche Zeit, bindende Offerte auf Ihre Erfindung, für die ganze Welt. Verhandeln Sie in dieser Frist unter Vertragsbruch nach anderer Seite, verfällt Ihr neues Aktienpaket an mich."

Wahnsinn, dachte Bartholomäus. Aber nein: er will natürlich nur sehen, ob ich wirklich zahlen kann. Er erklärte sich einverstanden, wenn der Geheimrat eine Gegenseicherheit gäbe.

„Sie sind sehr feck, junger Mann! Wofür Gegenseicherheit?"

„Daß meine Erfindung in dieser Zeit von Ihrer Firma nicht an das Syndikat weitergegeben wird!"

„Kommt nicht in Frage!"

„Ich kann aus kaufmännischen Grundsätzen keine einseitige Bindung eingehen. Entweder wir beide gegenseitig — oder gar nicht."

Der Geheimrat gab seiner Stimmung nach und akzeptierte.

Er beugte sich zu Mambach herab und bat ihn, den Schlußschein auszufertigen.

Mambach hatte noch die Hoffnung, daß Zwiemann trunken sei. Er war bereit, ihm beizuspringen, für ihn eine Depotlüge zu begehen, wenn es notwendig gewesen wäre, und er beugte sich weit über den Tisch, um unter Deckers Rauchwolken weg, die Bartholomäus einnebelten, seine Hilfsbereitschaft zu erkennen zu geben. Aber er bekam einen hellen, klingenden Blick. Eine besessene Freude loderte sogar in Bartholomäus. Dem war nicht unsicher zumut! Mambach ließ den Kopf fallen, daß die Zigarre auf dem Tisch eine Feuerwerksgarbe machte. „Lügner", murmelte er in sich hinein.

Mambach haßte das Geld, ohne es zu verachten. Er hatte sich in die Überzeugung geflüchtet, Gott sei so reich, daß alle, die ihm anhängen, arm bleiben müßten, und daß jeder, der um

es werbe und an seinem Besitz sich freue, dem Geiſt abtrünnig werde. Er hatte ſich für Ahaſver entſchieden, ohne Macht und ohne Luſt an der Erde.

Wenn Bartholomäus ſich ihm als ein Hochſtapler hätte bekennen müſſen, der das Wort nicht halten konnte, das er in der Trunkenheit verſprach, ſo hätte er ihn umarmt und ſich mit allem zur Verfügung geſtellt, was er hatte. So aber keimte ein Haß in ihm, wie der gegen das Geld, wie der gegen die Macht ſchlechthin, denn er begriff nur Chriſtus, den Sohn ſeines Volkes, nicht Mohammed, der Prophet und Cäſar war.

Aber er ſchrieb fehlerfrei die Schlußnote aus. Bartholomäus nezte die Spitze des Indigoſtifts mit dem vergoffenen Wein und unterzeichnete. Der Geheimrat hieb gleich darauf das Trommelfell durch. Seine Getreuen nahmen an: aus Freude über das gute Geſchäft.

3

Das Grundſtück der Maria Wallner war mit einer hohen Mauer umgeben, hinter der es heulte und ziſchte, bellte und grunzte, zwitſcherte und blökte. In ihrer Freude an der Verwandlung, in ihrem täglichen Bedürfniß nach Maſke brauchte ſie immer wieder eine andere Tierform, mit der ſie ſich ausſpielte.

Es war nicht ganz leicht für den Beſucher, vom Gartentor bis zur Haustür zu kommen, ohne umgerannt, gebiſſen oder zum mindeſten bedreht zu werden, und die Wallner hatte ihre Freude daran.

Gert kannte die Schnauzen, Fänge und Pfötchen, mit denen man dort empfangen wurde, und rüſtete ſich deſhalb für ſolche Beſuche mit einer Kinderpiſtole aus, deren Geknatter die ihm

zugesdachte halb zärtliche, halb ungezogene Berührung der Tiere in ein fürchterliches, aber zwei Schritt Abstand haltendes Geräusch verwandelte.

Das ganze Haus wußte nun, wer kam.

Diesmal öffnete das Hausmädchen sehr verlegen. Sie stotterte gleich etwas: „Ich glaube nicht, daß die gnädige Frau...“ dann verschwand sie errötend.

Gert legte ab und setzte sich auf die Bank unter der Treppe, die für wartende Schneider und die Sekretäre der Theaterdirektionen bestimmt war. Nach einiger Zeit kam die Jose der gnädigen Frau und teilte ihm freundlich, aber etwas herablassend mit, daß heute Besuche nicht empfangen würden.

Gert holte eine Karte aus der Tasche, überreichte sie der Sendbotin, nachdem er ein entschlossenes „Muß“ quer darüber geschrieben hatte, und erklärte, daß er bereit sei, sich, wenn es sein müsse, mit verbundenen Augen auch in die allerheiligsten Schlafgemächer zu begeben.

Es dauerte wieder eine ganze Weile. Nun erschien die Haushälterin, die für die Fütterung und Pflege der Tiere sorgte und Gert sowieso nicht leiden konnte, mit der entschiedenen Botschaft: „Die gnädige Frau bedauert, der Besuch sei nicht angemeldet, und sie kenne den Herrn nicht.“

Gert zückte sofort seine Tierpistole und schoß auf sie, so daß sie schreiend davonlief. Er drang dann in das Bibliothekszimmer ein, um zu einem Telephon zu gelangen, und schaltete das Schlafzimmer ein.

Er war entschlossen, sie mit einigen Tiernamen zu belegen. Er erinnerte sich an eine Szene in ihrem ersten Film, die infolge ihrer Hysterie nicht zustande kommen wollte. Entweder knatterten die Lampen, die Musik war zu laut oder zu leise,

oder irgendein Besucher trug eine Brille, die sie blendete — jedenfalls sprang sie sofort aus dem Bild, wenn der Regisseur den Operateuren zurief: „Drehen!“ Als schließlich beim zwanzigsten Versuch die Nerven sämtlicher Beteiligten wie überwinterte Spinnenfäden waren, reckte sich ihr Partner in seiner ganzen Größe auf und brüllte sie an: „Wenn du jetzt nicht stillhältst, verdamnte Ziege, so haue ich dir eins in die Fresse!“ Sie weinte hierauf, still und innig, wie es in ihre Rolle paßte; das Bild gelang.

Diese Erinnerung stärkte Gert, er riß den Hörer auf, empfing aber dann als Antwort die ergebene Erklärung der Jose: „Ja, hier Schlafzimmer der gnädigen Frau!“ Er drückte hierauf mehrere Male auf den Schalthebel, läutete wieder, denn er wußte, daß Maria Wallner sehr bald der Jose den Hörer aus den Händen reißen würde, wütend, weil diese blöde Gans nicht einmal ein Gespräch aufnehmen könne.

Während dieses Vorpostengefechts stöberte er in den neuen Büchern, die für die Wallner gekommen waren. Sie lagen immer auf dem kleinen Tisch neben dem Telephon. Da war ein neuer Band mittelalterlicher Hexenprozesse und eine Abhandlung über die Psychologie und Technik des Lustmordes. Ein halbes Duzend unaufgeschnittener Romane — selbstverständlich. Aber dann lag da noch eine frisch ausgepackte Broschüre in französischer Sprache, und zwar über das Chinolin und seine Derivate, verfaßt und eigenhändig signiert von dem Baron de la Motte, Comte d'Hubigny.

Das war auch ganz in der Ordnung. Der Gesandte des Chininsyndikats hatte den Dr. Zwiemann selber gebeten, als er ihn bei Frau Dekker zum Bienenstock kennenlernte, ihn mit Fräulein Wallner bekanntzumachen. De la Motte fühlte sich

sehr geschmeichelt, daß Dr. Zwiemann sofort seinethalben nach Berlin fuhr und ihm am übernächsten Tag schon berichten konnte, daß Fräulein Wallner ihn empfangen wolle.

Er fing beim ersten Besuch in Berlin Feuer, daß seine Eitelkeit noch schürte. Maria Wallner war auf Grund ihrer um den ganzen Erdball laufenden Filme eine Weltberühmtheit. De la Motte teilte nun seine Zeit zwischen Berlin und Frankfurt, glaubte aber schließlich feststellen zu können, daß Dr. Zwiemann ebensooft in Berlin war als er. Er konnte sich dies nur mit den gleichen Beweggründen erklären, die ihn selber nach Berlin trieben. Er legte Maria Wallner schließlich die Kabinettfrage vor: er oder ich.

Maria Wallner hatte von Gert, nachdem sich ihre Liebe in Vertrauen und Güte sublimiert hatte, nichts zu fürchten, wenn sie ihn schlecht, und nichts zu hoffen, wenn sie ihn gut behandelte. Sie gab Befehl, ihn nicht mehr vorzulassen.

Dies sagte sie ihm nun ganz offen am Telephon. Ihre Stimme klang aber sanft, und Gert erwiderte ganz selbstverständlich: „Ich komme herauf!“

Maria Wallner war beschäftigt, ihre Briefe zu lesen. Sie bekam täglich ein paar Duzend, nach Erstaufführungen mehrere hundert. Sie spielte mit ihnen wie eine Kaze, befühlte sie, betrachtete die Buchstaben wie ein Kind, das nicht lesen kann, und zerriß dann die meisten. Der Sekretär mußte aus Fegen feststellen, welche der Anbeter Bilder erfleht hatten. Die lieferten ihre Theaterdirektionen und Filmfirmen auf Konto Reklame.

Sie saß auf einem Maniküresesselchen in ihrem mit Dampf ausgelegten Badezimmer. Ihre Knie waren frei, mit den Scheiben so glatt, so klein und so rund wie Kiesel, die der Rhein oben in Graubünden abgebrochen und dann bis ins Meer

hinuntergeschleift und geschliffen hatte. Ihre Knie standen fast in der Höhe ihres Gesichts, so tief hatte sie sich in das niedrige Polster hineingekuschelt. Gerade die Augen sah man noch — Gert freilich nur eine Sekunde, denn jedesmal stand er wieder geblendet da, sobald er nur eine Sekunde in die dunklen Spiegel schaute, die Maria Wallner, seine Sphinx, in blanker Unschuld ihm entgegenhielt. Er blieb an der Tür stehen und drehte sich einmal um sich selber, um des Schauders Herr zu werden, der ihm in den Schultern zuckte und die Rückenfurche herabglitt.

„Hast du intelligente Beine . . . Ich glaube doch, daß deine Augen so groß wie deine Kniescheiben sind, ebenso wie dein Hals genau den gleichen Umfang hat wie deine Waden.“

„Erzähle das jetzt bitte einer anderen!“

„Ich habe weder Lust, Laune, noch Gelegenheit dazu.“

„Wir haben ausgemacht, einander nur noch die Wahrheit zu sagen! Akkurat, was jeder denkt.“

„Wenn ich meinen Schwur nicht hielte, würdest du ganz andere Dinge zu hören bekommen!“

Maria schüttelte den Kopf. Sie sagte mit Zungen-R, wie auf der Bühne, ein paarmal, in verschiedener Betonung: „Dazu hast du wirklich keinen Grund.“ Dann senkte sie die Stirn auf die Knie, die er eben noch so gelobt hatte, und fuhr fort, weil er schwieg:

„Ich würde noch heute in jeder Stunde alles für dich tun!“

„Alles, was mir Ungelegenheiten bereitet, was mich später zum mindesten quälen und tränken wird, ja!“

„Bist du eifersüchtig, obwohl du gar kein Recht auf mich hast?“

„Nein! Weiß Gott, nein! Selbst wenn eine Bindung noch bestünde, die subjektive Disposition für Eifersucht in mir erzmöglichte, wäre ich deiner Keuschheit ganz gewiß.“

„Es ist Mode, über mich zu schreiben, ich sei frigid. Hast du das aufgebracht?“

„Nein. Du bist nicht frigid. Du wärst schon von dir aus bereit.“

Maria Wallner zitierte: „Denn in Bereitschaft sein ist alles! — Du, ich spiele nächsten Winter nun wirklich den Hamlet!“

Gert ging nicht auf diese Mitteilung ein, sondern sprach von der Bereitschaft: „In diesem Fall bedeutet sie gar nichts! Das Geschenk ist alles! Du aber argwöhnst, daß es dem andern Freude machen könnte, wenn du dich schenkst, und diese Freude gönnst du ihm nicht, niemand, vielleicht nicht einmal dir, so boshaft bist du!“

„Jeden Abend schenke ich mich! Drei oder vier lange Stunden, an jeden, der ins Theater kommt!“

„Ach was, du saugst sie aus, die Unglücklichen, die da unten sitzen und gebannt von deiner Basiliskenschönheit sind. Du kommst doch abends leer auf die Szene, wirfst überhaupt erst lebendig unter den Strahlen, die aus dem Zuschauerraum, sagen wir Opferstall, dir entgegenfluten. Dann gehst du auf, entfallest dich, glühst, brennst deren Lebenskraft.“

Das war zu viel. Maria stürzte sich über die unglücklichen Huldigungsbriefe und zerfetzte deren Nester wie eine Irre. Nur einen nahm sie aus, stieß ihn vorsichtig beiseite und dann mit dem Fuß unter den Badeteppich.

Gert sprang zu und hob ihn auf:

„Aus Frankfurt.“

Dann steckte er ihn wieder an die Stelle, wo sie ihn, scheinbar unachtsam, hingeschoben hatte.

Sie gab die Verstellung auf.

„Gib mir eine Zigarette. Du bist ekelhaft. Was willst du überhaupt von mir?“

„Etwas, das vielen Leuten unerhörten Ärger bereitet.“

„Aber dir Vergnügen!“

„Nein. Wahrscheinlich noch größeren Ärger.“

„Ich bin gespannt.“

„Das Deutsche Schauspielhaus will deinen Vertrag über den 15. hinaus verlängern.“

„Es wäre eine Frechheit von ihm, es nicht zu wollen!“

„Schlag's ab. Denn mir liegt daran, daß mein neues Stück möglichst bald herauskommt, und die schieben es, solange du ihnen das Haus füllst.“

„Daß du darum bittest, wäre für mich vielleicht der einzige Grund, es doch zu tun. Denn ich war schon fest entschlossen...“

„Zu filmen?“

„Nein. Noch weniger. Ich will verreisen.“

„Ach? Wohin denn? Mit wem denn? Nach Frankfurt?“

„Nein, aber mit Frankfurt.“

In Gert überschnitten sich die Bilder: Anophelin — Bartholomäus — Chininsyndikat — Anilinwerke — Malaria. Er spürte, daß er da in einen Draht geraten konnte, auf dem vielleicht die entscheidenden Worte gesprochen würden. Zunächst wollte er das Thema festhalten: „Ist der de la Motte von Geburt Belgier oder Franzose?“

Maria Wallner antwortete träumerisch: „Ja, Franzose! Ich habe unbändiges Heimweh zum Französischen. Meine Mutter war eine Französin.“

„Aus der Rue d'Acker?“

„Ich lasse dich hinauswerfen!“

„Vielleicht kannst du mir einen anständigen Bordeaux via Frankfurt besorgen lassen.“

„Sicher. Eine starke oder schwere Mischung? Er ist Chemiker.“

„Frankfurt? Ehrlich-Hata? Hast du denn das nötig?“

„Das geht zu weit. Ich muß meine Atmosphäre reinigen!“

Mit diesen Worten warf sie den Kimono ab und sprang unter die Dusche, die aus silberner Brause in die Dnyrwanne hinabrieselte.

Sie spritzte ihn zuerst mit ein paar Tropfen ins Gesicht und lenkte auf einmal einen ganzen Strahl gegen ihn. Er ergriff die Flucht.

„Halt! Du darfst so nicht heraus. Du erkältest dich!“

„Geht dich nichts an!“

„Ich springe dir nach, so wie ich bin. Erst wirst du wieder getrocknet.“

„Mit — was?“

„Nein, mit dem Föhn.“

Gert setzte sich wieder. Nach einer Weile:

„So, wie du da bist, stellen wir uns die Eva vor. Kuriose Zeit! Aber was können wir schon von Frauen verlangen, denen wir die Erlaubnis und die Instrumente geben, morgens, mittags und abends zu baden.“

„Schwein!“

„Kam zu früh! Ich wollte gerade sagen: auch Erdbeeren wäscht man nicht, ehe man sie ißt!“

Maria mußte lachen. Gert fuhr fort:

„Ich habe ein Manuskript unter den Fingern über den Völkerbund. Der Durchfall Corbusiers regt mich auf. Des einzigen Architekten, der ein Haus aus Glas und Eisen unter die tausendjährigen Bäume in der Genfer Bucht stellen wollte, verstecken wollte, nur von innen heraus gedacht, Hülle um Menschen, die drinnen arbeiten und atmen sollen. Die Impo-
santiker aber wollen die Bäume umhauen und ihre Koggiebel aufrichten. Also, es wird ein Völkerbunds-film für Corbusier.

In die Mitte soll eine Eva als Achse gestellt werden, um die sie sich lezt hin alle drehn, Chamberlain, Briand, Stresemann und Mussolini. Eva — das bist du. Wenn dich der Riemen-/schneider gesehen hätte! Übrigens — du kennst meinen Heiligen aus Iphofen? Solche Kniescheiben, wie du sie hast, kannte Riemenschneider auch. Gestern ist mir klar geworden: Er hat meinen Nepomuk nur wegen seines Knies gemacht. Die Kniespitze stand als Knorz im Holz, ist mit der Linde gewachsen. Um dieses Knörzlein als Scheibe hat er die ganze Leiblichkeit herum geschnitzt. Riemenschneider! Wie soll man so etwas nachmachen können?"

„Du“, sagte Maria plötzlich, „ich will tatsächlich nach Genf. Zur Septembertagung.“

„Bist du in den Völkerbundsrat aufgenommen?"

„Nein, aber der aus Frankfurt ist Referent im Ausschuss für Malariabekämpfung. Sie haben da irgend etwas vor. Er muß hin. Da gehe ich mit. Es muß sehr bunt um diese Zeit dort zugehen!"

Gert erschrak beinahe über den Funken, der da aufblitzte. Sollte er sie ausfragen?

Er sagte: „Hör mal, da wäre ja die beste Einführung, wenn du meine ‚Eva im Völkerbund‘ spieltest. Den Corbusierfilm! Dann kennt dich jedes Kind in Genf, wenn du hinkommst. Das wird ein Einzug!"

„Will kein Mensch mehr wissen!" rief Maria Wallner. „Um's Chinin geht es diesmal. Eine ganz große Kampagne wird aufgezogen. Der Völkerbund nimmt die Chininverteilung in die Hand. Die Kolonien sollen entseucht werden.“

Donnerwetter! Das war eine Nachricht! Bartholomäus hatte ja keine Ahnung von den großen Möglichkeiten, die sich da für ihn ergaben.

Das internationale Chininsyndikat wollte den Völkerbund vorspannen, um für sein Chinin Propaganda zu machen. Gerade in dem Augenblick, als das Chinin überholt war! Also mußte der Trußt sich in letzter Stunde umstellen, Anophelin an die Stelle des veralteten Chinins setzen und die mobilgemachten Kräfte zum Ruhm und Preis der Zwiemann-Erfindung marschieren lassen.

Gert wurde gut und mild vor Glück. Er küßte Maria Wallner auf die Schläfen, in den Nacken, unter die Ohren. Er könne das lassen, meinte sie.

Die Corbusieridee ging über Bord. Der Kampf um den neuen Völkertempel und die Wahrhaftigkeit seines Stils war ihm gleichgültig geworden. „Wir machen einen Chininfilm. So fangen wir wenigstens an. Mitten hinein aber zündet die Erfindung des besseren Mittels und die Bekehrung der Sanitätskommissionen zum neuen Evangelium. Es fängt mit Chamberlain an, wie er in Genf ankommt und einen Malaria-rückfall hat. Mit ihm auf der Hoteletage wohnt der Geheimrat Decker . . .“

„Und wo bleibe ich?“ unterbrach die Wallner.

„Eva im Völkerbund! Die Achse bleibt dieselbe.“

Maria Wallner bekam plötzlich einen Schreck.

„Aber de la Motte hat mir gesagt, daß es ein Geheimnis sei. Namentlich du . . .“

Gert sah gar keine Gegensätze mehr; die Welt war gut und der Völkerbund ein fehlerloser Lautsprecher.

„Er hat nur vom Chinin gesprochen? Ein anderes Wort hast du nie gehört? Etwa Anophelin?“

Maria Wallner wurde mißtrauisch: „Nein. Aber wenn da etwas vorgeht — um Gottes willen, laß mich aus dem Spiel.“

Gert beruhigte sie. Nichts sei ihm angenehmer als die Sicherheit, dem Franzosen hier oder in ihrer Nähe nie zu begegnen. Und für den Film zeichne er sowieso nicht. Er bleibe völlig im Hintergrund. Der Sohn des Anilin-Decker müsse den machen. Er wolle nur helfen, raten, wenn man ihn frage — nichts mehr. De la Motte solle ganz draußen bleiben. Sonst gäbe es Kulturfilm statt künstlerischem Ereignis.

Vor dem Begriff „Kulturfilm“ hatte Maria Wallner solche Scheu, daß sie Stillschweigen nicht nur versprach, sondern zunächst auch hielt.

Gert vergrub nun den Kopf in den Händen und wühlte in seinen Haaren herum. Wenn er schöpferisch dachte, sträubten sie sich und knisterten. Etwas muß an der Simsonlegende wahr sein. Er antwortete nichts mehr und kümmerte sich nicht um Maria Wallner, ihre Jose, die Putzfrau und die Haushälterin.

Maria Wallner fuhr ab, er blieb. Er baute die Handlung zur „Eva im Völkerbund“. Erst als er sich ganz leergedacht hatte, so daß er beim Aufstehn wie ein Kranker taumelte, der vier Wochen im Bett gelegen hat, tastete er sich hinunter auf die Straße, fuhr ins nächste Hotel und schlief dort, wo man ihn nicht stören konnte, vierundzwanzig Stunden.

4

Der Geheimrat Decker und seine Tochter Claris frühstückten jeden Morgen zusammen. Das war seit der Zeit so, da Claris zur Schule gekommen war und morgens um sieben Uhr aufstehen mußte. Frau Decker lag dann noch zu Bett. Sie schlief schlecht, blieb nächtelang wach, behauptete es jedenfalls, und hatte den Morgenschlaf auf alle Fälle nötig. Ihr Herz hatte

einen besonders raschen und leisen Schlag, der die Unruhe des Morgens nicht ertrug.

Der Geheimrat wurde schon seit sechs Uhr von einem Masseur durchknetet und dann mit den verschiedensten Wässern und Dämpfen innerlich und äußerlich behandelt, die das Spiel auf der dicken Trommel mit den Begleiterscheinungen im Hause „zum Gral“ wegspülen sollten. Schließlich war er auch seiner pharmazeutischen Abteilung die praktische Erprobung einiger neuer Mittel schuldig.

Solange heißer Kaffee des Morgens braucht, um sich in laue Brühe abzukühlen, saßen Vater und Tochter in dem Frühstückszimmer der Ede. Wenn es nur irgend ging, bei offenem Fenster. Das Innere der Brötchen flog dann direkt vom Frühstückstisch hinaus, um von einem wachsamem Spazenschwarm oder bei dessen Versagen von den Schwänen drunten im Teich aufgefangen zu werden. Sehr zum Ärger der beiden Scotchhunde, die mit aufgerichteten Ohren zwischen Tisch und Fenster saßen, die Vorderpfoten aufgereggt hoben und wieder hinstellten und eigentlich auf Wurstspellen oder andere derbere Genüsse lauerten. Aber aus Eifersucht auf die flatternden Spazen fraßen sie Brosamen und manchmal sogar Stücke herabgleitender Servietten.

Wer von beiden zuerst zum Frühstück kam, Vater oder Tochter, gab der grauen Perserkatze noch das für sie bestimmte weiche Ei. Sie nahm es stehend auf dem Tisch, unbequem, aber den beiden schwarzen Hunden überlegen.

Die beiden sahen aus wie Miniaturwildschweine; eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Herrn des Hauses war nicht zu verkennen. Untereinander waren sie zum Verwechseln. Als Geschenk eines englischen Geschäftsfreundes waren sie vor mehreren Jahren

ins Haus gekommen, mit Flugpost. Ihre Namengebung hatte Schwierigkeiten bereitet. Die im letzten Jahrhundert bei den Weißen zum Bienenstock üblichen Mopse hießen alle Mli. Es war selbstverständlich, daß die Geheimrätin, nachdem sie ihrem Herzen und ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Perserkage einen Stoß gegeben hatte, wenigstens auf diesem Namen bestand. Der Geheimrat aber hatte aus seiner Münchner Zeit her noch eine Vorliebe für kräftige, bayerische Worte. Er wollte zum mindesten einen von beiden „Bimpf“ rufen.

Clariss kam auf den Ausweg, wie bei der chemischen Benennung neuer Verbindungen zu verfahren und beide Wünsche zu „Mlibimpf“ zusammenzuziehen. Dies schloß sich schon in den ersten Tagen zu „Mlibi“ ab und trug dem zweiten den Namen „Mliba“ ein.

Der Unterschied zwischen beiden Rufnamen war gering, aber dies entsprach durchaus den tatsächlichen Verhältnissen. Die beiden Otterhunde waren unzertrennlich. Einerlei ob Mlibi oder Mliba gerufen oder gepfiffen wurde, sie kamen — wenn überhaupt — dann stets zusammen. Sie verwirklichten die Zwiemannidee instinktiv in ihrem Hundeleben. Jeder Impuls des einen verdoppelte sich sofort durch die Mithilfe des andern. Selbst die Kage war trotz ihrer spizen Krallen gegen die zwei Rachen machtlos und ließ sich gehorsam von den beiden heranzschleifen, wenn es hieß: „Bringt Kage!“

Auch die Nachteile der raschen Hundeverdauung und alle anderen Straffälligkeiten, deren sich eine solche schwarze, rauhe Existenz namentlich in den Kindertagen aussetzt, wurden wesentlich gemildert dadurch, daß eigentlich nie festzustellen war, wer von beiden der Übeltäter gewesen sei. Das Haus der Frau Geheimrat Dekker war aber viel zu kultiviert, als daß man

zwei kleine Wesen hätte verantwortlich machen dürfen, wenn feststand, daß eines sicher unschuldig war.

Frau Dekker blieb ihr ganzes Leben für ihren robusten Mann ein zartes Wesen, mehr Äther als Erde, das man verhätscheln mußte, wenn man sich mit ihm beschäftigte, dem man die ganze Schwere der Wirklichkeit niemals aufladen konnte. Claris wurde von der Zeit ab, da sie mit ihm frühstückte, seine Vertraute. Dies machte sie hochmütig gegenüber ihrer gesamten Umwelt und führte zu der grotesken Unart, daß sie in langweiliger Gesellschaft einfach einschlieft.

„Warum haben sie eigentlich den Baron de la Motte hierher geschickt?“ frug Claris den Vater, der gerade die Zeitung mit den Handelsnachrichten auf dem Kaffeetisch ausgebreitet hatte. Mit der Linken aß er ein tropfendes Geleebrötchen, denn er liebte Süßigkeiten, mit der Rechten verfolgte er die Kursstabellen.

„Ich finde es blödsinnig“, antwortete der Geheimrat, „daß er sich Baron nennt, und dann noch obendrein Graf. Die drüben sind manchmal wie die Kinder oder wie die Affen.“

„Er ist fürstlichen Blutes und könnte sich sogar Prinz nennen. Er hat ein halbes Duzend Titel und sich die beiden herausgesucht, die er jetzt führt.“

„Soll das heißen, daß er nächstes Jahr sich zwei andere herausuchen und führen kann?“

„Ja, so hat er es mir erklärt.“

„Schöne Zustände sind das da drüben. Ein Mensch hat einen Kopf, ein Herz und einen Namen, auf den er stolz zu sein hat.“

„Was liegt gar an einem Namen! Wir haben eine Funktion, das ist entscheidend.“

Der Geheimrat schlug auf den Tisch: „Funktion, Funktionäre, das ist Terminologie der Bolschewiken! Wie kommst du dazu?“

Clariss antwortete nicht auf die Frage. Sie bat ihn, ihr einmal in allem Ernst zu sagen, was der Mann des Syndikats hier wolle. Sie möchte eine Frage an ihn vermeiden und auch nicht dumm dastehen.

„Willst du wissen? Mußt du auch wissen, aber Geschäftsgeheimnis, verstanden? Also: Das Syndikat schlägt mir vor, Weltkonsum an Chinin mit ihm zu poolen. Einheitliches Verkaufsbüro in Brüssel. Ich liefere soundsoviel Prozent vom Weltverbrauch. Über die Quote streiten wir noch. Wir sind überhaupt noch nicht einig. Für die nächsten Jahre wird mir Absatz des doppelten Quantums wie seither garantiert. Denn wir wollen den Völkerbund dahinterhegen. Zwangsbelieferung der Kolonien durch die Malaria Kommission.“

Clariss runzelte die Stirn: „Also wir liefern nicht mehr unmitttelbar?“

Decker ärgerte sich über den Einwand: „Warum sollen wir die andern nicht mitverdienen lassen. Den alten englischen Grundsatz: Du sollst auch leben, wenn du mich mitmachen läßt — haben wir Deutsche viel zu spät gelernt. Wir wollten immer zu tüchtig sein und alles allein haben!“

„Weil wir von der Idee ausgehen, die ja immer alles wollen muß. — Chininverteilung durch den Völkerbund! Du, das ist großartig! Ich verstehe nur nicht, wie gerade das Syndikat darauf kommt, denn die Malaria wird doch dann sterben und in ein paar Jahren überhaupt kein Chinin mehr nötig sein.“

Der Geheimrat lachte und schlug vor Freude auf den Kaffeetisch, daß ein Wurstzipfel heruntersprang und Alibi ins Maul

fiel. Alibi leckte ihm gierig die Schnauze ab. In unbewußter Auswirkung des Zwiemannprinzips bekam er nun von der mitleidigen Claris einen anderen Zipfel. Der Geheimrat sagte gutgelaunt:

„Nie und niemals fressen die Wilden das Chinin, und wenn der Völkerbund noch zehnmal mehr liefert. Sie werden's weg-schmeißen. Es wird darum immer mehr fabriziert werden müssen.“

„Also nur Propagandageste, kein ehrlicher Wunsch, zu helfen“, bemerkte Claris.

Der Geheimrat schnauzte sie an: „Von solchen Redensarten wird die Milch sauer!“

„Hat das de la Motte ausgeheckt?“

Der Geheimrat blies die Luft durch die Lippen: „Der?“

Claris zeigte dem Vater das Buch über Chinolin mit eigenhändiger Widmung.

Der Geheimrat wurde nun ganz wegwerfend. Er baute seine Zeitung vor die Tasse und stippte sein Brötchen. Claris haßte das, weil ihm die aufgeweichten Brocken im Bart hängen blieben. Er sagte kauend:

„Wenn die drüben C^9H^7N so herstellen, wie der angibt, werden sie blaue Wunder erleben. Er will mit Nitrobenzol oxydieren. Idiot! Arsen säure muß er nehmen! Wenn die drüben sonst nichts auf Lager haben!“

Claris vergaß zu essen. Sie träumte zum Fenster heraus, durch dessen Giebel die Eidergänse Diagonalen schnitten. Ihre Gedanken assoziierten den Franzosen mit Dr. Zwiemann.

Decker bekam, so sehr er auch schluckte, plötzlich den sauren Geschmack schlechten Gewissens auf die Zunge. „Kommt der andere Bücherschreiber noch öfter zu euch, der Doktor Zwiemann?“

Clariss streichelte Alibi: „Was will der eigentlich von dir?“

Dem Geheimrat fiel ein glitschiger Brocken mitten auf die Weste. Muß ich etwas über seine Pläne sagen, oder brauche ich ihr nichts zu sagen? Warum hat er es eigentlich nicht selber getan? Aus Anstand? Oder war er unverschämt genug, seine Tochter nicht ernstzunehmen? Er wollte wissen, wie er sich Clariss gegenüber verhalte.

Clariss erwiderte, ihre Stimme klang belegt:

„Er ist unhöflich zu mir. Er hat mich neulich aufgeweckt, als ich beim Tee müde wurde.“

„Recht hat er! Sie ist unheimlich, diese Schlaferei!“

Der Geheimrat wurde grantig. Clariss bestand nun erst recht auf dem Thema.

„Will er auch Geschäfte mit dir machen?“

Der Geheimrat legte die Zeitung weg und sah ihr gerade ins Gesicht:

„Antworte — mit ja oder nein — wie aus der Kanone geschossen, denn du mußt das fühlen — ist er ein Hochstapler?“

Clariss hielt seinen Blick aus: „Nein — sonst hätte er mir schon längst einen Antrag gemacht.“

Decker wurde noch mehr beunruhigt. Junge Männer hatten sich in seine Tochter zu verlieben, und sie hatte sie abzuweisen. Sie und er.

Seine Unzufriedenheit machte Clariss noch neugieriger. Ein paarmal frug sie:

„Was will er denn von dir?“

„Kannst du dir doch denken. Eine Erfindung will er mir andrehen!“

„Taugt sie was?“

„Ich kann doch nicht alles kaufen, was sich diese Phantasten aushecken.“

Der Geheimrat fing an zu schreien. Er sei saturiert, überbeschäftigt und könne einfach nicht, schon wegen der neuen Vorschläge des Syndikats nicht.

Clariss wunderte sich, warum er es dem Dr. Zwiemann nicht offen sage? Er sähe nicht so aus, als ob er ihm dann weiter lästig fiele.

„Ich muß ihn hinhalten. Außerdem interessiert er mich aus einem anderen Grund. Meinst du, daß er mit den Bolschewiken in Verbindung steht?“

Clariss erklärte dies lachend für ausgeschlossen. Der Geheimrat wollte den Grund wissen. Sie erwiderte:

„Dazu ist er nicht muffig genug!“

„Muffig? Was heißt das? Das Gegenteil ist wohl lustig? Mir genügt seine Lustigkeit. Mir genügt sie!“

Clariss schüttelte den Kopf: „Nein. Das Gegenteil von muffig ist durchlüftet. Und das ist er nach seinen Büchern in hohem Maß!“

Da war auf einmal ein Wort im Frühstückszimmer des Geheimrats Dekker, das nicht hineinpaßte. Ein bunter Falter, der sich aus fremden Blumengärten verirrt hatte. Dekker schaute sich ängstlich um, als sei es eine Hornisse, deren Stich vergifte. Woher hatte sie das Wort? Auf der Anrichte lag ein Buch, aufgeklappt, Rücken nach oben, gerade eben aus der Hand gelegt. Er griff zu. A. E. Zwiemann: „Pathos in der Erotik. Vom Unfug der Sachlichkeit.“

Er legte das Buch zurück. Was half es ihm, wenn er seinem Fleisch und Blut einen Teil der Erde gewann! Ein anderer formte dessen Herz und Seele.

Er begriff, daß er von Zwiemann hätte schweigen sollen. Jetzt war es zu spät. Nun mußten die Notanker schleifen:

„Wir haben mit einander ausgemacht, daß du alles in deinem Leben einrichtest, wie du es haben willst, nur darf ich bei den Männern, mit denen du umgehst, ein Beto einlegen. Nicht weil ich dir in persönliche Dinge hineinreden will. Aber weil du doch zu meinem Geschäft gehörst, wie es später zu dir.“

„Ich will dir gegen ihn helfen, wenn du willst. Nicht umgekehrt. Ich will aufzuklären suchen, was du wissen willst. Das wird dich wohl beruhigen.“

Decker wehrte ab. „Um Gottes willen, laß die Finger davon!“

Er beschaute seine mit Gelee vollgetropfte Weste:

„Du, mach mir da die Flecken heraus. Ich will Mama Abien sagen.“

5

Die Morgenstunden waren noch frisch. Die Luft schmeckte, als ob aus feingestoßenem Moos und Nebelmilch ein Getränk gemixt und gut auf Eis vorgekühlt worden sei.

Der Fahrer vom Dienst hatte zunächst den Wagen des Fräulein Geheimrat — wie sie allgemein hieß — vor der Türe aufgestellt, in eine Decke gepackt und war dann mit dem Chef davon gebraust. Der junge Phönixwagen bekam feuchte Kühle in den Vergaser; das bereits zerstäubte, explosionsreife Benzin sank in seinen flüssigen Ruhezustand zurück, das Fett im Getriebe wurde zum zähen Brei, und die eben noch blanken Schutzscheiben trübte tropfender Nebel.

Angenehmes Morgenlied für einen Automobilisten!

Clariss kam hinunter, etwas nachdenklich, wischte die trübe Scheibe trocken, schimpfte. Dann versuchte sie zu starten. Der

Unlasser gab sich alle Mühe, der Rippel sang und klirrte, die Welle ächzte und nörgelte in ihrem klebrigen Öl, die kleinen Zündfunken in den Kerzen blinkten, brav, wenn auch verschlafen — aber kein Gas kam. Was kam, schlug sich feucht und mißmutig sofort nieder.

Kühl und unbeirrt stand der Wagen. Claris wurde hitzig, sie hätte in die glänzenden Lacktüren hineintreten können. Sie riß die Haube auf und griff nach der Vergaserschraube, um den Schwimmer zu lockern. Öl schmierte sich an ihre Finger.

„Diese Schweine!“ knirschte sie. „Statt Petrol hereinzugießen, wie es sich gehört, lassen sie alles verdrecken!“ Sie tat dem Wagenwäscher unrecht, aber sie wollte sich Luft machen.

Das Benzin schoß nun in dickem Strahl in den Vergaser, der lief über, es rann auf die Straße, bildete eine Pfütze. Claris sprang in den Wagen, wobei sie sich das Schienbein stieß; der Motor sprang an, raste los, übertourte sich beinahe; Zahnräder kämmteten beim übereilten Schalten; ruckend fauste sie ab.

Ziel: das Experimental-Laboratorium. Sie wollte doch einmal sehen, was Dr. Zwiemann angeboten hatte. Ob es was taugte.

Das Gebäude lag explosionsficher weit draußen im freien Feld. In Vorkriegszeit hatte die Munition des Artillerieregiments dort gelagert. Billig vom alten Dekker von der Reichstreuhandgesellschaft erworben. Sie wollte dem Wagen weh tun, der sie so gereizt hatte. Sie fuhr deshalb den Abkürzungsweg über das Feld.

Es war Frühling. Da packt es manchmal einen solchen Feldweg an, der sich im übrigen Jahr gehorsam streckt wie eine harte Tenne. Und wenn auch zwanzigmal die Dampfswalze

über ihn gegangen ist und ihm die Knochen im Leib zu Staub zermahlen hat: nun auf einmal bricht die Sehnsucht durch, Scholle zu sein, sich zu lockern, Samen zu nehmen und zu tragen. Rings um ihn öffnet sich der Acker, Scholle drängt sich an Scholle. Da wird der bravste Weg weich und abgründig tief.

Clariss blieb verstockt und taub. Das Jammern der Wagenfedern überhörte sie. Die Pneus wälzten sich durch den Lehm und gaben sich die erdenklichste Mühe, ihrer Laune zu willfahren und sie und sich heil auf eine bessere Straße hinüberzuretten. Aber mit einem ausgewachsenen Feldstein hatten sie alle nicht gerechnet. Ein heller, metallener Schrei — der Wagen lief weiter, aber zog stark nach links. Halt! Hinaus in den Dreck! Was war los? Der Motor lief ruhig. Die Reifen waren auch ganz. Also wahrscheinlich ein Bruch in der Steuerung. Clariss nahm die Mühe ab und strich sich ihre kurzen Haare glatt; sie hatte den Hinterkopf eines klugen Jungen. Sie wurde vernünftig, überlegte. Sie baute zwar leidenschaftlich gern am Wagen, aber in die Eingeweide der Steuerwelle kam sie nicht. Es blieb nichts übrig, als vorsichtig loszufahren und den Versuch zu machen, mit eigener Kraft bis in die Reparaturwerkstatt des Phönixvertreters Rehbock zu kommen.

Es ging auch einigermaßen. An jeder Straßenkreuzung hielt sie an, wartete, bis sie frei war, und flutschte dann hinüber, von Rinnstein zu Rinnstein, unsicher, wie die Spur eines Betrunkenen.

Rehbocks Werkstatt war erst im Vorjahr gebaut. In der Anlage ausgezeichnet, die Einfahrten bequem und übersichtlich. Clariss konnte trotz ihrer lahmen Steuerung in kühnem

Schwung auf den Fabrikhof fahren. Sie war gewöhnt, daß man ihr dort entgegenstürzte und gleich in mehreren Rangstufen, vom Meister bis zum Lehrling herab, sich dienstbestissen erkundigte, was ihrem Wagen fehle.

Diesmal kam niemand. Die Belegschaft stand in der geschlossenen Fabrik, bildete Gruppen und hörte da und dort einem Schreier zu, der auf einen Boock gestiegen war und zu reden versuchte.

Sie hupte eine Zeitlang. Auch dies half nichts. Da bog plötzlich ein Phönixwagen, der dem ihren auf das Haar glich, auch elfenbeinweiß war und um die Taille einen feinen dunkelroten Gürtelstrich bekommen hatte, durch das andere Fabriktor ein, fuhr mit der in einem Hof gewagten (von Autodilettanten immer unterschätzten) Geschwindigkeit von mindestens 50 Kilometern geradeswegs auf sie zu und bremste so scharf vor ihr ab, daß die beiden vernickelten Stoßstangen sich ganz sacht und zart noch eben berührten.

Zunächst erboste sich Claris darüber, daß Rehboock einen anderen Phönixwagen genau so karossiert hatte wie ihren. Dann war sie neugierig, wer herausstieg. Immerhin schien es erst eine Probefahrt zu sein, denn der zweite Wagen führte noch die rote Fabriknummer des Rehboockschen Betriebes.

Als erster sprang ein Betriebsassistent Rehboocks heraus, ein junger Ingenieur, der auch mit ihr seinerzeit Probe gefahren war, um Claris aus dem Wagen zu helfen.

„Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, Sie haben ja eine Vorderfeder gebrochen.“

Claris schüttelte den Kopf — solch ein Idiot! Sie erwiderte mürrisch: „In dieser verfluchten Steuerung muß etwas daneben gegangen sein. Schöner Dreck, diese Karre!“

Der junge Ingenieur lächelte verlegen. Er hatte ihren Wagen etwas nach links gesenkt dastehen sehen; es war für ihn außer halb jeden Zweifels, daß die linke Vorderfeder gebrochen war; und die Bemerkung der Besitzerin, daß der Fehler an der Steuerung liege, bestätigte nur seine Diagnose. Aber was wollte man machen! Er war dazu da, von der Kundschaft abgekanzelt zu werden. Da die Wagen selber keine Ohren hatten, so mußte ein anderer die Rolle des Sündenbocks übernehmen.

„Wenn Sie darauf bestehen, werde ich auch die Steuerung nachsehen, aber Sie werden sich selbst durch einen einzigen Blick überzeugen können, daß es die linke Vorderfeder ist.“

„Das ist doch Quatsch! Wenn die Feder weg wäre, wäre ich doch kopheister gegangen!“

„Die Ledergamasche, die um die Feder liegt, hält dann immer noch ein paar Kilometer.“

Clariss machte den Mund auf, um noch etwas zu sagen, aber dann vergaß sie es, weil plötzlich Dr. Zwiemann neben ihr stand und sie anredete.

„Werden Sie mir erlauben, den Roadster da zu kaufen, obwohl er Ihrem Wagen so ähnlich sieht?“

„Guten Tag übrigens! Ich werde Ihnen das nicht erlauben, weil ich Sie vor einer solchen Drecksarre verschonen möchte.“

Der Ingenieur, der an dem Wagen herumgearbeitet hatte, richtete sich plötzlich vor ihnen auf, erbleichte bis in die letzte Haarwurzel und stotterte:

„Aber gnädiges Fräulein, Sie müssen selbst . . .“ Dann brach er ab und schwieg. Verzweifelt, geschlagen.

Aus dem Büro, das über dem ganzen Fabrikkomplex lag, mit großen sichtgebenden Spiegelscheiben, wie ein Weichenstellerhaus über einem Rangierbahnhof, tönte die Stimme

Kehbock: „Ich mache zu und schmeiße euch alle auf die Gasse. Was könnt ihr — mein Geld fressen, sonst nichts. Wagen verkaufen — nein! Reparaturen machen — noch weniger! Ich habe es satt!“

Es entstand eine kleine Pause. Der Ingenieur wurde nun so rot wie der Streifen um die geschwisterlichen Wagen.

Clariss sagte scharf und gehässig: „Recht hat er. Man sieht es ja!“

Bartholomäus schaute sie ein paar Sekunden fest an. Es fröstelte sie etwas bei diesem Blick. Aber dann schweiften seine Augen über sie hinweg und verloren sich in der Ferne. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie das nicht ausgesprochen hätte.

Endlich sagte Bartholomäus etwas, und zwar zu dem Ingenieur: „Meinen Sie, daß Kehbock mit seinen Drohungen Ernst macht?“

„Ob mit denen da oben, das weiß ich nicht. Aber mit mir jedenfalls, wenn . . .“

Bartholomäus ließ ihn den Satz nicht vollenden, sondern half ihm schon vorher: „Ich nehme den Wagen. Am besten gehen Sie sofort hinauf zu Herrn Kehbock und geben ihm Bericht.“

Der Assistent wurde knallrot vor Freude. Aber es ging ihm wie allen Mittelmäßigen, denen ein Finger hilfreich hingestreckt wird — sie patschen nach der ganzen Hand, nach dem Arm, und klagen, wenn sie dann abgeschüttelt werden. Er ging also nicht gleich zu Kehbock, wie es Bartholomäus wünschte, sondern fing an, vertraulicher zu werden: „Der Herr Direktor scheint mir stark beschäftigt zu sein. Ich werde ihn nicht stören können.“

Bartholomäus sagte bestimmt: „Ich glaube, Sie werden ihm nur einen Dienst erweisen, wenn Sie die Fortsetzung der soeben begonnenen Rede verhindern.“

Der Ingenieur ging nun. Aber oben vor der Tür zum rasenden Rehbock verließ ihn doch der Mut.

Bartholomäus fuhr seinen Wagen ein paar Meter zurück, so daß man ungehindert die Vorderachse des anderen Chassis sehen und feststellen konnte, daß der vom Ingenieur vermutete Federbruch wirklich da war. Er zeigte es Claris. Sie biß sich auf die Lippen und sagte scharf:

„Nehmen Sie immer für diese Leute Partei?“

„Für welche Leute?“

„Die da oben skandalieren und unerhörte Forderungen stellen!“

„Ich weiß wirklich nicht, welche Forderungen sie stellen. Aber was ich da aus Rehbocks Kehle herunterschallen hörte, war für mich Beweis, daß er die Zeit und seine Aufgabe nicht einmal ahnt.“

„Rehbock — und eine Aufgabe! Sie überschätzen den Mann. Immerhin, er ist mir lieber als dies rabulierende Gefindel!“

Bartholomäus schaute sie an, beinahe schmerzlich. Seine Blicke tasteten an ihren Wächchen herum; er erwog, was da alles abgeschliffen werden mußte, bis der Mensch herauskam.

Claris brannte unter seinen Blicken. Sie stampfte mit dem Fuß auf, riß sich die Fahrhandschuh ab und warf sie rückwärts in ihren Wagen:

„Also Sie sind doch ein Bolschewik!“

Bartholomäus lachte: „Mein, ich bin eher kaiserlich gesinnt.“

Claris erschrak über das Wort, das man in ihrer Umgebung nicht mehr auszusprechen wagte. Bartholomäus wurde ganz ernst; mit leiser Stimme, aber mit Pathos unterstreichend, fuhr er fort: „Ich träume von einem neuen Kaiser, von einem

Mann, der die Gewalt eines Propheten über die anderen hat, der die Menschen wieder in ihre Aufgabe und in ihre Bindung hineinstellt, die sie allein nicht finden können!“

Schwingungen, die wie die ultravioletten oder ultraroten Strahlen jenseits der Aufnahmefähigkeit der fünf Sinne lagen, oberhalb und unterhalb, begleiteten seine Worte, überrieselten sie und klopften dann von innen heraus. Alle Membrane bebten in ihr; sie wollte sich der Übermacht entziehen, aber sie kam nicht heraus mit ihrer Abwehr, war plötzlich wie im Traum gebunden.

Bartholomäus sprach in sie hinein:

„Sehen Sie, wir leben in einer Zeit ohne Glück, ohne Kunst, ohne Spiel und Genuß. Alles wird unter unseren harten Händen zur Arbeit, Sie sehen es am besten am Leibespiel, am Sport. Gleich wird Rekordwahn, Überanstrengung, Haß und Konkurrenz daraus. Musik ist durch Grammophon und Radio aus der Unmittelbarkeit des Schöpfungszaubers in den Kreis der Nähmaschine gerückt. Die Austreibung aus dem Paradies hat sich an uns erst vollendet: wir sind wirklich erst alle aus Herren und Knechten, Gläubigen und Leugnern, aus Engeln und Teufeln einfache Arbeiter geworden. Wir haben nichts mehr als sie. In ihr liegt unser Fluch, in ihr müssen wir wieder unsere Erneuerung finden. Ich suche sie im Pathos der Arbeit. Setzt die Erkenntnis voraus, daß es keinen lieben Gott mit dem langen, gütigen Bart mehr über uns gibt und keine gefestigte Moralerbschaft in uns. Uns blieb nur die Möglichkeit, uns untereinander in der Arbeit zu verbinden, die Angst vor der Weltenleere durch dieses Aneinanderpressen der Lebendigen an die Lebenden zu bannen, eins zu werden in gleichem Schicksal. Wir müssen das Stück Weltbrei in unseren Händen immer

und immer wieder umkneten — ob nicht doch ein Körnlein Gott drinnen steckt. Jeder aber, der Arbeit für die andern schaffen kann, ist heilig verpflichtet, dies so groß, so intensiv, so lang als möglich zu tun. Es gibt jetzt nur noch ein Verbrechen: Arbeitsentziehung oder Verweigerung. Nicht das ‚was‘, das einfache ‚daß‘ entscheidet . . .“

Clariss schüttelte sich, als er schwieg. Sie setzte sich auf das Trittbrett ihres Wagens, um nicht ins Schwanken zu kommen. Ihre Stimme klang heiser:

„Sie sind ein Phantast! Handeln Sie doch einmal. Steigen Sie doch hinauf, tun Sie ein Wunder, Sie Prophet! Einigen Sie diese Leute hier, vor meinen Augen!“

Bartholomäus stieg wirklich die Treppe hinauf. Als er die Tür aufmachte, plähte gerade der Zorn der gereizten Leute. Sie brüllten wie die wütenden Stiere. Rehbock hatte ihnen mit kalter Frechheit erklärt, daß ihm ein Haufen Mist lieber sei als sie alle miteinander, daß er die Bude endgültig zumache und sein Geld allein auffresse, er pfeife auf sie.

Die Mechaniker waren hochrot und hitzig, Rehbock bleich, untertemperiert, in kalter Wut, von sich selbst ebenso weit entfernt wie die andern.

Bartholomäus ging in die Mitte des Raumes und bat um Schweigen. Rehbock knickte vor dem Vorgesetzten, dem allmächtigen Kunden, zusammen. Bartholomäus sagte ganz einfach, daß ihm der vorgefahrene Wagen so gut gefallen habe, daß er einen zweiten, genau nach demselben Modell, bis morgen früh haben und nach Berlin schicken wolle. Rehbock wurde dringlich: „Wir haben noch tausendmal raffinierteres Material! Fahren Sie mit mir hinüber nach den Ausstellungsräumen, die Augen werden Ihnen übergehen!“

Bartholomäus winkte ab: „Ich wünsche diesen, gerade diesen Wagen nachgebaut zu sehn. Binnen vierundzwanzig Stunden! Machen Sie Überstunden oder was Sie wollen. Wenn Sie diese Arbeit auftragsgemäß bewältigen, kann ich Ihnen vielleicht ein großes Exportgeschäft bringen. Wenn Sie nicht zur Stunde das leisten können, was man haben muß, schön — unterhalten Sie sich hier weiter!“

Als Bartholomäus wieder unten bei Claris ankam, waren Rehbock und seine Belegschaft bereits über neue Lohnsätze einig — denn sie hatten ja eine Aufgabe gemeinsam zu bewältigen, zu zeigen, daß sie etwas konnten, daß sie Kerle seien, tüchtig, stark, fix in ihrer Arbeit.

Ein Duzend Fäuste zogen Claris das kranke Gefährt unter den Händen weg; in wenigen Minuten war es ausgebockt, und die Schlüssel öffneten die Schrauben.

„Wohin darf ich Sie fahren?“ frug Bartholomäus.

„Bitte, wenn Sie so gut sein wollen, nach dem Außenlabor! Unter einer Bedingung!“

„Daß ich nicht hineinkommen darf?“

„Daß Sie mich nicht darum bitten!“

Mit hochgezogenen Knien saß Claris neben dem unheimlichen Mann, der ihr etwas vorgezaubert hatte. Ihr Vater mißtraute ihm, Angst hatte sogar mitgeklungen, als er sie bat, sich nicht mit dem Problem Zwiemann abzugeben. Dies machte sein Geheimnis noch lockender. „Frag ihn selber“ raunte irgend etwas in ihr. Sie verbannte dieses Flüstern in den fernsten Winkel ihres Gehirns und suchte es mit Zorn und Angst zu zermalmen, aber es richtete sich bei jedem Stoß des Wagens wieder auf und sang mit in dem metallnen Schwung der Motorwelle.

Bartholomäus' Hände und Füße waren mit den Pedalen beschäftigt. Er fühlte sich in den Takt der Ventile ein, spürte das kreisende Fließen des warmen Öls und verschmolz mit der treibenden Kraft der Maschine zu einer lebendigen Schnelligkeit, unter der die Weite zerging und die fernsten Gegenstände herandrängten, um sich dann, wenn sie dicht vor ihm standen, mit schüchternem Ruck zur Seite zu ducken. Er hörte den raschen Atem des Mädchens neben sich; er fürchtete sonst einen fremden animalischen Geruch, aber von diesem zusammengekauerten Körper wehte der Duft einer Pflanze zu ihm herüber, ganz sacht und ganz wenig. Er sah zuäusserst in seinem Gesichtsfeld noch ihre um die Knie gefalteten Hände, mit denen sie diese an sich preßte. Sie waren klein, aber fest gegliedert, mit kurzgehaltenen Arbeitsnägeln, glatt pigmentiert, sehr sauber und gesund durchblutet. Er haßte weiche Samtpolsterung, Luxuskrällchen und gar den bläulichen Schimmer eines kranken Herzens.

Vor der Einfahrt zum Laborgebäude stand ein großer Renaultwagen. Claris sah zufällig, daß Bartholomäus sich die Nummer mit einem kleinen Bleistift auf die Manschette schrieb.

Der Gasgeruch, der hier aus der keimschweren Märzluft nicht heraus konnte, und diese kleine, etwas hastige Bewegung machten Claris völlig wach.

„Dieser Wagen gehört dem Baron de la Motte, wenn es Sie interessiert.“

„Warum fährt er keine französische Nummer?“

Claris zuckte die Achseln.

„Warum beschäftigt Sie das?“

„Man muß seine Gegner kennen.“

„Was hat Ihnen de la Motte getan? Er ist unser Freund; er will im Grunde nichts anderes, als was Sie heute bei Rehböck gemacht haben: große, ganz große Aufträge geben.“

„In Giftgas?“

„Nein. Im Gegenteil.“

Bartholomäus zog die Augenbrauen zusammen. Ein paar Augenblicke schwieg er, mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann sagte er:

„Sie wissen, was er will?“

„Ich habe meinem Vater versprochen, nicht darüber zu reden.“

„Sie sind die Vertraute Ihres Vaters?“

„Ich glaube: ja.“

„Dann kennen Sie auch meinen Plan?“

„Nein. Von Ihnen weiß ich nur, daß Sie Herr Zwiemann sind und Bücher schreiben. Ich meine — wußte ich bis eben nur. Jetzt weiß ich überhaupt nichts mehr von Ihnen, als daß Sie ein Geheimnis sind. Vielleicht ein gutes . . . vielleicht . . .“

„Ich würde gern sprechen, sehr gern Ihnen sagen, wie ich mir die erste Fanfare denke, die die Welt aus ihrer Gleichgültigkeit aufwecken muß. Kreuzzüge haben die alte Christenheit geeint, und nur eine gleiche Aktion hilft uns weiter.“

„Wer ist der Gegner?“

„Ein ganz kleines Etwas. Wir haben im Deutschen kein gutes Wort dafür. Wir sind manchmal erschreckend harmlos. Trotz unserer unpraktischen Tiefe dann oberflächlicher als alle andern. Einen Mückenkrieg will ich führen. Es läßt sich nicht anders ausdrücken. Ich habe kein neues Fliegenpapier erfunden. Sie können nach diesem Wort meinen Gedanken nicht so ernst nehmen, wie er ist.“

Clariss brauste auf. Wie er zu diesem Argwohn käme? Ihr wäre jedes seiner Worte heilig. Sie sagte heilig und schämte sich dann sehr darüber.

Die Lava zwischen ihnen gefror auf einmal wieder. Bartholomäus sagte, er wolle nicht illonal handeln. Ihr Vater habe sein Versprechen, daß er bis zum endgültigen Prüfungsergebnis schweige. Vielleicht halte sich der Geheimrat selbst für berechtigt, ihr mehr zu sagen.

Clariss nahm die Aussteigebewegung, die sie schon angefaßt hatte, wieder zurück. Sie rief dem Pförtner zu, ob ihr Vater da sei. Nein, aber er habe schon dreimal angerufen. Er möchte sie ganz dringend sprechen. Wo? Im Hochhaus.

Clariss wurde verlegen. Sie sah Bartholomäus an wie ein Kind, das nicht zu bitten wagt.

Bartholomäus verstand nun: „Ich fahre Sie hin, ganz selbstverständlich.“

Sie wurde rot; „Mein Vater scheint zu ahnen, daß ich ihn etwas zu fragen habe.“

Ihre Augen bligten; sie sprach nicht beschämt sondern im Zorn, der nicht Bartholomäus galt.

Bartholomäus fuhr sie in seinem Wagen sanft, umsichtig und entschlossen nach der Stadt. Das Glück in ihm rundeten Kurven und Schnelligkeit zu einem vollkommenen Schweben, es gab keinen Stoß und keine Härte mehr im seligen Raum.

6

Die Anilinwerke lagen auf einem Hügel vor der Stadt. Aufbauprinzip war die Ellipse; gerade Linien gab es nur im Innern der Gebäude als Trennungswände der Abteilungen. Alle Fronten lagen an einer Straße, die sacht anstieg und

die Geländekuppe dreimal umzog. Das Aufbauschema sah im Modell aus wie ein Schneckenhaus. In der Mitte, auf dem höchsten Punkt, stand das Direktionsgebäude als Nabel des Ganzen.

In der Ausführung war alles im Grün eines dichten, schattigen Parks versteckt. Die Dächer des Hauses waren Rasenflächen. Es gab keine Abkürzungswege, keine Radien. Durch das Innere des Hügels zog ein einziger Horizontalschacht, der in einen Vertikalstollen in Höhe der Hügelsohle endete. Durch diesen Schacht wurden die Fertigfabrikate, die erst oben, im letzten Gebäude vor der Hügelskuppe, ihre Verpackung erhielten, hinab und hinaus befördert.

Auch die abfahrende Arbeiterschicht verließ das Werk durch diesen Schacht. Die Anfahrt aller Beamten und Arbeiter aber führte nur über den gerundeten Hauptweg.

Alle Besucher der Direktion mußten ihn durchschreiten, bis sie dreimal die Straße mit allen Fabrikgebäuden unter sich sahen und vor dem Hochhaus standen.

Auch dessen Stockwerke waren als Spirale angelegt. Außen herum führte eine Galerie, auf der man von ebener Erde ohne eine Stufe bis zur Kuppel gehen konnte, an allen Büroräumen vorüber. Durch die gläsernen Wände sah man in das Gehirn des Unternehmens: die Konstruktionsbüros und die nichtexplosionsgefährlichen Laboratorien (die unsicheren Experimente wurden draußen im alten Pulverlager gemacht), die Buchhaltung, die Korrespondenzbüros, die Empfangsräume der Abteilungschefs, die Verkaufsausstellung, die Einkaufsabteilung. Das oberste Stockwerk gehörte dem Geheimrat Dekker; zu ihm führte eine besondere Fahrstuhlanlage, die von der Rückfront aus durch eine Geheimtür betreten wurde.

Eigentlich hatte Dekker noch ganz anders bauen wollen. Sein Werk sollte in Kugelform angelegt werden, halb über, halb unter der Erde. Alles sollte in dieser Kugel beieinander sein: Fabrikation, Lager, Verkauf und Verwaltung. Ungeahnte Möglichkeit der Verbindung aller Teile mit allen! Vorläufig war er an der Unzulänglichkeit des Baumaterials gescheitert. Die Hügell ellipse und das Spiralhochhaus waren die nächstbeste Lösung.

Clariss erzählte Bartholomäus von diesen Plänen, als er sie auf dem Hauptweg zum Hochhaus hinauffuhr. Der Pförtner unten hatte seinen Wagen durchgelassen, weil er Farbe und Form des „Fräulein Geheimrats“ hatte und diese drinnen saß.

Bartholomäus glühte von all den Wundern, die er um sich sah. Dicht und aus ungestörter Nähe. Bei seinem ersten Besuch war alles in der Erregung zu schnell gegangen. Es war der Mühe wert, hier zu erobern. Er unterwarf sich zunächst; er begann zu lieben.

Clariss senkte einen Schlüssel in ein Schloß an der Rückwand. Die Fahrstuhl tür öffnete sich. Bartholomäus frug, ob er auf sie warten dürfe. Clariss winkte ab, bedankte sich und befahl dem Pförtner, der am Cheseingang Dienst hatte, ihn gleich wieder hinauszulassen. Er ließ den Wagen ohne Motor das sanfte Gefäll hinabgleiten, um möglichst viel zu hören, zu fühlen, was rechts und links geschah.

Er gab dem Pförtner eine Zigarre aus seiner Tasche, genau die gleiche kleine Havanna, die er sich selbst anzündete. Das war kein Geld und kein Händedruck, sondern eine Freundlichkeit, belastete keineswegs das Gewissen des Mannes. Dann frug er, Wichtiges, Unwichtiges, zum Beispiel:

„Wie kommt eigentlich der Geheimrat hinauf, wenn der Aufzug Kurzschluß hat?“

„Ei, er geht! Er geht hoch!“ Der Pförtner fing furchtbar an zu lachen: „Wie er dann hochgeht! Noch höher! Da wackelt die Wand, kann ich Ihnen sagen!“

Bartholomäus staunte über die gute Laune des Mannes. Pförtner waren nach seiner Erfahrung gehässig wie Kettenhunde, mit Kellerluft im Gemüt, verknoteten Nerven; die Beine hatten sie sich meist durchs Zwerchfell hindurch gestanden und so verlernt, mit diesem Organ zu lachen oder gesund und tief zu atmen. Hier war eine Ausnahme festzustellen.

„Ich wünsche Ihnen auch Besseres, als hier zu stehen. Können Sie vorankommen?“

„Kriegsbeschädigter!“

„Westfront?“

„Langemarck.“

„Gehört Baron de la Motte, wissen Sie, der Franzose in dem langnasigen Renault, zu Ihren Stammgästen?“

„Warum wollen Sie denn das wissen?“

Bartholomäus hatte keine Zeit, nach dem Register zu suchen, das im anderen Resonanz fand. Er mußte schlagend antworten. Er probierte:

„Sie sahen doch, mit wem ich gekommen bin.“

Der Pförtner erwiderte gehässig:

„Nehmen Sie sich in acht, Herr! Der geschniegelte Fakke ist oben gut angeschrieben!“

„Ihre Adresse!“

„Franz Hermüller, Glauburgstraße 44.“

„Danke. Ich bin Dr. Zwiemann.“

„Wissen wir!“

Einer der ungeschriebenen Verwaltungsgrundsätze des Geheimrats hieß: Wenn eine große Dummheit in der Luft liegt und gemacht werden muß, tritt der Aufsichtsrat zusammen. Wenn die Sache zu sehr eilt, dann wenigstens das Direktorium. Claris platzte in die Sitzung.

Der Diener, der vor der Tür aufgestellt war, um jeden, selbst den ältesten Prokuristen, zurückzuhalten, war für ihre Behendigkeit viel zu langsam. Als er noch grüßte, hatte sie schon die Klinke niedergedrückt. Sie sah die sechs Männer um den Tisch im ovalen Arbeitszimmer sitzen, eingewölkt in Zigarrenqualm.

Die Störung war ungewöhnlich. Sämtliche Herren sprangen auf. Der Geheimrat bat Platz zu behalten, ging auf Claris zu, nahm sie wie ein kleines Mädchen an der Hand und führte sie in ein Nebenzimmer. Es war eng und dunkel gehalten; das viele gläserne Licht, das sonst überall das Haus durchflutete, war mit schweren Vorhängen zurückgedrängt. Ein breites Ledersofa stand in der Mitte. Der Geheimrat dachte gern manchmal liegend nach, aber er schämte sich dieser Angewohnheit. Der Raum wurde daher so streng verschlossen gehalten wie die innerste Zelle eines alten Tempels, obwohl sich irgend ein verborgener Kult dort niemals zugetragen hatte. Der Besuch der Tochter hatte den Geheimrat erschreckt: „Um Gottes willen, ist Mama etwas passiert?“

Es gab Tage, sogar Wochen, an denen der Geheimrat seine Frau täglich nur während der paar Minuten sah, in denen er ihr guten Morgen wünschte, und dann noch einmal am Nachmittag, um sich für den Abend zu entschuldigen. Dann schaute er zwar körperlich in die Richtung, wo sie saß, innerlich war er aber ganz mit seinen Problemen beschäftigt. In der Zwischenzeit dachte er an solchen Tagen überhaupt nicht an sie.

Aber bei irgendeinem Barometersturz kam ihm dann wieder ganz ohne erkennbare äußere Veranlassung die Tatsache ihrer Existenz, ihrer hilflosen Gebundenheit an ihn so klar zu Bewußtsein, daß er sie hätte umarmen und ihr irgend etwas vorstammeln mögen, wie er ihr doch dankbar sei, und wie die Erde taub und feimlos für ihn wäre, wenn ihre dunklen Augen nicht manchmal ihn, den Undankbaren, erleuchteten. Ein körperliches Schmerzgefühl riß dann in seiner Brust, er fühlte Glück und noch mehr Trauer, daß er mit diesem Glück nichts anfangen konnte.

Diese Stimmung hatte ihn gerade heute früh überfallen, nachdem ihn die Unterredung mit Claris aufgewühlt hatte. Er war dann noch einmal nach Hause gefahren und hatte seine Frau, gerade als sie im Bett frühstückte, mit seinem ganz ungewöhnlichen Einbruch erschreckt.

Auch seine Frau las zum ersten Kaffee einen Band Zwiemann. Er küßte sie auf die Stirn und fuhr wieder ab.

Unterwegs bekam er Reue, weil er Claris nicht die volle Wahrheit über die Zwiemannsache mitgeteilt hatte. Er ließ an sie telephonieren. Sie sollte über das Anophelin, das Gute daran, aber auch über seine eigenen Verhandlungen mit dem Syndikat, die ihn hinderten, orientiert werden, bevor sie Einzelheiten von dritter Hand oder vielleicht von Zwiemann selber erführe.

Aber als nun Claris in die Sitzung pläzte, war alle Milde in ihm ausgelöscht. Er erinnerte sich nicht mehr, daß er dreimal nach ihr verlangt hatte. Er wetterte über die Störung. Jetzt fehle nur noch die Mama! Nicht eine Minute am Tag habe man seine Ruhe!

Da war auch Frau Dekker schon am Telephon. Sie rief gerade aus der Stadt an. Sie war darüber erschrocken, daß ihr

Clariss' Roadster begegnet war, aber ohne Clariss, mit Dr. Zwiemann am Steuer. Der Geheimrat warf sich überreizt auf sein Sofa, griff mit beiden Fäusten seinen Bart und hielt seine Enden kerkengerade in die Luft.

„Man soll sich von diesem Weiberkram nicht verrückt machen lassen!“ Dann sprang er auf und ging in seine Sitzung zurück.

Clariss überlegte einen Augenblick, ob sie warten oder wieder in das Labor hinausfahren sollte. Aber sie hatte Dr. Zwiemann sowieso weggeschickt. Da hörte sie durch die angelehnte Tür seinen Namen. Sie blieb.

Die anwesenden Direktionsmitglieder waren bereits wie die Hähne aufeinander losgefahren und mitten im Thema. Sie repräsentierten die ständische Gliederung der Beamtenschaft. Es waren zwei Chemiker, ein Kaufmann, der Leiter der Res flameabteilung und ein Jurist. Jeder einzelne beherrschte sein Fach. Wenn aber über eine Frage abgestimmt wurde, war die Mehrheit immer ohne die besondere Fachkenntnis, diese blieb in der Minderheit. Nach der politischen Mode der Zeit war dieser Organisationsfehler nicht zu vermeiden. Er war praktisch nur durch ein Vetorecht des Geheimrats gemildert, der jeden ohne ihn gefassten Beschluß nach dem Statut zerreißen konnte.

Decker vertrau nur ganz einseitige, für die Allgemeinprobleme uninteressierte Fachleute als Direktoren. Worauf es eigentlich ankam, wußte er selber. Ein universeller Kopf unter ihnen hätte ihm nur doppelte Arbeit gemacht. Zuerst hätte er selber den Entschluß fassen und dann noch den anderen von dessen Richtigkeit überzeugen müssen. Wenn er selber in seiner Meinung schwankte und sich überstimmen ließ, wußte er warum.

Der Geheimrat liebte bei der Debatte augenfällige, graphische Methoden. Der Raum neben dem abgedunkelten

Ruhezimmer, das wegen der besseren Lüftung die ganze Höhe seines ovalen Saales einnahm, war horizontal geteilt. Im oberen Abschnitt standen Projektionsapparate. Er war durch einen schalldicht verglasten Linsenausschnitt mit dem Arbeitszimmer verbunden, zugänglich nur über eine Wendeltreppe vom Botenzimmer aus. Der untere Abschnitt war nur durch eine Tür vom Ruhezimmer des Geheimrats aus erreichbar; er war weiß gefachelt, ein einziger Sitz stand in der Mitte.

Der Geheimrat hatte einmal die Meinung geäußert, daß es nur eine einzige animalische Beschäftigung gebe, die niemals Reue bereite. Der untere blanke Raum war solchem Zweck gewidmet, er strahlte Sorglosigkeit aus; es gab überall sonst im Haus Ärger genug.

An der Wand, die seinem Schreibtisch gegenüber lag, konnte der Geheimrat einen Projektionsschirm, eine dunkle Schreibtafel für Handzeichnungen oder einen Kartenrahmen mit einem Federdruck herabsenken. Die gewünschten Landkarten wurden dann vom Assistenten hineingehängt, der auch den Projektionsapparat bediente. Dessen flackernde und zischende Unruhe war manchmal nützlich, bei anderen Gelegenheiten wieder war eine stumme Karte besser. So jetzt. Ein aufgeklappter Globus hing dort: „Die geographische Verbreitung der Malaria.“ Die verseuchten Gebiete waren schwarz angelegt: alle Mittelmeerlande, ganz Afrika bis auf die Südspitze, Indien, China, Japan, alle Inseln im Indischen Ozean, Amerika bis auf Kanada, Australien wiederum ganz.

„Meine Herren“ — bemerkte der Geheimrat —, „unsere heutige Beschlußfassung trägt große Verantwortung. Wir kämpfen gegen die verbreitetste Seuche der Erde. Allein Indien hat jährlich vier bis fünf Millionen Malariatote. Ich

bitte nach der ersten Aussprache nunmehr um strenge Thematisierung:

These 1: Haben wir gegen die Malaria bereits ein spezifisches Heilmittel? Sind wir imstande, genug Chinin zu produzieren, um allen Kranken dies Mittel zuführen zu können?

These 2: Ist Dr. Zwiemanns Anophelin wirksam? Kann es in den erforderlichen Mengen hergestellt werden? Ebenso billig wie Chinin?

These 3: Welche kaufmännischen Vorteile bieten uns die Vorschläge des Chininsyndikats?

These 4: Wie ist die Propagandafähigkeit des Anophelins?

These 5: Ist Anophelin patentfähig? Welches Abkommen treffen wir mit Dr. Zwiemann?"

Jeder der fünf Direktoren hatte nun sein Thema. Professor Norden, Arzt und Chemiker, stürzte sich auf Frage 1. Dr. Zwiemüller, der Chef des Experimentallabors, legte sich unterdessen zurecht, was er über die Anophelinuntersuchung zu sagen habe, um seine Methoden besonders klug erscheinen zu lassen. Paul Matthijs und Generaldirektor Bruchmüller — Propagandachefs haben, wie früher die Hofmarschälle, immer die höchsten Orden und Titel — wechselten bereits wütende Blicke und gisfelten an kleinen Pfeilen herum, die sie einander nachher ins Fleisch senken wollten. Nur der Justizrat Karpfen dachte gar nichts oder ganz wenig. Erstens war das immer am besten, zweitens wußte man als erfahrener Dekkerkennner bei dieser Themenstellung schon ganz genau, wohin der Hase lief. Drittens würde die Sitzung unweigerlich solange dauern, bis das auch die vier anderen Teilnehmer begriffen hätten. Der alte Dekker nannte das dann Durchführung, Spiegelung, Brechung der Thesen, symphonische Gedankenarbeit, Ausschöpfen aller kombinatorischen

Möglichkeiten. Es konnte bis in die Nacht dauern, wenn man Pech hatte. Was sollte er selber vortragen? Ob das Anophelin patentfähig sei? Wenn schon! Also war es patentfähig! Der alte Dekker legte doch nicht von heute auf morgen seine Chininproduktion still! Und sich selber Konkurrenz machen mit einem neuen Mittel? Das war seine Geschäftsmethode nicht. Eines, und das ganz! Wenn dies neue Mittel aber besser wäre als das alte und die Malaria radikal heilte? Aber man rottet doch ein Übelchen nicht aus, von dem man lebt! No ja, klingt ein bißchen hart, aber wir Juristen nähren uns doch letzten Endes alle nicht von der Tugend der anderen, und trotzdem müssen wir uns über die Unmoral aufregen; als Rechtsanwalt habe ich früher, bevor ich das Glück hatte — teu, teu, teu! —, Cheffyndikus der Anilinwerke zu werden, manchmal sogar so tun müssen, als ob ich Mandate aus moralischen Gründen abgelehnt hätte!

Was wird man also heute letzten Endes mit Dr. Zwiemann abmachen? Man könnte ihm sagen, daß seine Erfindung nichts taugt. Dann läuft er zur Konkurrenz. Man könnte ihm sagen, daß sie etwas taugt, man selber aber nicht wolle oder könne. Läuft er mit diesem Brief erst recht zur Konkurrenz. Also schreibt man ihm — und der Justizrat Karpfen stenographierte sich den Text jetzt schon auf, doch so, daß es ausah, als ob er sich eine Kernphrase des Professors Norden für die Debatte notieren wollte:

„Seine Hochwohlgeboren

Herrn Dr. phil. U. E. Zwiemann aus Berlin,

z. Z. Frankfurter Hof

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Anophelin nach wie vor unsere besondere Aufmerksamkeit hat und unsere

Laboratorien beschäftigt. Wir konnten aber zu einer endgültigen Entschließung bis heute nicht kommen, möchten auch in Wahrung beiderseitiger Belange nicht vorschnell handeln. Wir verlängern unsere Option um weitere drei Wochen und halten Sie weiter für diese Frist an Ihre Offerte gebunden. Ihrer Bestätigung sehen wir entgegen.

Wir empfehlen uns Ihnen mit besonderer Hochachtung.

Direktion der Anilinwerke“

Nachdem er dies getan hatte, schlummerte der Justizrat Karpfen langsam mit offenen Augen ein. Diese verschwammen dann zu glasigen, hellen Gallerten, dem Fisch ähnlich, von dem einer seiner Vorfahren bei der Registrierung wegen seiner Verwechslungsfähigkeit erst den Spitznamen und dann die Familienbezeichnung bekommen hatte. Er wartete, bis Dekker sein Stichwort gab. Dann würde er die Patentfähigkeit des Anophelins bejahen und bedauernd den Brief vorlesen, den er nach den lichtvollen Ausführungen seiner Vorredner zu entwerfen sich bereits erlaubt hatte — oder gemüßigt gefühlt hätte — oder es für seine besondere Pflicht — schwapp — der Gedankenfaden riß ab. Der Justizrat Karpfen tauchte in den Traumweihern unter. Es wurde ein süßer Wachtraum, der an den Halbschlaf auf dem Schoß der Mutter erinnerte, während ganz fern die Worte der Erwachsenen am Tisch über den kleinen Nichtsnutz weg, der einmal das dicke, grundlegende Werk über die chemischen Patentformeln schreiben sollte, dröhnten und klangen . . .

Die Sitzung des Direktoriums ging im Endergebnis so aus, wie Dekker und der Justizrat Karpfen vorausgeahnt hatten. Aber beide erlebten anschließend eine ganz große Überraschung.

Der Justizrat hatte zwar seinen Brief an Dr. Zwiemann richtig entworfen. Aber es war ihm entgangen, daß in der langen Debatte, zwar nicht mit Handaufheben oder namentlicher Abstimmung, sondern als schlichte gemeinschaftliche Auffassung der Entschluß festzustellen war, mit dem Brüsseler Chininsyndikat endgültig abzuschließen. Diese Meinung war noch nicht für eine juristische Formulierung reif, Karpfen hatte insofern recht, sich nicht darum zu kümmern. Es mußte noch über die Bedingungen gehandelt werden. Das Syndikat verlangte nachträglich, daß die Anilinwerke für die Vertragsdauer keine Konkurrenzprodukte für Chinin herstellten. Offenbar hatte de la Motte, der als „Gesandter“ auch den Spionagedienst unter seine Fittiche zu nehmen hatte, herausgebracht, daß Frankfurt ein sehr interessantes Mittel angeboten war, das erprobt wurde. Gut, daß er es ausspioniert hatte. Man beschloß, ihm diese Arbeit zu erleichtern und dafür eine um zehn Prozent höhere Quote vom Syndikat zu fordern. Daß man jetzt auf das aussichtsreiche Anophelin verzichten solle, war für die Verhandlung mit Brüssel mindestens zehn Prozent wert. Unmittelbare Mitteilung über das Anophelin durften sie nach Brüssel nicht machen, weil Dekker mit Bartholomäus zwischen zwei Paukenschlägen im Apfelweinkeller das Abkommen geschlossen hatte, das beide an die Geheimhaltung der Offerte bei hoher Strafe band. Karpfen schüttelte den Kopf, als er davon hörte, und regte den Hausarzt beim nächsten gesellschaftlichen Zusammentreffen zu einer neuen Jodkur für Dekkers Arterien an.

Die schlimmere Überraschung hatte der Geheimrat auszustehn, als er nach der Sitzung in sein Ruhezimmer trat. Claris war noch da, hatte sogar das Profilmuster der Tür auf der Bänke, so heftig hatte sie die Ohrmuschel angepreßt. Die ersten

Neden sollte und konnte sie hören. Der Geheimrat hatte sie deshalb nicht weggeschickt, aber mit dem sonst ganz sicheren, weiblichen Ermüdungskoeffizienten gerechnet und erwartet, daß sie sehr bald verschwinde.

„Warum bist du nicht zum Essen nach Hause gegangen?“

„Weil du selbst immer sagst, daß man lieber etwas nicht anfangen soll, als vor dem Schluß schlappzumachen. Das Ende gehört zum Ganzen wie der Zipfel zur Wurst. Und ich bin sehr froh, daß ich alles von Anfang bis zu Ende mit angehört habe!“

Der Geheimrat bangte vor diesem Frohsinn: „Na, und?“

Clariss fuhr hitzig fort: „Denn nun verstehe ich unseren Helmut, wenn er mit diesem üblen Handel nichts zu tun haben will!“

Decker fuhr sie an, aber es half nichts. Sie hatte gehört, daß Chinin keine „Therapia magna sterilisans“ gegen die Malaria sei, daß es gegen deren gefährlichste Form, das Tropenfieber, überhaupt nichts nütze. Aber das Anophelin tötete wirksam die Erregerbrut, und man konnte berechnen, daß die Begießung aller Gewässer in den Gefährzonen nicht mehr koste als der jährliche Chininverbrauch. Trotzdem wollten sie diese Möglichkeit preisgeben, weil der Anschluß an das Chininsyndikat mehr Gewinn verheiße.

„Mein Fräulein“ — der Geheimrat nannte sie so, wenn er seiner Sache ganz sicher war und einem Gespräch einen ironischen, ihre Unterlegenheit betonende Färbung geben wollte —, „Sie haben zwar Ihre armen Ohrmuschelchen an meiner Tür plattgedrückt, aber das Wesentliche doch nicht gehört. Denn bei klugen Männern — dadurch unterscheiden sie sich von einem Gremium kluger Frauen — wird das Wichtigste, was ohne

lange Worte sich als consensus omnium ergibt, nicht totgeredet, sondern kurz angetippt, frisch erhalten und danach gehandelt!“

„Wenn schon!“ erwiderte ungeduldig Claris.

Aber der Geheimrat wußte ganz genau, warum er diesen Umweg machte, er war wach wie bei Beginn der Sitzung und entschlossen, seine Tochter ganz fest in der Hand zu behalten, nachdem er mit dem Sohn die Dummheit gemacht hatte, im richtigen Moment die überzeugende Viertelstunde zu verweigern.

Der alte Dekker machte manchmal Fehler, er war sogar oft froh darüber, denn um so fester griff er dann bei der nächsten Chance zu. Er machte nie denselben Fehler doppelt.

„An dem Projekt Ihres Dr. Zwiemann, mein Fräulein, gefällt mir der Wille zur Macht — der Mut, ein Problem vor die Entscheidung zu stellen. Das kann gut auslaufen und kann schlecht auslaufen. Aber dann ist es immer noch besser als untätiges Abwarten oder Weiterwursteln im alten Gleis ... Selbst der Rückschlag löst neue Kraft aus; Einrostet tötet endgültig. Es ist eine Halbheit, den Feind, die Malaria-Mikrobe, erst anzufassen, wenn sie der Mensch schon in sich hat, also schon angegriffen ist. Zwiemann will dem Feind vorher offensiv begegnen, nicht defensiv wie das Chinin. Der Angriff ist die überlegene Abwehr. Wer meinen Feind schützt, muß selber weg. Tod dem Anopheles als Krankheitsträger! Absolut logisch!“

Claris konnte nicht länger an sich halten: „Bravo“, schrie sie, „bravo! Warum handelst du denn nicht danach?“

Der Geheimrat lächelte wie ein Redner, der seine Zuhörerschaft nun auf einen Berg gerollt hat, wo er sie — plumps — ins Tal des Gegenteils hinunterfallen läßt:

„Mein Fräulein, diese Erwägungen hätte ich anzustellen, wenn ich in — beispielsweise — einer indischen Sanitätskommission säße. Aber ich bin doch kein Arzt oder Verwaltungsbeamter, ich bin weiter nichts als der Leiter eines Fabrikunternehmens. Ich habe hier ein Geschäft, von dem Sie, Ihre Familie und noch fünfzigtausend andere Familien leben. Auch ich, wenn Sie nichts dagegen haben. Deswegen rede ich ein bißchen mit. Es geht auch beispielsweise um meine Tochter, mein Fräulein! Ich bin für die Râhe, die klare eindeutige Verantwortung. Die drüben sollen für sich sorgen. Ich habe nicht das Recht, ihnen hineinzureden. Als Deutscher nicht, als Kaufmann noch weniger. Ich habe zu prüfen, ob ich durch die Aufnahme eines neuen Artikels meinen Absatz steigern. Weiter nichts. Wenn ich zu dem Ergebnis komme, daß ich durch diese Ware meine alten Verbindungen gefährde oder neue, bessere aus der Hand gebe, muß ich eben ablehnen.“

In Claris überstürzten sich die Gegeneinfälle. Gott, war dieser Mann, der ihr Vater war, gefährlich! Namentlich wenn er den Bescheidenen spielte! Denn er war es im Grunde doch gar nicht. Das war schon eine Lüge! Sie hätte das nie so klar begriffen, wenn nicht durch Zwiemann ein Gegenpol in ihr entstanden wäre. Aber nun konnte sie widersprechen. Nein! Decker war kein Privatmann mehr. Er hatte die Pflicht, sich richtig zu entscheiden, das Bessere dem Guten vorzuziehen. Er hatte Verantwortung gegenüber den Mediziniern der ganzen Welt, die bei ihm die beste, letzte Errungenschaft kaufen wollten. Auch die Zukunft seiner Tochter war kein Argument. Sie mußte und wollte zu jeder Stunde ihr Privat-Ich dem Ganzen, dem Werk, der Organisation opfern, aber ebensogut mußte dies Werk der Idee dienen, nicht dem augenblicklichen Nutzen und Gewinn.

Diese persönliche These interessierte Dekker sehr. Er reizte sie und ließ sie immer fester hineinrennen. Ja — sie gab ihm ihr Wort, daß sie jederzeit sich selbst zum Opfer bringe, wenn hierdurch das Werk zu retten sei. Dekker hätte es sich gern schriftlich geben lassen, denn in seinem inneren Geschäftsverkehr galt der Grundsatz: Nur schriftliche Abmachungen haben Gültigkeit. Aber es ging jetzt nicht, er wurde mit Claris jetzt nur fertig, wenn er das Niveau des Gesprächs dauernd hob.

Er erzählte ihr von der Geschichte der Malaria, von deren merkwürdigen Schwankungen. Die alten Römer sind doch vor ihr in ihre Stadt geflohen, aber von 200 vor bis 200 nach Christi wurde die Campagna plötzlich ganz gesund. Dann überflutete sie eine neue Krankheitswelle, die Villen verödeten. Aber mit den Langobarden verschwand die Krankheit völlig, ohne medizinischen Grund. Dann war Ruhe bis ins siebzehnte Jahrhundert, als sie mit dem Verfall der Papstherrschaft wieder neu ausbrach. So überall! Was vermögen wir letzten Endes gegen diese großen Sturmfluten auszurichten, in denen der Schöpfer Kräfte wirken läßt, die wir nicht einmal kennen. Uns bleibt von großen Entschlüssen immer nur die Demut. Vielleicht ist es nicht einmal das Chinin, was überhaupt hilft. Vielleicht . . .

Clariss war noch lange nicht gewonnen. „Warum sagst du ihm nicht gleich heute und offen, daß du sein Anophelin nicht willst?“

Da hatte sie ihn an einer schwachen Stelle erwischt, aber er entschlüpfte doch: „Ich — ich höre den Willen meiner Direktion und handele danach, wenn ich nicht ganz felsenfest weiß, daß ein Beschluß grundfalsch ist. Meine Herren wollen noch etwas Zeit gewinnen, noch nicht endgültig ja oder nein sagen — kann ich ihnen das verübeln? Bei diesem schwierigen — ich möchte

sagen, metaphysischen Problem? Aber damit du siehst, wie ehrlich ich es meine: sag es ihm selber, wenn das Gespräch darauf kommt. Erzähl ihm, wie wir in unserer Sitzung mit uns gerungen haben, und daß wir eben noch nicht fertig sind."

Dann ließ er Claris allein; auf seinem Tisch nebenan lag Post für ihn.

Claris warf sich auf das Sofa und schämte sich. Dieser Mann mischte die Gefühle wie chemische Elemente, mit List und Zweck, nicht Gott zuliebe, sondern um Geld. Aber sie war zu schwach, etwas gegen ihn zu machen. Sie versank in diesem Gefühl, tief, immer tiefer, in ein kaltes, dunkles Grab. Und darüber hinweg brauste ein Heer heller, strahlender Geister mit seltsamem, ihr unfaßbarem Feldruf. Sie verstand die Sprache nicht, und die Geister konnten ihr nicht helfen. Sie blieb Claris Dekker, ihres Vaters Blut.

7

Das Ergebnis der Sitzung wurde Dr. Zwiemann und dem Baron de la Motte offiziell mitgeteilt. Erläuternde Kommentare wurden dem Baron mündlich gegeben. Und dann geschah einiges Selbstverständliche und etwas Merkwürdiges:

Vorauszusehen war, daß der Baron de la Motte versuchen werde, an das Anophelin unmittelbar heranzukommen. Wenn sich die Anilinwerke die Vorhand auf diese Erfindung mit zehn Prozent Quote am Chininaufbringen abtaufen lassen wollten, war es für sein Syndikat billiger, sie von Zwiemann ohne Zwischenhand zu erwerben. Diese Schlussfolgerung war ganz klar, und der Geheimrat hatte ja auch schon deshalb eine Gegenmine gelegt und seine Option weiter verlängert.

Erstaunlich aber war, daß Dr. Zwiemann plötzlich verschwand und die nächsten Tage un erreichbar blieb.

In Frankfurt war er nicht, in Berlin auch nicht. Adressen wurden von beiden Stellen nicht gegeben. Das Besondere und Auffällige war bisher an ihm, daß er immer da war, meist gerade da, wo man ihn nicht haben wollte. Der Baron de la Motte hatte hiermit böse Erfahrungen gemacht. Und nun wollte und mußte er ihn sprechen, aber er blieb verschwunden.

Der Baron ging schließlich soweit, Maria Wallner um Vermittlung einer Zusammenkunft zu bitten.

De la Motte hatte die Beziehung zu Maria Wallner aufgenommen, wie man sich zu einer Jagd einladen läßt. Ganz ungefährlich war die Sache von vornherein nicht, das wußte er. Aber er hatte seine Erfahrungen, ebenso wie Maria Wallner. Er hatte die Augen von Anfang an weit aufgemacht und sich alle Fehler der Wallner eingeprägt. Er wollte stets in der Lage sein, abzubrechen, um auch ohne sie weiterleben zu können. Jedesmal, wenn er sie verließ, malte er sich aus, er sei zum letztenmal bei ihr gewesen. Es war ein kleines Sterben und jedesmal wieder ein kleines Auferstehn, wenn er dann doch wiederkam.

Aber der kluge Mann hatte übersehen, daß eine menschliche Bindung nicht wie ein Gummiband wirkt, das durch die immerwährende Dehnung ausgeleiert wird, sondern etwas Lebendiges, Organisches, ein Muskel ist, den die Übung immer fester werden läßt, bis er eisern und unzerreißbar wird. Der Baron de la Motte stand mit Frauen der großen Gesellschaft auf freundschaftlichem Fuß, er hatte auch seine Abenteuer bestanden, aber er hatte bisher nie seine beiden Lebenskreise durch einandergebracht. Er liebte, wo es zu lieben galt; er machte seine Geschäfte, ohne mit einem Gedanken an seine außerberuflichen

Erlebnisse gestört zu werden. Seit er mit Maria Wallner umging, beobachtete er, daß während eines gleichgültigen Geschäftsgesprächs unbändige Freude in ihm hochkam, wenn er zufällig daran dachte, daß er am nächsten Morgen in das Boudoir der Maria Wallner eintreten dürfe. Das interessanteste Chininproblem aber ließ ihn zerstreut, wenn er im Zorn von ihr geschieden war.

De la Motte war so grundverschieden von Bartholomäus, daß es unmöglich erschien, beider Gefühle mit einem Ausdruck zu belegen. Bartholomäus gestand sich über Claris Dekker gar nichts. Er hatte beschlossen, sich niemals durch eine Frau eine äußere Situation zu erleichtern. Das war sehr klug, denn dann erschwerte sich die Lage auch nie durch eine Leidenschaft. Moral ist immer bequem. Wenn er an Claris Dekker dachte, suchte er zu unterdrücken. Er wollte nicht — er schämte sich. Es entstand in ihm ein scheu gehütetes fremdes Etwas, dem er nicht ins Auge sah. Er hatte auch gar keine Erfahrung. Denn Bivv in Davos war eine Liebe ohne äußeres und inneres Hemmnis gewesen, eine so wunderschöne, klare Selbstverständlichkeit, in jedem Augenblick nur Geschenk, Güte und Steigerung, unverdient wie die Mutterliebe. Er kam gar nicht auf den Gedanken, daß man auch solche Gefühle verwerten und aus dem Erlebnis mit Bivv lernen konnte, wie Claris Dekker behandelt werden mußte. Außerdem hatte er als letzten Rückhalt Gert. Der würde einen Ausweg finden, wenn er nicht weiterkam. Alles in allem: in ihm sah es in diesem einen Gebiete chaotisch, unreif, dunkel-vertrauensvoll aus. „Durchlüftet“, wie Claris meinte, war Gert, nicht Bartholomäus. Diese falsche Projektion einer Eigenschaft auf den anderen Zwiemann war eine bisher nicht kalkulierte Gefahr.

Auch de la Motte, der hochadlige Franzose, war überall hell und durchleuchtet. Er stellte alle Symptome sofort an sich fest, aber ändern konnte er sie nicht. Im Gegenteil, gerade weil er ein Symptom seiner Verliebtheit feststellte, suchte er solange nach dem erfahrungsgemäß nächsten, bis er es schließlich fand. Er schüttelte den Kopf darüber, daß durch die Welt ein Leuchten ging, wenn Maria Wallner ihm den Rücken zugekehrt, den Kopf eingezogen und eckige, spitze Schultern gemacht hatte, dann sich aber mit einem Ruck umwandte und die Arme wie zwei Flügel um ihn herumwarf. Wenn die Prinzessin von Guise nach dem Souper à deux für ihn den Mund spitzte, blieb alles gleichgültig und stumm. Das war so — erklären konnte man es nicht.

Es kam sogar dahin, daß er ihr nicht mehr verbot, diesen Dr. Zwiemann zu treffen, daß er sich nicht mehr darüber aufregte, wenn sie um deswillen log; nein: er duldete stillschweigend und nahm auch diese Tatsache als einen Zug in ihrem Bilde, den man nicht wegretrüschieren konnte, ohne die Proportionen zu stören. Und jetzt — hatte er die Treulosigkeit seiner Geliebten sogar ausgenutzt. Er hatte sie gebeten, ihn mit Zwiemann in Berlin zusammenzubringen. Zu dritt. Sie staunte über die Macht, die sie über ihn gewonnen hatte, und bereute, daß sie ihn manchmal zu gut behandelte.

Aber solche Selbstentäußerung bringt keinen Erfolg, keinem. Gert blamierte Maria. Er sagte zuerst zu. Dann aber teilte er nachträglich mit, er müsse plötzlich verreisen. Sie wußte nicht einmal, wohin. Sie log de la Motte nur vor, daß er zuversichtlich in der nächsten Woche wieder da sei.

Es gibt ein Gebirge im Herzen Deutschlands, durch das nur eine Bahnlinie und eine Autostraße schneidet. Ein paar

Sommerstationen haben sich an diesen beiden Ufern gebildet, seitab steht stundenlang kein Haus.

Tausendjährige Eichen ächzen in verlaufenen Winden. Der Wald ist stark und unheimlich, weil die Buchenkronen so hoch hinaufreichen, daß das Licht nur noch schwach und gedämpft in die moosigen Tiefen rieselt. Dies nicht nur auf ein paar hundert oder tausend Schritt, die man schlimmstenfalls laufen kann, um dem Knacken der Nacht zu entfliehen, sondern stundenlang, meilenweit, mit der Möglichkeit, sich in allem Ernst und mit Bivatzwang zu verirren. Selbst wenn man dann pedantisch bergauf geht, weil die Berge alle nicht hoch sind und einer doch Ausblick geben muß, kann man sich nicht helfen: denn unabsehbar drängt sich Kuppe an Kuppe, alle mit demselben Wald bestanden, ein Meer aus Laub, mit dem gleichen Rauschen und dem ruhigen Kreisen des Habichts, der die runden Höhenlinien der Landkarte nachahmt und den Orientierungsdrang verspottet.

In diesem Wald steht ein Schloß, tief im Tal — es wäre zwecklos gewesen, auf einem der Waldberge zu bauen. Mitten in einem kleinen See. Der schaut wie ein Auge gegen den Himmel, wie das einzige Auge dieses schweigsamen Waldes. Weither kommen die Hirsche und Rehe, um aus diesem Wasser zu trinken. Ihr Röhren klingt über den unbewegten Spiegel, wenn es an der Zeit ist, sonst schweigen sie auch.

Es war nicht notwendig, das Schloß mit hohen Mauern gegen den See zu verteidigen, weil keine großen Winde den Spiegel aufwühlen können und ein kleiner Staudamm den Wasserstand regelt.

Das Haus öffnete sich gegen das Wasser, schickte Arkaden hinaus und eine Terrasse ohne Geländer, deren Sohle nur einen

halben Fuß höher als die Oberfläche des Sees lag. Das Boot legte ohne Treppe an.

Der älteste und wehrhafteste Teil des Schlosses war ein runder Turm, der abseits im Wasser stand. Von den Wohnflügeln mit den gezackten Giebeln und den Holzbalken, die lustige Schnitzereien trugen, wußte man bei klarem Wetter nicht, ob sie nicht auf dem See schwimmen, ein großes steinernes Floß. Aber dem Turm sah man an, daß er hinuntergerammt war bis in den tiefsten Grund. Er sicherte und verankerte die Terrassen mit allem, was darauf stand.

Hier trafen sich Bartholomäus und Gert, wenn sie draußen festgefahren waren und nicht mehr weiterkamen, ohne sich gegenseitig auszusprechen und zu helfen. Hier trafen sie sich auch, wenn der Wunsch und die Sehnsucht nach einem Beieinandersein stärker war als die Dinge, die sie äußerlich beschäftigten.

Sie verabredeten sich nie. Wer den anderen sehen mußte, reiste ohne Nachricht nach dem einzigen Ort ab, der den Zwiesmann noch in doppelter Gestalt sah. Nie hat er auf den andern länger zu warten brauchen als einmal einen halben Tag.

Das Schloß gehörte einer steinalten Frau, die einen langen Wimpel mit dem Symbol der Kreuzritter vom Turm herabflattern ließ. So alt war das Geschlecht ihres Mannes. Der war Maler gewesen, auf die Fröhlichkeit der Welt gestimmt. Er haßte die Ruhe seiner Wälder, hatte Frauenlachen und Gläserklingen um sich hören müssen. Alle Jahre einmal war er ausgerissen, nach ein paar Wochen gewöhnlich in Paris gänzlich abgebrannt aufgetaucht, gemeldet und von seiner Frau zurückgeholt worden. Er starb auf einem verlassenen Siechbett, die Perlen des vergossenen Sekts quirlten in seinem Gehirn.

Das einzige Kind dieser Ehe war taubstumm und verblödet. Es vegetierte mit vielen Schaukelpferden im hohlen Innern des Turms, nur Fegen am Leib, weil es jedes Kleidungsstück sofort zerriß, das man ihm anzog.

Die Frau war unbestimmbar alt und galt bei den Bauern, die in der Nähe wohnten, der nächste immerhin eine halbe Stunde entfernt, als Hexe. Im besten Hochsommer kam manchmal Familienbesuch. Dann saß ein Herr in Strohhut und einer weißen, lustigen Zeitung auf der Terrasse und pffif dazu; ein paar Kinder ruderten im Boot. Aber die elf übrigen Monate im Jahr lag das Schloß so verwunschen da, als ob es eine Luftspiegelung sei oder ein Spiel im verzauberten Wasser. Nur aus dem hohlen Turm kam unmenschliches Heulen und Stöhnen. Wer es hörte, blieb nicht eher stehen, als bis er wieder daheim war.

Gert hatte auf einer Fußwanderung diesen Ort entdeckt und ein Jagdhaus gemietet, das über dem Schloß auf der Höhe lag. In den Wald, der hier dicht war wie ein Pelz, war ein Durchblick geschlagen. In diesem Rahmen sah man von oben den kleinen See und das Zauberschloß. Der Prinzregent war manchmal hier als Jagdgast gewesen und hatte den Schloßherrn mit seinen schweren Virginiazigarren vergiftet. Seitdem verfiel es unbenutzt. Gert bekam es nur, weil die Frau unten im Schloß die Nächte hindurch las, auch seine Bücher. Das Heulen und Stöhnen, das den Turm aushöhlte und den Fels darunter bis zur Hölle, hatte ihr den Schlaf genommen.

Es regnete. Der Weg nach der Jagdhütte war seit den Tagen des Prinzregenten nicht mehr aufgeschüttet worden. Gert traf Bartholomäus schon auf halber Höhe, wo er mit seinem neuen

Phönixwagen steckengeblieben war. Gert war zu Fuß, frisch und voller Spott. Bartholomäus ärgerlich und sachlich. Er bestimmte, daß dies jetzt Gerts Wagen sei; er habe genau denselben in Frankfurt; er halte diese Wagengleichheit für erforderlich und erklärte ihm die Diebstahlsicherung in Steuerung und Bremse.

Der Jagdhüter war neben dem Chemiker Pöhlig in Charlottenburg der einzige Zeitgenosse, der nicht nur einen Dr. Zwiemann, sondern ein Brüderpaar Zwiemann kannte. Dafür konnte er nicht schreiben und nur in bayerischen Urlauben sprechen. Er begrüßte die Herrschaft mit einem prasselnden Feuer und einem Hasenpfeffer. Grog verachtete er als preussische Erfindung. Es gab Enzianschnaps aus Wurzeln, die er selber grub und zubereitete. Damit beschäftigte er sich sechs Monate im Jahr. Der Dienst bei den Zwiemanns war leicht und gut. Er dankte dafür der Mutter Gottes, die mit dem Gekreuzigten in Holz geschnitzt auf dem Betpult stand und jedesmal nachts den Platz wechselte, wenn die Brüder am nächsten Tag kamen; sie meldete ihren Besuch. Dann begann er Buchenscheite aufzuschichten und einzuheizen.

Denn es regnete. Ein fröhlicher Trommellaut umschwirrte das hölzerne Haus; über die Scheiben wischte der Regen mit seinen nassen Flossen. Der Wald war wie in Watte verpackt. Der bei Sonnenwetter verrußte und enge Raum war jetzt weit und behaglich. Sie hielten die Hände über das Feuer, rubbelten sie aneinander und fühlten sich wohl: Bartholomäus, weil er den Regen wirklich liebte, wenn er selber nicht gerade um einen steckengebliebenen Wagen bemüht war, Gert, weil Bartholomäus und sein Behagen für ihn viel wichtiger waren, als sein eigenes Heimweh nach der Davoser Sonne.

Für ein paar Minuten klärte es auf; der Wind schöpfte Atem, die Blätter schüttelten sich, der Rebelschleier zerriß über dem Schloß. Sie sahen hinab auf Turm und Terrasse. Gert sagte:

„Ein Prunkbau hat doch eigentlich nur dann Sinn, wenn man sich eine Hütte davor baut, in der man wohnt, und aus der heraus man seine Schönheit genießt. Merkwürdig, wie falsch die Leute früher gelebt haben!“

„Noch leben!“ fuhr Bartholomäus fort. „Wer nicht wie wir als Zwiemann fühlt, sondern nur für sich alles empfindet und handelt, macht doch denselben Fehler. Erst, wenn man einen andern als Zwiemann vor sich stellt, genießt man seine eigene Fassade!“

An diesem Tag sprachen sie kein Wort vom Anophelin.

8

Der Bankier Mambach wurde von allen Leuten, die ihn umgaben, ernst genommen. Das war sein Unglück, der größte von den wenigen Unglücksfällen, die ihm zugestoßen waren. Denn der erste Bruch in seinem Leben trat zu einer Zeit zutage, wo er noch elastisch genug gewesen wäre, sich mit Humor abzufinden, oder in einem überpersönlichen Glauben zu verlieren. Aber damals war niemand in seiner Umgebung, der ihm einen solchen Weg hätte zeigen können, niemand, der ihn geistig überragte. Sie staunten ihn alle an, fürchteten, an seinem Schmerz ginge die Welt zugrunde, hielten seinen Pessimismus für eine heilige, priesterliche Aussprache mit dem nur ihm nahbaren Gott.

Der Zwiespalt seiner Natur war so zu bestimmen: Er hatte ein akrobatisches Denkvermögen, einen ganz ausgezeichneten

Zerebralmechanismus mitbekommen, durch eine vorzügliche, ganz früh einsetzende Bildung verstärkt und schließlich bis zur Höchstleistung gesteigert. Aber er war gleichzeitig mit den naschhaftesten, lustgierigsten Eingeweiden belastet, hatte eine Zunge, die in jeder Situation feinschmecken wollte, einen nach Genuß gierenden Gaumen, eine Nase, die immer neue Mischungen aufspürte, um sie den Gedärmen zu verkuppeln.

Dazu kam Ehrgeiz, der wie eine Säure das Wohlbehagen des Rauschs und die Ruhfreude nach einem Denkerfolg wegfräß. Nichts war diesem unerbittlichen Tyrannen recht zu machen; es blieb schließlich nichts übrig, als ihn durch eine Leistung mit ungeheurer Kraftanstrengung zu befriedigen — das aber hätte eine Aufgabe des Genußlebens bedeutet — oder im Rausch zu überlisten, sich mit dem Dämon täglich zu betrinken, ihm einzureden, daß die mißratene Welt einer genialen Tat nicht würdig sei, und diese ihr auch nichts nütze.

Rambach wählte diesen Weg: Der Zwiespalt zwischen Begabung und Genuß wurde mit Alkohol zugegossen. Was aber trotzdem manchmal aus dem narkotisierten Geist hervorbrach und sich plötzlich im Worte verwirklichte, genügte, um seinen Kreis in Achtung zu halten.

Seinen Lebensunterhalt und die nicht immer billigen Spesen zur Beschwichtigung seines Dämons bezog er aus einem kleinen Bankgeschäft, ursprünglich auf dem mütterlichen Vermögen aufgebaut, in den Währungs Krisen aber leise veräußert. Er war nun auf Maklertätigkeit für Freunde wie Rehbock angewiesen oder auf besondere Aufträge eines Condottiere vom Schlage Dekkers. Der Geheimrat brauchte ab und zu einen Mann, der zuverlässig war und doch zu abseits stand, als daß er aus

diesem Auftrag für sich selber hätte Nutzen ziehen und dem Auftraggeber dadurch hätte Schaden können.

Der Frankfurter Hof mit seinen teppichbeschneiten Fluren, von denen die Schritte lautlos und behutsam aufgenommen wurden, den zwei Menschenalter hindurch mit guten Gerüchen und festlichen Menschen gesättigten Räumen, der zuverlässigen Eleganz aus den Zeiten vor dem ersten Versailles, waren für ihn seine Umwelt und Teil seines Ich, wie etwa der alte Kanarienvogel die Stäbe seines Bauers nicht mehr als Gefängnis, sondern als Verlängerung seiner Federn, mimikriert von Flug auf Schuß, empfindet.

Mambach war von hellseherischem Scharfblick für jede Veränderung in dieser allernächsten Umgebung. Eine dieser Veränderungen war jetzt das Auftauchen einer Gruppe geheimnisvoll tuender, fremdartiger Menschen, deren Chef der Baron de la Motte zu sein schien.

Obwohl Mambach überzeugt war, daß ihm nichts Neues mehr unter dieser ihm langweiligen Sonne begegnen könne, war er doch erstaunt, daß eines Morgens der Baron de la Motte sich bei ihm melden ließ, und zwar gerade zu der Zeit, da er bereit war, sogar ein kleines geschäftliches Gespräch zu führen.

Baron de la Motte gehörte zu den Franzosen, die in ihrem Äußeren schlechthin vollendet waren, wenn sie nicht einen kleinen schwarzen Schnurrbart auf der Oberlippe trügen und sich parfümierten. Er hatte die große Nase des Südfranzosen, aber mit einem schmalen Rücken und durchscheinendem Knochengestell. Seine Stirn war glatt und ganz weiß, man sah, wo der Hutrand saß; darunter zeigte gesundes Braun, daß der Mann sich pflegen und den Luxus der Höhensonne im Winter leisten konnte.

Der Baron deutete ohne Umschweife den Wunsch an, die Firma Mambach zu kaufen.

„Wovon soll ich dann leben? Und — manchmal ist der Kampf mit einer schlaflosen Nacht nicht billig!“

„Vom Kaufpreis und der Rente, die wir Ihnen lebenslänglich zahlen. Mein Konzern braucht hier eine Stelle, die beispielsweise unser Portefeuille an Anilinaktien verwaltet, Kurse kontrolliert, Aufträge rasch und diskret ausführt. Sie haben das Depotrecht. Es gibt hier am Platz nicht mehr viel intakte Firmen ohne drohende Engagements, die sofort zu übernehmen wären.“

„Das mag alles stimmen. Aber geschäftliche Dinge, soweit ich sie nicht unmittelbar zum Essen und Trinken brauche, sind mir zu gleichgültig, als daß ich meine Meinung versteckte: mein kleiner Laden ist eine Lebensrente für mich nicht wert. Welchen Dienst verlangen Sie außerdem von mir, was wollen Sie eigentlich bezahlen?“

In der Wohnung Mambachs war viel zu sehen. Er duldete nur Bilder um sich, die eine persönliche Beziehung zwischen dem Maler und ihm vermittelt oder begleitet hatten. So war eine ganz lebendige, in ihrer Gesamtwirkung einzigartige, kleine Sammlung herausgekommen.

De la Motte konnte sich also eine gute Weile die Wände entlang reden, bis ihn der Ausblick aus den Vorderfenstern wieder auf das Thema brachte. Denn von dort sah man über eine enge Straße gerade in die Räume des Frankfurter Hofes hinein, die sonst Zwiemann bewohnte. Er war jetzt nirgends erreichbar.

„Unser Interesse an einem hiesigen Haus ist allerdings durch eine Voraktion bedingt: von gewisser Seite ist den Anilinwerken ein Verfahren angeboten worden, das — falls es etwas

taugt — den Chininmarkt schmeißen könnte. Wenn das Verfahren gut ist — müssen wir es vorher erwerben. Die Durchführung dieser Transaktion wäre unsere Bedingung.“

„Sie unterstellen, daß ich mit Dr. Zwiemann befreundet bin?“

Diese Frage ließ sich nur bejahen. De la Motte setzte nun Mambach auseinander, daß niemand Zwiemann einen besseren Preis für seine Erfindung zahlen könne als sein Syndikat. Niemand, auch die Anilinwerke nicht, denn es verrechne steuerfrei über London.

Mambach wollte wissen, ob der Baron eine feste Offerte legen wolle. Für diesen Fall aber könne er nach seiner Kenntnis Zwiemanns von vornherein sagen, daß es sich für seinen Freund in erster Linie um die Gewißheit handele, daß die Erfindung auch ausgewertet würde. Welche Garantien könnten in dieser Hinsicht gegeben werden? Es läge nah, anzunehmen, daß das Chininsyndikat die Erfindung lediglich kaufen wolle, um sie totzumachen.

De la Motte wurde nun noch höflicher. Er lobte die Bilder, Mambach und seine offene Haltung. Er bat, bei dieser Sachlage seine Anregung als nicht gegeben zu betrachten. Es sei übrigens eine ganz persönliche Fühlungnahme gewesen. Er habe ohne Kenntnis und ohne Rückendeckung durch das Syndikat mit Mambach gesprochen. Im Falle einer zufälligen Indiskretion gegenüber den Anilinwerken sei sein Auftraggeber nicht belastet. Allenfalls müsse er abberufen werden. Eine Aufgabe des Chininmonopols um eines neuen Mittels willen stünde außerhalb des Rahmens ernsthafter Erörterungen.

Mambach hielt Zwischenträgerei für unter seiner Würde. Er schwieg. Nicht aus Rücksicht, nur aus Stolz. Aber der Geheimrat erfuhr trotzdem von anderer Seite, daß de la Motte bei

Mambach gewesen sei. Unter den brutalen Zeichen seiner Ungnade ließ Dekker ihn rufen und drei Stunden warten. Auch dann bekam er nur auf dem Flur, zwischen Tür und Angel, den Gewaltigen zu sehen.

Ob er ihm nichts zu berichten habe?

Mambach schüttelte den Kopf. Wenn er übrigens nicht befohlen worden wäre, wenn er aus eigenem Antrieb mit einem Vorschlag gekommen wäre, hätte er keine drei Stunden gewartet. Eine halbe genüge als Ausdruck der Ablehnung für ihn. Da er aber annehmen müsse, daß ihn der Geheimrat nicht umsonst drei Stunden sitzen lasse, sei er nun sehr gespannt auf die wichtigen Dinge, die er zu hören bekäme.

„Wo steckt Ihr Freund Zwiemann?“ fuhr Dekker los.

Sonst nichts? Aber Mambach unterdrückte seinen Ärger, um den Geheimrat noch mehr zu reizen. Er zitierte im Urtext: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Dekker ließ sich die Stelle übersetzen. Dann wurde er nachdenklich und lud Mambach ein, in seinen Wagen zu steigen und ihn zu begleiten.

Mambach bockte: er müsse seit fünfzehn Minuten im Frankfurter Hof sein. Dekker versprach ihm, ihn dort abzusetzen.

Dekker wurde philosophisch: Mambach und er kannten sich nun 20 Jahre. Von den Provisionen wolle er gar nicht reden, die Mambach schon durch ihn verdient habe. Nun sei da dieser Zwiemann aufgetaucht. Ein Mann, der seine Geschäfte mache wie ein Film und ein Theaterstück. Als ob das Witz seien! Geradezu ein Hohn auf jede seriöse Tradition, ein Außenseiter, mit einem Spielertrick, der ernstesten Geschäftsleuten die Taschen leeren wolle. Schon habe er die Sympathien für sich. Schon nähme seine Tochter dessen Partei. Nicht nur das Mädchen, sogar Herr Mambach, der beste, klügste Kopf in ganz Frankfurt...

Mambach schüttelte diesen Kopf:

„Ich liebe ihn kein bißchen! Im Gegenteil! Es ist der einzige Mensch, bei dem ich mir manchmal eingestehen muß, daß ich in meinem Leben etwas falsch gemacht habe. Er ist manchmal der Wahrheit und Wirklichkeit in seinen Büchern so nahegekommen, wie ich selber in der Trunkenheit. Und trotzdem hat er Geld. Ein Mann, der weiß, um was es vor Gott eigentlich geht, und sich trotzdem an das wichtigste Nichts, das wir Menschen erdacht haben, an das Geld, verschwendet. Ein Nihilist im Geist, einer, der die Bomben von der anderen Seite her wirft, der uns bis auf die Knochen blamiert, die wir nichts haben und uns einbilden, es müsse so sein. So was haßt man, wenn man nicht hoffen dürfte, daß er eines Tages doch wieder zerplatzt und dann so wird wie wir.“

Mambach brach ab: „Aber ich kann Ihnen das alles trocken nicht auseinanderlegen. Wollen Sie einen Drink mit mir nehmen?“

Decker überlegte. Lohnte es? Zeit hatte er immer, je mehr er zu tun hatte, sobald ihn etwas fesselte. Da steckte ein Geheimnis, das er noch nicht begriff. Seine Wirklichkeit war in Geldsummen auszudrücken, in sehr großen Summen. Das Bewußtsein, daß er lebe und regiere, während Napoleon und Goethe mausetot waren, hatte er gratis obendrein. Es war eine Nebenempfindung, nicht sehr stark und nur ganz selten zu spüren, wie alles, was nichts kostete. Sollte es einen Menschen geben, bei dem es umgekehrt war, der mit den besten Kräften seiner ganzen Seele das Licht des Augenblicks trank, für den sich ganz bewußt alles Vergangene im eignen Ich als Gegenwart erfüllte, der spürte, daß sein Atem die Zukunft bestimmte — und dem dann noch nebenbei die Macht der Erde zusiel?

Dekker nahm Mambachs Einladung an und ging mit ihm in die Bar.

Es war heller Nachmittag, kein Gast da, der Kellner las Zeitung.

Auf der Theke stand rechts der Gummibaum, links ein im Treibhaus zum Blühen gebrachter Fliederstock. Der Gummibaum hielt seine breiten, mit Lackleder überzogenen Blätter geduldig hin wie große Eselsohren. Er schien sich unter den fremden Essenzen, Angostura und Gin, Anis und Nelken, wohlzufühlen. Seine Existenz bestand aus Geduld und Ausdauer. Der kleine Fliederstrauch aber hatte sich schon erschöpft und verzpritzt. Die Blütenbüschel waren heute früh noch, während sie in der Morgensonne badeten, stolzer als die Pfauensfedern nobischer Könige gewesen; in jedem der kleinen Kelche hatte ein praller Tautropfen geblinkt und gebuhlt. Aber die trockene Heizungsluft hatte in den paar Stunden das Mark ausgesogen. Das Blumengefieder neigte sich, welk, matt, kraftlos, dem großen Korb unter dem Tisch zu, der alte Korken, Papier und liegengelassene Blumen aufnahm.

Mambach begann einen Streit mit dem Gasthausbeamten; die Pflanzen wurden entfernt, der Tisch für das Knobelspiel freigemacht. Der Gummibaum wurde für morgen zurückgestellt, der Flieder gleich knackend zerbrochen und unter den Abfall geschleudert. Mambach tobte noch mehr. Das hohle Knacken war ihm auf die Nerven gegangen.

Dekker gestand nach dem zweiten Whisky, Geschmack auf Bartholomäus zu haben. Warum Mambach ihn versteckte? Mambach zuckte die Achseln. Dekker sagte offen, er wolle den Mann haben, einerlei, was ihn sein Anophelin, dieser Dreck, koste. Dies Anophelin wolle er natürlich nicht machen. Solche

Marotten müsse sich der junge Mann abgewöhnen. Aber wenn er lerne, nach seinen Fingerzeigen zu handeln (nicht zu denken, zu handeln!), sei er brauchbar.

„Er hat eine gewisse Begabung, den Leuten, wenn er spricht, ihre Geschäfte nebensächlich erscheinen zu lassen. Dann kriegen sie den Koller der Großzügigkeit, und man kann sie einwickeln. Gerade ihn setze ich als meinen Mann den Brüssellern ins Syndikat.“

Mambach sagte seelenruhig nach seinem dritten Whisky:

„Wenn sich mein Freund verkaufen wollte, hätte ich bei den Brüssellern einen besseren Preis für ihn herausgeholt. Aber, lieber Geheimrat, er hat keinen Preis. Er ist der einzige Mann, außer mir, der keinen Preis hat. Er ist nicht um eine Summe zu kaufen, sondern nur mit einem Ja. Seine Idee ist mir an sich so wurst wie nur etwas, soll die halbe Welt an der Malaria verrecken — mir ist jeder recht! Aber es muß Menschen geben, die keinen Preis haben! Irgendeinem Tegen Cäsar muß man ab und zu begegnen. Damit man doch mal spürt, daß Gott noch irgendwo wohnt!“

Mambach wurde immer durstiger, der Geheimrat nachdenklich. Sie knobelten. Mambach verlor die ganze Zechen. Nach Meinung des Geheimrats geschah ihm recht.

Über den Kastenbetten im Jagdhaus war eine Leiste angebracht, auf der Bücher standen. Nur ganz wenige, die diese Landschaft aushielten. Gert konnte nicht schlafen. Das leise Rieselnd der Regentropfen über dem nahen Dach, die Freude, hier zu sein und morgen wieder einen Tag mit Bartholomäus zu verleben, machten sein Herz unbändig und unwillig, sich in der Bewußtlosigkeit zu verlieren. Er griff mit der Hand über

sich und zufällig den letzten Band des „Nachsommers“. Er schlug das Buch in der Mitte auf und traf auf ein paar Sätze über die Gefühle eines Künstlers, der ein gutes Werk schafft, das die Mitwelt nicht begreift. Das Thema ging ihn an sich gar nichts an, denn die Mitwelt begriff ihn nur zu gut. Aber da las er plötzlich: „Er wunderte sich, weil er eines anderen Glaubens war.“ Es schienen einfache Worte, schlicht und edel gefügt. Aber ihr Gewicht fiel wie ein Stein in seine aufgerührte Seele; er schaute ihm nach, wie er sank und sank, und sah so bis auf den eignen Grund.

Am nächsten Morgen legte ihm Bartholomäus den Brief Deckers auf den Frühstückstisch. Gert las ihn, besah ihn, drehte ihn um, berauch und befühlte ihn, als sei es ein Fetisch.

„Du“, sagte er, „wir haben einen ganz großen Fehler gemacht: der da ist anderen Glaubens als wir, und wir haben uns bisher nicht darüber gewundert. Wir haben so getan, als ob wir aus einer Heimat stammten.“

Bartholomäus verteidigte den Geheimrat. Eine ernstliche Befassung mit dem Verfahren verlange Zeit.

Gert sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an, vergnügt, daß er da überhaupt neben ihm saß, erstaunt, daß er auf einmal soviel klüger sei als der Verfasser des Zwiemannpakts. Gert sagte:

„Wenn der Raubgraf Dekker nur zu 10 Prozent wollte, handelte er schon heute um deine Bedingungen mit dir. Er würde nicht die Zeit verlieren und erst anfangen, wenn seine Versuche abgeschlossen sind. Eine Frechheit, einen solchen Brief überhaupt an uns zu schreiben! Man riecht doch, daß er nur Zeit gewinnen will. Aufschub, bis das Völkerbundsprogramm steht, die Chininpropaganda gesichert ist. Dann wimmelt er dich endgültig ab oder kauft dich so billig, wie er dich haben will!“

„Wo steht das?“ Bartholomäus brauste auf.

„Im Adalbert Stifter, wo lauter solche Sachen stehn. Wir können uns mit Dekker nie verständigen, als sei er der dritte Zwiemann. Wir haben in unserer Sprache für den Mann gar keine Überzeugungsmittel. Es ist mir doch noch niemals einfallen, von einem Theaterdirektor anzunehmen, daß er mein Stück aufführt, weil es gut ist!“

Bartholomäus verbat sich solche Paradoxe auf nüchternen Magen.

Gert fuhr unbeirrt fort:

„Er führt ein Stück auf, weil er Geld verdienen will, sucht sich das aus, womit er das Publikum zu locken hofft. Und nur auf diesem Wege kannst du ihn zu deiner Leistung zwingen. Zwingen müssen wir auch deinen Raubgrafen, zu seinem Glück zwingen! Aber keine Verhandlung, keine Beweihräucherung! Jetzt verstehe ich auch, warum ich mit diesem Film nicht voran komme. Jede Szene friert mir schon im Manuskript fest. Anderen Glaubens sein! Sich darüber wundern und danach handeln! Dann kommt etwas zustande.“

Bartholomäus ging widerwillig auf seinen Gedanken ein. Krieg führen? Dazu braucht man eine Operationsbasis. Sollte er mit dem Chininsyndikat zusammen gegen Dekker mobil machen? Das Syndikat war doch ganz endgültig gegen Anophelin festgelegt. Und wo war sonst eine Armee, mit der man sich verbünden konnte? Hatte Gert etwa einen direkten Weg zum Völkerbund?

Völkerbund! Gert stand vom Frühstückstisch auf, warf sich auf eines der Bärenfelle, die den Boden der Jagdhütte bedeckten — die Bären waren in den Karpathen, nicht hier, erlegt worden —, streckte sich lang aus, die Hände unter dem Hinterkopf,

und überlegte. Völkerbund! Wenn man in einer Debatte mit einem Wort totgeschlagen werden soll, muß man gerade diese Keule aufheben und zurückschlagen. Völkerbund! Das war die Lösung!

„Sind die in Genf etwa nicht anderen Glaubens?“ höhnte Bartholomäus. „Willst du eine Denkschrift einreichen? Den Malariaausschuß zum Anophelismus befehren? Wie Herr Hus das Konstanzer Konzil? Hast du noch zufällig in Erinnerung, wie das damals ausging?“

„Immerhin!“ bemerkte Gert. Bartholomäus führte das Konstanzer Konzil an, weil er Gerts Vorliebe für dessen Gesichte kannte und wußte, daß er nun sofort anbiß.

Gert hatte gelegentlich eines kurzen Urlaubs aus Davos die frischen Berichte der Zeitgenossen durchgelesen. Es war nach seiner Meinung ein heiteres Konzil. Der Unfall mit Hus war von ihm selbst verschuldet, weil er nicht verschwand, als man ihn weghaben wollte. Aber die Hitzigkeit der Debatten war von keiner großen Versammlung wieder erreicht. Den achtzigjährigen Fürstabt von Rempten rührte z. B. der Schlag. Da man nicht unterbrechen wollte, setzte man ihn wieder in seinen Stuhl, als ob er noch lebe. Als dann nach Hussens großer Rede alles durcheinandertobte, vergaß man ihn. Er fiel um, auf den Boden. Die heiligen Männer stritten im Geist und mit den Fäusten so gegeneinander, daß der Leichnam zum Schluß zertreten im Kirchenschiff lag. „Ein solches Feuer müssen wir auch diesmal den Genfern anzünden! Daß sie ihre eigenen Leichen vergessen! Die meisten von den Vertretern sind doch schon tot!“

Die Sonne brach durch und trieb beide aus der durchräucher-ten Hütte. Der Jagdhüter zeigte ihnen Hirsche, die sie nicht schossen, ohne damit ihr Schicksal abwenden zu können, denn

der Hüter legte sie am nächsten Tage um, als sie wieder abgereist waren.

Bartholomäus hatte zuerst den richtigen Einfall, aber er versteckte ihn. Er erzählte auch nichts von Claris Dekker. Zum erstenmal, daß er Gert etwas verschwieg. Aber er konnte nichts über Claris sagen, ohne zu entheiligen und sie zu verraten. Jedes verfrühte Wort hätte vielleicht die ersehnte Wirklichkeit veruscheucht. Es gab keine zarten Worte, kein Pianissimo, das zu solcher Mitteilung nötig gewesen wäre. Gert hätte womöglich Claris in seine Pläne einbezogen, und das wäre für Bartholomäus ganz unerträglich gewesen.

Gert kam aber sehr bald auch auf den richtigen Gedanken und plakte sofort damit heraus: Der Film sollte Völkerbund und Chininpropaganda unterminieren. Und zwar so: Bis jetzt hatte Gert vor, die feierlichen Handlungen zu zeigen, die Arbeit in den Büros, die Vorbesprechungen und die Versammlungen, den großen Zusammenstrom der Volksvertreter in den Hotels. Dann die ideale Einigung aller in einer großen Idee: Bekämpfung des Sumpffiebers.

In das große Ja, das alle dem Prinzip entgegenbringen, sollte sich der bange Zweifel mischen: wie. Wir haben nur ein Mittel — Chinin. Haben wir genug davon auf der Erde? Gibt es genug Chinabäume, um die heilende Rinde zu liefern? Hat es geholfen, daß die Peruaner die Todesstrafe auf die Ausfuhr von Stecklingen setzten? Diese Sorgen sind alle überholt! Das künstliche Chinin ist erfunden. Geheimrat Dekker überzeugt augenfällig die hohe Kommission, denn Chamberlain hat gerade ein Malariaerizidiv und wird mit dem neuen Präparat geheilt. Aber das ist nur der Anfang der Wunder: Dekker zieht aus seinem zweiten Köfferchen ein

zweites Präparat: Anophelin. Alles ertrinkt in Ritsch und Freude.

So war der Plan bis jetzt. Unmöglich — wie Gert eingesehen hatte. Die Kraft der Gegnerschaft hatte ihm gefehlt. Der Zorn wider den anderen Glauben.

Nun hatte er ihn.

Neben diese Bilder von der Völkerbundsfassade wollte er die Hintergründe stellen. Hinter Theatergesten Äußerungen wirklicher Interessen. Neben die Paneuropler, die überall gehätschelt werden, die Rüstungsindustrie. Herr Dekker mit dem Januskopf: Chininfabrikant und Blaukreuzhersteller. Dekker, Schneider-Kreuzot und Skoda im stillen Kämmerlein — alles eins. Nebenan die Drahtzieher der großen Kolonialinteressen: lieber Gott, erhalte uns die Malaria! Wir brauchen diese Schwächung der farbigen Völker, weil sie uns sonst über den Kopf wachsen. Es lebe das Chinin! Es kostet Geld, schmeckt schlecht und ist unbequem. Die Wilden werden es mit Mahagoniholz bezahlen und nicht einnehmen. Ein Idealgeschenk europäischer Zivilisation.

In dies Idyll plagte die deutsche Erfindung des Anophelins. Des absoluten Antifiebermittels. Was nun? Wieder einmal eine Husparole! Einig sind sie alle: Rüstungsindustrie und Kolonialpolitik, Mission und Syndikat. Auf den Scheiterhaufen mit ihm! Überblenden. Genf auf Konstanz, Chamberlain auf Kaiser Sigismund, Briand auf Johann XXIII., die ganzen Völkerbundsprofile plötzlich in geistlichen Ornat. Und Dekker? Dekker schürt am Scheiterhaufen, der Landstnechtsführer, der den Spruch vollstreckt und um den Mantel würfelt.

„Gut“, sagte Bartholomäus, „aber den Hauptschlager hast du noch vergessen.“

„Nein“, erwiderte Gert. „Die Befehungsfrage habe ich an den Schluß gestellt. Herr Dekker junior führt selbstverständlich die Regie!“

Nachdem sie sich von ihrem ersten Jubel erholt hatten, bemerkte Bartholomäus: „Wir werden eher den Völkerbund zum Anophelin befehlen, als daß ein deutscher Produzent einen solchen Film macht. Den kauft mir das Ausland nicht ab, werden sie unisono sagen.“

Gert lachte. „Liquidiere ruhig dein Anilinpaket und finanziere selber, denn dieser Film hat einen sicheren Käufer: den Geheimrat Dekker. Der nimmt ihn zu jeder Bedingung, selbst mit dem Fabrikationszwang für Anophelin!“

9

Bartholomäus hegte Gert nach Berlin zurück, seinen Film anzufangen. Gert wäre gern noch bei ihm geblieben; aber Tüchtigkeit wird immer so belohnt. Da es Gert selber nicht gegönnt war, machte er für Bartholomäus Ferienpläne. Denn was sollte Bartholomäus jetzt in Frankfurt? Der entscheidende Schlag mußte durch ihn in Berlin vorbereitet werden; den Erfolg in Frankfurt zu landen, war noch nicht an der Zeit.

Aber Bartholomäus bestand auf der Meinung, in Frankfurt bleiben zu müssen. Schon wegen de la Mottes, dem nicht zu trauen sei.

Als Bartholomäus Hanau hinter sich hatte und die Silhouette des Anilinhügels im süßen Duft der Mainebene auftauchte, mit dünner Rembrandt-Nadel in zartem Grau geritzt, dachte er auch nicht einen Augenblick an de la Motte. An wen er dachte, gestand er sich selber nicht. Er hatte nur beim Näherkommen die Vision, daß das Turmhaus wie ein Handgriff in

dem aufgewölbten Fabrikthügel stecke. Hier anpacken, zum Schwung ausholen, und mit dem ganzen Gewicht die Erde aus ihrer Bahn fegen . . .

Im Frankfurter Hof erkundigte er sich mit keinem Wort nach de la Motte. Auch nicht nach Mambach. Er war fieberhaft unruhig. Es fiel ihm nichts Besseres ein, als zu Rehbock hinauszufahren, um einen neuen Wagen auf einer Probefahrt tüchtig auslaufen zu lassen und in dieser Nervenspannung das Zuviel zu verbrauchen, das ihn beschwerte.

Die Werkstätte war in vollem Gang. Rehbock schrie mit seinen Leuten herum, und diese ließen es sich in bester Laune gefallen, denn die Arbeit flutschte.

Jeder Monteur sah aber kurz von seinen Schrauben auf und grüßte zu Bartholomäus herüber. Da — er zuckte zusammen: da stand ja noch immer der Wagen von Claris Dekker. Was war denn das für eine Schlampererei? War die Feder immer noch nicht ganz?

Rehbock antwortete gekränkt: „Bei mir herrscht Ordnung! Reparaturen stehen auf die Minute fertig. Kann ich von meiner Kundschaft leider nicht behaupten, namentlich wenn es sich ums Zahlen handelt. Das Fräulein Geheimrat läßt mir seit drei Tagen täglich telephonieren, daß sie nicht ganz wohl sei. Wahrscheinlich will der Alte den Zuschlag für die Nachtarbeit sparen. Man soll sich nie verrückt machen lassen. Nichts ist so eilig, daß es durch die Ruhe nicht noch eiliger wird!“

Nicht ganz wohl? Seit drei Tagen?

Bartholomäus verbrachte die langen Stunden bis zur Teestunde der Frau Dekker auf der Landstraße und in der Werkstätte, vermied Frühschoppen und Frühstück im Frankfurter Hof, sehr zum Ärger Mambachs, der immer noch nach ihm suchte.

Er war diesmal pünktlicher als die anderen Gäste in der Sde.

Frau Dekker zum Bienenstock begrüßte ihn kurz, entschuldigte sich und stürzte wieder weg. Bartholomäus blieb auf einen Monolog der schwerhörigen Tante Stallburg angewiesen, die umständlich vortrug, daß gestern abend im Schauspielhaus ein Stück Dede heruntergekommen sei und daß man trotzdem das Drama zu Ende gespielt habe. Bartholomäus beneidete die Fliegen, die die Wände hochlaufen können.

Aber schließlich kam Frau Dekker doch zurück und erzählte Bartholomäus, daß sich etwas Furchtbares ereignet habe. Sie hätte feststellen müssen, daß ihr Zimmermädchen seit Wochen bereits das Wasser aus den Schlafzimmern einfach in den Teich der Sde hinuntergieße, weil sie zu faul gewesen sei, die für die Abwässer angebrachten Becken aufzusuchen. Nach dieser Verdredung des Teiches müsse man sich also für den Sommer auf eine schöne Schnafenplage gefaßt machen. Ob es eigentlich stimme, daß er etwas gegen die Mücken erfunden habe?

Bartholomäus war es wie einem Geiger zumute, der fideln muß, während sein Kind krank ist. Er setzte die Unterschiede zwischen Anophelinen und Kulizinen auseinander, versprach, daß er trotzdem auch gegen Kulizinen das Wasser ihres Teiches mit der neuen Erfindung behandeln werde und verbürgte sich dafür, daß nicht ein einziges Läröchen sich zu einem geflügelten Blutsauger entwickele.

Die beiden Damen, die zum Bienenstock und die Stallburgerin, waren getröstet und bestärkten sich gegenseitig in Beschwerden über die Verschlossenheit des Geheimrats, der ihnen solche Einzelheiten vorenthalte.

„Aber das muß ich doch auch gleich der Claris erzählen, das heißt, wenn sie mich hineinläßt.“

Bartholomäus wechselte den Gesichtsausdruck und erkundigte sich lebhaft, was dem gnädigen Fräulein eigentlich fehle.

Die Stallburgerin lächelte verschmizt, schaute voller Wohlwollen auf Bartholomäus, ihre Augen tränkten sogar ein wenig, so oft klappte sie die Lider auf und zu: „Das ist nicht so ängstlich! Sie hat sich ins Bett gelegt und liest, allzu. Ja, wenn Sie ahnten, was sie liest! Wissen Sie, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, ist ihr die ganze übrige Welt schnurz. Sie tut nur das Eine, bis sie fertig ist. Alles verschlingt sie mit Haut und Haar, von Anfang bis zu Ende, was sich von einem gewissen Herrn Dichter auftreiben läßt. Ich habe ihr sogar den vorletzten Jahrgang der Rundschau schicken müssen, wo Ihr Roman über den merkwürdigen Erfinder erschienen ist. War's nicht der Doktor Diesel? Wissen Sie, der vom Schiff gesprungen ist und nun in Süditalien heimlich als ein anderer weiterlebt. Es ist doch gut, wenn man Ordnung hält und so etwas einbinden läßt. Ihr Buch über den Unfug der Erotik, oder wie's heißt, steht in jedem Schaufenster, aber die ergreifende Geschichte von dem Diesel gibt's nirgends.“

Bartholomäus verlor die Farbe. Was hatten diese Bücher in ihrem Bett zu suchen? Hatte er diesen unglückseligen Zwiezmann nur erfunden, um sich mit seinem zweiten Ich zu betrügen?

Frau Decker bemerkte den Wettersturz in seiner Stimmung und riet auf überempfindliche Bescheidenheit. Sie verzieh ihm, daß er aufbrach, als die nächsten Gäste kamen. Man konnte nicht von ihm verlangen, daß er sich auf gesellschaftliche Schnörkelunterhaltung einließ, unreife Dinger mit Teegebäck bediente, oder der Tante Stallburg das Garnknäul wieder heraufreichte,

das ihr dauernd runterfiel, wenn sie gleichzeitig sprach und häfelte. Das Löwentöpfchen nahm sich vor, ihn nächste Woche einmal zum Essen einzuladen, ohne Dekker lange vorher zu fragen.

Mambach stritt mit dem Gasthausbeamten, dem gerade seine Bedienung oblag, weil gegenüber auf dem Dach eine Kaze spazieren ging, seelenruhig in das Straßengewühl fünf Stockwerk tiefer herabschaute und in Mambach Schwindelgefühle auslöste, die sie selbst nicht empfand.

Er solle den Kolladen herablassen.

Der Gasthausbeamte bemerkte, daß es noch taghell sei und nach seiner Dienstanweisung erst mit Anbruch der Dämmerung der Kolladen geschlossen werden dürfe.

Die feinen Adern an Mambachs Hals liefen wie Seilstricke an; er richtete sich gereizt auf; da trat Bartholomäus ein. Mambach vergaß seinen Zorn und bestellte beim Gasthausbeamten die Kaze, gespickt und gebraten à la maître d'hôtel. Zwei Gedecke: für Dr. Zwiemann und ihn.

Man soll die Kreatur nicht reizen, sie nimmt das Leben wörtlich. Eine Stunde später stand der Dachhase grau und scheußlich riechend auf dem Tisch, auf dem Mambach die ausgesuchtesten Genüsse erwartete. Denn Mambach war in der Stimmung, ein gutes Gespräch zu führen, an die Grenzen der Welt zu rühren, mit den besten Weinen die Pulse zu verdoppeln und die Hirnschale leicht und porös werden zu lassen, daß der Rauch köstlicher Schimären ihr entstieg.

Bartholomäus war bis dahin mehr in der Stimmung der verjammerten Kaze. Aber die teuflische Durchführung des nur symbolisch gemeinten Befehls in Verbindung mit Mambachs

Arger und der Bereicherung seiner Erfahrung — niemals ist eine Kage, wie die Fama meint, an Stelle eines Hasen aufgetragen worden, weil sie grau ist und stinkt — machte ihn wieder gutgelaunt.

Sie tranken beide zunächst eine ganz alte Flasche Cordon Rouge und gingen dann zu einem 1923er Saarwein über, um mit einem klassischen Rheingauer des Fürsten Metternich zu kulminieren.

„Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf!“ bemerkte Mambach. „Warum sind Sie so plötzlich abgereist? Es war unangenehm gerissen von Ihnen. Ihr Ansehen bei dem alten Dekker hat sich verzehnfacht. Fragt sich, ob er sich überhaupt noch traut, Ihnen seinen unsittlichen Antrag zu machen. Wenn er es aber fertigbringt, tun Sie mir einen einzigen Gefallen: Lehnen Sie ab! Lehnen Sie alles ab, was er jetzt anbietet. Dann wird Ihnen später alles von selbst zufallen!“

Bartholomäus prostete ihm zu: „Ihnen zuliebe! Damit Sie keine Provision verdienen können!“

Mambach ließ die Schüssel abrutschen, die er gerade in der Hand hielt, und rief: „Verdienen! Ich? An Ihnen? Sie habe ich mir ausgesucht, um mich an Ihnen zugrunde zu richten. An allen anderen ist es mir bis jetzt nicht geglückt. Die sind dann selber angesteckt worden und kaputt gegangen. Sie sind der erste, der mich auszuhalten scheint!“

Bartholomäus hatte das Recht der Trunkenheit für sich. Er sagte: „Nehmen Sie sich so wichtig?“

„Ja“, antwortete Mambach, „ich bin der wichtigste Mensch auf der Erde!“

Bartholomäus holte ein Notizbuch heraus. „Das ist ja eine ausgezeichnete Formulierung!“

Mambach machte eine wegwerfende Geste: „Ich schenke Ihnen den Satz! Sie wollen haben! Sie wollen raffen! Ekelhaft, aber es hält offenbar den Menschen gesund. Meine Hände sind verkehrt angewachsen. Bei mir verstreut sich immer alles in die Winde, wenn ich zugreifen will.“

Bartholomäus fühlte sich angezogen, sogar verpflichtet — aber es war Mambach nicht zu helfen. Er war zulange allein geblieben. Was er an allen jetzt tadelte, hatte er selber bis zur Übertreibung getan: eingesammelt, sein Gehirn überladen, sein Herz zu einem Safe gemacht. Nun hatte kein Zweiter mehr Platz in ihm. Mambach hatte gemeint, wenn er Geld ablehnte und wegwürfe, vor Geiz sicher zu sein. Aber der Geiz des Herzens ist die schlimmste Form der Arterienverkalkung. Bartholomäus sagte ihm dies auch, denn es ist Sache der Männer, in solchen Stunden hart gegeneinander zu sein.

Mambach wälzte sich verzweifelt in seinem Stuhl, warf den Kopf hintüber, um die heißen Ströme etwas abzudrosseln, die aus seinem Herzen in raschen Stößen hineingepumpt wurden.

„Sie haben den Hochmut des Gesunden, und ich bin ein kranker Mann. Sie wollen sich nicht anstecken an mir. Aber ich werde Ihnen gegen Ihren Willen helfen. Mein Scherflein noch auf Ihren goldenen Berg, — so will es der Gott meiner Väter!“

Sie tranken wieder Sekt. Mambach schlürfte Schluck um Schluck. Die Blasen des Getränks weckten in seinem Kopf neue Gedanken. Er wurde wieder ganz gegenwärtig: „Den Mann mit dem Paukenschlag, den Dekker sollten Sie umbringen! Ich hasse ihn, weil er unmusikalisch und amüsich ist. Ein Mann wie Sie gehört an seine Stelle. Die Macht gehört nur dem, der Phantasie hat.“

Er traf damit bei Bartholomäus mitten ins Herz. Bartholomäus rief begeistert:

„Weiß Gott! Was wäre aus dieser Jammererde zu machen gewesen, wenn die großen Eroberer Phantasie gehabt hätten! Warum ist Napoleon kein Architekt gewesen, der das Land zwischen Seine und Elbe nach einem einheitlichen Plan bebaut, eine einzige Stadt daraus gemacht hätte, die Residenz der Welt!“

Das Gespräch verlor sich nun in den Gärten der Semiramis, erst gegen Morgen kam es unter den ätherischen Dämpfen des Kaffees auf seinen Gegenstand zurück.

„Wissen Sie aber, was das Schlimmste an diesem Dekker ist?“ sagte Mambach. „Er ist ein Töchtervater!“

Bartholomäus erinnerte daran, daß er einen Sohn habe. Mambach unterbrach: „Gehabt hat! Weil er nur ein Töchtervater ist, hat er ihn eben verloren.“

Bartholomäus wollte wissen, was ein Töchtervater sei. Mambach entwickelte folgende seltsame Gedanken:

Es gebe Söhneväter und Töchterväter. Wie es analog Mutterkinder und Vaterkinder gebe. Viele große Künstler wären Mutter söhne — gegen diese Kombination sei nichts einzuwenden. Aber als Mann Töchter zu haben, sei ein Schicksal. Das beste Argument übrigens für das Mutterrecht. Denn der Töchtervater habe die ewige Angst um seine Tochter im Blut. Diese Angst verwirre seine Entschlüsse, nehme ihm die Freude an der eigenen Kraft und Sinnlichkeit, weil ja die gleiche Eigenschaft der anderen Männer seine Töchter bedrohe und entwerte. Ein Töchtervater müsse geizig und mißgünstig, verlogen und feig werden, weil er für die ewig Schwächlichen die Existenzsicherheit zusammenstellen müsse, und trotzdem die Gewißheit habe,

durch sie betrogen zu werden, arm zu verrecken wie König Lear. Töchtervater sei ein Character indelebilis. Wenn man's einmal sei, könne selbst ein Sohn nicht mehr helfen. So stehe es um Dekker. Der Kampf gehe für ihn gegen die Welt für seine Tochter. Und am meisten fürchte und hasse er den, der ihm die Tochter samt allem wegnehme, was er für sie zusammengerafft habe. Den Sohn und die Freunde seines Sohnes habe er schon als Kinder tyrannisiert und verfolgt, denn einer von diesen Jungen wäre ja der erste Unwarter auf die Schwiegerschaft gewesen. Der Sohn habe den Haß gespürt, die Motive verkannt, sich für Kunst begeistert, um ihm davonlaufen und sich gegen ihn innerlich behaupten zu können.

Bartholomäus schüttelte den Kopf: eine seltsame Philosophie! Ob sie nicht für alle Väter gelte, die den Schwerpunkt ihres Ich an ein Kind verlieren, an die Verantwortung für eine Zerbrechlichkeit, die eigentlich nur der Staat tragen kann? Argument nicht für das Mutterrecht der Vergangenheit, sondern für die Gemeinschaftserziehung in der Zukunft.

Mambach bestand auf seiner Anschauung: „Weshwegen ich die Katzen hasse? Weil sie Mörder sind, alles Lebendige, das in ihre Klauen kommt, massakrieren, und von allen stärkeren Wesen sich gegenüber nichts anderes erwarten. Darum ihr schlechtes Gewissen, ihr schene Flucht, ihr Mißtrauen, das jeden Hund rasend macht. Das ist Mentalität des Töchtervaters. Ohne Töchter ist jeder Mann großzügig und innerlich ruhig, denn es kann ihm letzten Endes nichts geschehen. ‚Wehe der Frau, die nur Töchter gebiert! Sie hätte dein Zelt besser nie betreten‘, steht im Koran.“

Bartholomäus interessierte das Zitat nicht und nicht die Mambachphilosophie; um so mehr die Aufklärung über die

Entfremdung zwischen Dekker Vater und Sohn. Die Möglichkeit, den Sohn für den Film gegen den Vater zu gewinnen, schien gegeben.

Das Gespräch endete trotzdem für Mambach ergebnislos. Es gab eben keinen dritten Zwiemann. Der Platz, den er erzwingen wollte, war ein für allemal besetzt.

Bartholomäus telephonierte zwischen Nacht und Morgen ausführlich an Gert nach Berlin, was er über Helmut Dekker, genannt Höhenberg, erfahren hatte. Den alten Dekker sah er auch nach dem Gespräch anders als Mambach. Der Geheimrat hatte sich nicht an Claris verloren, sondern eher sie als ein Stück seiner Habe in sein Bilanzbuch eingesezt. Die große Achse seines Tschs war nicht um ihretwillen verbogen, wenigstens zur Zeit noch nicht.

IO

Gert lag auf den breiten Polstern vor den beiden Heiligen und sprach in sein Diktafon. Ein Fleck Sonnenlicht fiel vor ihm auf den Boden, durch Fenster und Vorhang hindurchgezeit, weiß wie entrahmte Milch. Er genügte, um ihm die Weiterarbeit unmöglich zu machen. Er atmete rasch und flach wie alle Schwachbrüstigen; der März war sein böser Monat. Auch in ihm stiegen und klopften die draußen und überall in Aufruhr geratenen Säfte, nur waren seine Lungenverästelungen zu brüchig und zu dünn, um sich noch lange gegen solchen Drang zu halten.

Er stellte den Diktierapparat um und ließ sich das Gesprochene noch einmal wiederholen. Ihn überließ: die Sätze fielen durcheinander wie junge Jagdhunde, keine Fährte, keine Spannung, kein Ausgleich im Gefüge. Er nahm die wächserne Rolle

heraus und schleuderte sie in weitem Schwung auf die Bäume des Tiergartens. In seiner Frühjahrslaune fing sie ein Zweig auf, steckte sich durch die fallende Zylinderöffnung hindurch, als sei er der gewandteste Degen beim Reifenspiel, und schwang sie dann höhnend im Winde.

Wie kriege ich die wieder herunter? Soll ich sie mir einen ganzen Sommer vor der Nase schaukeln lassen? Bartholomäus würde sie kurzerhand herschützen. Aber er kann ja nicht herkommen. Wozu macht man sich das Leben so schwer?

Seine Augen suchten die Richtung, in der nach seinem Gefühl Frankfurt lag. Er hob den Blick über die Wipfel der Bäume weg, als gäbe es eine ballistische Kurve, auf der man in die Ferne schauen könne. Undeutliche Figuren wischten über die blanke Glocke, Tränen eilten der gefährdeten Netzhaut zu Hilfe; er mußte geblendet die Augen schließen.

Der Diener Franz trat ein. Das Diktat war abgebrochen, er glaubte nicht mehr zu stören. Der Herr tat gerade nichts. Gert zuckte zusammen, als ob ihn jemand mit einem glühenden Stahl durchbohre. Es ging dem Diener Franz durch Mark und Bein. Aber Helmut Höhnberg wartete schon seit einer Stunde.

„Ich lasse bitten!“

Der Sohn des Geheimrats Dekker hatte sich bereits seit zwei Jahren vom Vater freigemacht. Er hatte noch die unreine Haut eines jungen Mannes, der kein Gleichgewicht und Selbstgefühl erlangen kann. Er hieß jetzt Helmut Höhnberg. Nicht einmal das half. Er vermied es, sich gut und sorgfältig zu kleiden, hielt und trug sich wie ein Bohemien. Alles gelang ihm nur unvollkommen.

„Wollen Sie bei mir baden oder mit mir spazierenfahren?“ rief ihm Gert entgegen. Aber er lachte dazu und verwandelte

mit dieser Geste den Angriff sofort in einen Witz, über den der andere wenigstens lächeln konnte.

„Ich habe unten schon wieder einen neuen Wagen stehen sehn. Ich habe zwar gar keine Lust und auch keine innere Einstellung dafür, Moden mitzumachen, weder Auto- noch Kleidermoden. Aber ich sehe immer noch das Neue. Eigentlich sollten mich Außerlichkeiten ganz gleichgültig lassen. Ihr Wagen ist ein Landsmann von mir. Taugt er was?“

Gert spielte auf den geschenkten Gaul an.

Helmut Höhnberg wurde noch neugieriger: „Ein Verehrer? Oder eine Gönnerin?“

„Bekommen Sie nicht manchmal Photos aus Frankfurt? Haben Sie jeden Briefwechsel auch mit Mutter und Schwester aufgegeben? Sie wissen nicht einmal, daß Ihre Schwester das gleiche Modell fährt? Womit ich nicht sagen will, daß sie mir das Ding hergeschickt hat.“

Helmut Höhnberg wußte von gar nichts. Ausgezeichnet, diese völlige Entfremdung zwischen Helmut und seiner Familie paßte in das Filmprogramm.

„Na, was halten Sie von dem Völkerbundsfilm? Haben Sie meinen Entwurf durchgelesen?“

Der junge Dichter wurde sehr rot. Er antwortete: „Der alte Lessing oder irgendeiner aus seiner Zeit hat einmal gesagt, er gäbe zwei Jahre seines Lebens um die Autorschaft eines gewissen Gedichtes, das er für vollkommen hielt. Ich bin in gleicher Lage, ohne Lessing zu sein.“

Gert besah ihn sich genau. Einem Mann, der so unsicher weiß und zitiert, kann man viel einreden: „Haben Sie denn ganz vergessen, mein lieber Dekker . . .“

„Bitte Höhnberg, Herr Dr. Zwiemann.“

Gert entschuldigte sich und fuhr in seinem abgeschnittenen Satz fort: „... daß Sie mir die Völkerbunds-idee gebracht haben? Nicht ich Ihnen! Ich war nur federführend, wie man bei Ihnen in der Industrie so schön sagt.“

Decker-Höhnberg protestierte, aber nicht gegen die Federführung, nur gegen die Industrie.

Der Diener Franz reichte auf einem silbernen Tablett ein halbes Duzend Handschuhpaare zur Auswahl. Alle waren aus weißem Waschleder. Solche mit Stulpen, solche ohne; mit Rau-
pen, mit ganz großen und ganz kleinen Rau-
pen, oder glatt. Gert suchte sich ein Paar aus. Der Diener holte nun eine Schale mit Knopflochblumen. Hier war die Wahl schwerer, denn die Farbe der Krawatte mußte richtig abgehoben werden. Gert spürte, wie ihm Helmut Höhnberg überlegen zusah, aber das war ihm nur angenehm.

Unten am neuen Wagen fing Gert Streit mit dem Füh-
rer an:

„Glauben Sie, daß ich Sie in Ihrem braunen Schokoladen-
rock in diese Elfenbeinkutsche lasse? Bis morgen früh haben Sie
eine passende Livree! Heute brauche ich Sie nicht, ich fahre selbst.“

Der Mann war glücklich über seinen freien Nachmittag. Als
Gert schon gestartet hatte, lief er haltrufend hinterher. Er hielt
es für seine Pflicht, nochmals auf die Gefahren der Diebstahls-
sicherung hinzuweisen, auf die abstellbare Vierradbremse und
die Hemmung in der Steuerung.

Sie brausten los.

Der Frühlingswind rannte wie ein dummer Junge bald
rechts, bald links in die offenen Fenster. Sie schnurrten über
die leichten Wellen des Kaiserdamms, am Reichskanzlerplatz
vorbei hinaus in die Kiefernlandschaft.

Gert fuhr zu einem Teehaus dicht am See. Voller Demut lag der weite Spiegel da. Verfrühte Segler durchfurchten das müde Wasser. Dessen Stolz und spröde Winterhärte waren vorbei. Es mußte sich wieder unter die Menschentiefe beugen, Lasten tragen und dazu noch fröhlich glücken; das Gesindel der Wasserspinnen und Läufer durfte wieder seinen blanken Spiegel zerreißen. „Geduld liebes Wasser“, sagte Gert lachend, „wir kommen dir mit Anophelin zu Hilfe.“

Höhnberg hatte auch gerade an Anophelin gedacht. „Gestatten Sie eine Frage, lieber Doktor Zwiemann. Die Einführung der Anophelinidee in den Völkerbundsfilm ist ausgezeichnet. Aber — gibt es dies Mittel wirklich?“

Gert bat ihn, ihm vorher zu sagen, welche Konsequenzen er an Bejahung oder Verneinung der Frage knüpfen wolle.

„Wenn es das Anophelin wirklich gibt, möchte ich von seiner Erwähnung abraten. Denn sonst wird nichts weiter erreicht, als daß mein Vater das Mittel erwirbt und noch größer wird als vorher. Der eigentliche Zweck: *écrasez l'infame!*“ wird vereitelt.“

Gert beruhigte ihn. Sie seien Schriftsteller und keine Chemiker. Anophelin sei ein erdichteter Stoff, wie die Eva im Völkerbund eine erfundene Gestalt sei.

Höhnbergs Bedenken waren noch nicht ganz zerstreut. Zwiemann habe sich doch offenbar von einem guten Chemiker beraten lassen. Daß Kreosol oder ähnliche Verbindung solche Wirkungen haben können, sei durchaus keine Utopie. Es sei beinahe der Mühe wert . . .

Höhnberg ließ seinen Gedanken versickern. Gert vollendete: „Frieden mit dem alten Herrn zu machen, um Anophelin zu fabrizieren!“

Höhnberg widersprach. Sein Haß war echt. „Frieden, nie!“

Sie traten in die Glasveranda.

Die Kellner verbeugten sich bis auf die Erde, sie suchten durch die Tiefe ihrer Ehrbezeugung die Höhe des Trinkgeldes zu bestimmen. Zwiemann sagte dem Pförtner, daß man ihn rufen möge, wenn Fräulein Wallner vorführe. Höhnberg stolperte als er den Namen hörte.

„Wir werden Tee mit ihr trinken und vielleicht auch zu Abend essen. Sie soll die Hauptrolle in Ihrem Völkerbundsfilm spielen. Ich möchte Sie heute bekanntmachen und dann aus der Angelegenheit verschwinden.“

„Aber das ist unmöglich!“ rief Höhnberg.

„Ich stehe mit meinem Rat natürlich immer zur Verfügung. Aber nach außen zeichnen Sie.“

Helmut Höhnberg stammelte, den Vorschlag nicht annehmen zu können. Gert setzte ihm auseinander, daß nicht Anregung, sondern Durchführung die Autorschaft mache; jeder Künstler brauche Anregungen. Ein Literaturhistoriker habe das Recht, der Themenentwicklung nachzuspüren. Das Publikum ginge diese Frage nichts an. Wer's macht, der ist's! Helmut's Widersprüche wurden immer zager und verstümmten schließlich ganz.

Gert sucht inzwischen aus mehreren verstaubten Rumflaschen mit Siegel und Korkbrand die heraus, die zum Tee serviert werden sollte. Statt Kuchen gab es den blondesten Kaviar, der zur Verfügung stand. Den aß Maria Wallner statt Marmelade mit dem Löffel. Gert probierte auf dieselbe Art, mit einem Heißhunger, als ob er seit Tagen nichts gegessen habe.

„Sie staunen, mein Lieber! Aber ich kann von morgens bis abends essen, was ich will, ohne meine schlanke Linie einzubüßen. Ich habe eine kleine gefräßige Bazillenkolonie in mir — wenn Ihnen diese Mitteilung nicht unappetitlich ist. Man

verliert in Lungenheilstätten die Angst vor dem Ding und damit auch vor dem Wort. Es steckt übrigens erwachsene Menschen nicht an, wenn sie nicht miteinander schlafen. Auch dann nicht, meiner Meinung nach.“

Höhnberg suchte Gert zu bekräftigen, daß er vielleicht einmal krank gewesen, aber doch ausgeheilt sei. Gert widersprach ihm lachend und setzte hinzu: „Von allen Krankheiten gibt es nur zwei, die eine genialische Veranlagung steigern: die Tuberkulose und die Syphilis. Von beiden gilt der Satz meines Freundes Bartholomäus Mannsfeld — Sie werden ihn leider nie kennenlernen: Entweder hat man sie oder man kriegt sie; Feiglinge sagen, sie hätten sie gehabt.“

Höhnberg schwieg nachdenklich. Selbst wenn er nur auf diesem Wege sich zum Genie hätte machen können, es hätte ihm nicht gegraust.

Gert sah seine Bedenken. Er wußte nicht, war er zu weit gegangen, und suchte abzulenken: „Es ist doch grotesk, daß uns der Karneval des Lebens in diesen Rollen zusammenführt: Sie, einen der reichsten Erben als Bohemien, und mich, der nichts mitbekommen hat als ein Petschaft mit einem Wappen drauf, das ich nicht einmal führe, mich als Tartarin, „qui paye la note“!“

„Solange ich zurückdenken kann, habe ich mir keine andere Rolle gewünscht.“

„Ich eigentlich auch nicht“, konnte Gert nur erwidern. Aber Höhnberg verdroß seine leichte Fröhlichkeit:

„Sie können nicht ahnen, was ich unter meinem Vater zu Hause durchgemacht habe! Wieviel Kraft und Nerven mich die Freiheit gekostet hat, die andere umsonst haben! Ich weiß nicht, ob sich dieses Handikap überhaupt je ausgleichen läßt.“

„Fingen Sie früh an zu schreiben?“

„Sobald ich Buchstaben malen konnte! Aber gleich begann auch die Angst meines Vaters, ich könnte meine Schularbeiten vernachlässigen oder irgend etwas machen wollen, was nicht nach Anilin roch. Ich habe meine ersten Gedichte auf einem gewissen Ort schreiben und auch gleich wieder versenken müssen. Meine Manuskripte wurden verfolgt wie zur Zeit der Inquisition, lächerlich gemacht, mir um die Ohren gehauen, verbrannt!“

Gert machte die unüberlegte Bemerkung: „Aha — Fixierung! — Jetzt verstehe ich, warum Sie das Schreiben nicht mehr lassen können!“

„Sie halten mich für unbegabt?“ frug Höhnberg erschüttert.

Gert mußte seine Unachtsamkeit wieder gutmachen. Er hielt eine Lobrede auf Höhnbergs Werke, mit der unwiderlegbaren Befräftigung, daß er ihn niemals zum Völkerbundsfilm angeregt hätte, wenn er ihn nicht für den Stärksten der jungen Generation hielte.

Höhnberg nahm mit Erröten an.

Gert nickte ihm freundlich zu: nun hätten wir dich ganz!

Sie sprachen dann nur noch von ihrem Film: „Wie stellen Sie sich die Eva vor?“

„Eva, eine Stenotypistin, weiter nichts! Trägt sich ganz einfach, aber jedes Fegchen Seide an ihr wird Teil ihrer Haut. Diese Einheit von Kleid und Persönlichkeit ist eben — Eleganz. Sie nimmt die Stenogramme des Obersten Rats auf. Mit einem Blick, mit einem ganz kurzen Aufblenden ihrer Augen wird schon Briand aus der Fassung gebracht, Briand, der Europäer, selbst wenn er auf höchste Touren kommt . . . Da ist sie ja, Eva, wie sie leibt und lebt!“

Gert sprang auf; Maria Wallner glitt über die Schwelle. Achtung, Großaufnahme! Das Klappern der Tassen hörte auf. Die Frauen sahen blitzschnell, was ihr abzulauschen war. Die Männer stellten Vergleiche an.

Gert sprang ihr entgegen und führte sie in seine Nische, wo man sie auch noch sah, aber sie wenigstens so tun konnte, als würde sie nicht mehr gesehen, sondern wäre zu Hause bei sich. Die fremden Herren im Lokal wandten sich, manche bedeutend ungalanter als vorher, den ihnen anvertrauten Nachbarinnen wieder zu. Die veränderten nun irgend etwas an sich, raschelten wie die Feldmäuse mit ihren Schminke- und Lippenstiftutensilien, suchten sich wenigstens in einem kleinen Zug Maria Wallner anzunäheln.

Die Wallner behandelte Höhnberg zunächst achtlos wie Kaviar und Kuchen. Sie kicherte in sich hinein und bligte Gert ab und zu von der Seite an, wie ein Lausbub, der furchtbar viel weiß.

„Du, Zwiemann, er hat seinen Wunsch wieder zurückgenommen, daß wir zu dritt ausgehen sollen. Du interessierst ihn weniger denn je. Ich habe wieder Verkehrsverbot. Ich könnte heute gar nicht kommen, wenn er sich nicht einredete, daß du in Frankfurt seist.“

„Hast du ihn nun endlich ganz verrückt gemacht! Du lebst von der Eifersucht deiner Männer, wie unsere Anopheles vom Menschenblut. Einen Mann, der liebt, eifersüchtig zu machen, ist nicht besser, als wenn der Meuntöter einen Käfer aufspießt und ihn totzappeln läßt, damit er haut gout bekommt.“

„Der Eifersüchtige liebt nun einmal besser!“

„Ist gar nicht wahr, frivoler Aberglaube!“

Der junge Höhnberg wurde aus Verlegenheit über diesen Dialog heiser. Er räusperte sich fortgesetzt, obwohl er sich die

größte Mühe gab, mußmäuschenstill zu sein und nicht zu stören. Maria Wallner versuchte aus ihrem Geficker herauszukommen und etwas ernster zu werden. Sie sagte:

„Du willst mir verbieten, ihn eifersüchtig zu machen? Ihr Männer seid Schafsköpfe! In Liebesmaximen haltet ihr gegen Frauen zusammen, und wenn's gegen euer übriges Geschäft geht! Wenn ich de la Mottes Eifersucht fürchtete, könnte ich diesen Film doch nicht spielen, ohne ihm etwas davon zu sagen. Das kann ich mir nur leisten, weil mir die Kunst wichtiger ist als ein Bürger mit seiner ganzen Raserei. Pah! Du bist im Grund auch einer!“

Gert brauchte Zeit zur Überlegung. De la Motte war zweifellos der beste Kanal, um dem Geheimrat die Nachricht vom Völkerbundsfilm mit Anophelintrick zuzuleiten. De la Motte mußte, sobald er davon erfuhr, von Dekker verlangen, daß er seinem Sohn diese Arbeit verbiete. Je mehr Dekker den Jungen aber presse, um so halsstarriger würde er. Und dann war Dekker einfach gezwungen, die Zwiemann-Bedingungen anzunehmen.

Gert ließ die Einfälle aufblitzen und wieder verlöschen. Um Zeit zu gewinnen, dachte er zunächst an Marias Anspielung auf „seinen“ Film. Er dementierte das „sein“. Hier, neben ihm, sitze in Gestalt Höhnbergs der unglückliche Verfasser.

„Der glückliche!“ verbesserte Höhnberg und erhob sich, Maria die Hand zu küssen. Hierbei fiel ein Milchkännchen um.

„Sie verkehren wohl viel in der hohen Diplomatie!“ stichelte die Wallner.

Gert sagte wie nebensächlich: „Ich dachte, du wüßtest längst, daß der bekannte Schriftsteller Helmut Höhnberg der Sohn des Anilingewaltigen Dekker ist.“

Maria Wallner war entzückt: „Da muß ich Sie gleich mit Baron de la Motte bekanntmachen. Das ist ein Freund Ihres Herrn Papas. Er wird sich sehr freuen!“

Höhnberg verwahrte sich dagegen. „Ich bitte dies zu unterlassen. Ich habe mich von meinem Vater gelöst und wünsche keinen Verkehr mit seinen Freunden!“

Maria Wallner wurde traurig: „Schade, daß de la Motte ausgeschaltet bleiben soll. Er weiß eine ganze Masse, gerade vom Völkerbund. So etwas wie mit dem Teekännchen könnte ihm gar nie passieren. Er ist eben Diplomat. Man könnte ihn glänzend als Milieukontrolle verwenden. Meinst du nicht?“

Höhnberg gab seine Zurückhaltung auf. „Mein“, rief er, ohne Rücksicht auf die Nachbartische, „das mache ich nicht mit. Ich will hineinleuchten in Schiebung und Ruhhandel, Korruption und Zweckpolitik — ich kann nicht einen Mitarbeiter dulden, der Drahtzieher des Großkapitals ist. Mit dem nächsten Telephon schon wird er mich an meinen Vater verraten. Wir aber wollen doch eine Tat vollbringen, und jede Tat muß ein moralisches Opfer sein. Wir machen keinen Film für Unterhaltung und Feuilleton, wir wollen die Leitartikel für uns erobern. Wir wollen Krach machen und überall in der Welt gehört sein!“

Bravo! Maria Wallner war entzückt von diesen Aussichten. Kritiken über dem Strich fehlten ihr noch.

Gert griff ein: „Man kann von Menschen nichts Unmögliches verlangen. Es bleibt Ihnen vorbehalten, lieber Höhnberg, den Baron de la Motte aus dem Herzen unseres Stars zu verdrängen. Dann wird kein Wörtlein über Völkerbund und Anophelin an de la Mottes Ohr gelangen. Solange aber der Syndikatsmann in Gunst und Gnaden steht, muß er auch hören, in welchem Film Maria Wallner tätig ist. Das ist doch

klar. Wenigstens wenn wir angefangen haben. Er will sie doch vom Atelier abholen und ihre Bilder sehen!"

Die Wallner grollte. Kunst und Liebe wisse sie zu trennen.

Gert lachte: „Meinst du, du wärst die große Könnerin, wenn du nicht geliebt und gelitten hättest, was du spielst! Wenn aber die Kunst von deiner Liebe lebt, so wollen wir nicht kleinlich sein und deinen Geliebten auch etwas von deiner Rolle profitieren lassen. Aber erst, nachdem wir mit dem Drehen angefangen haben! Verstehst du? Bis Vertrag und Manuskriptfinanzierung steht, bis die erste Pressenachricht kommt — bis dahin schweigst du als Künstlerin und als Frau! Ich habe dein Wort, Maria?"

Das beschwor sie. Hühnberg legte schon jetzt die Hand für sie ins Feuer. Gert rechnete mit ihrem Schweigen nur bis zu de la Mottes nächstem, nächtlichem Besuch. Bis dahin mußten die Vorarbeiten fertig sein. Bis sie fertig waren, mußte Bartholomäus den Baron in Frankfurt festhalten.

Bartholomäus hatte also doch ihm gegenüber recht, wenn er seine Anwesenheit dort für notwendig hielt! Er hatte überhaupt immer recht. „Ich bin der wichtigste Mensch auf der Erde!“ Bartholomäus hatte ihm lachend diese Formulierung Mambachs am Telephon erzählt. Sie traf aufs Haar Bartholomäus eigene Meinung. Deswegen war er auch so unruhig über das Wort, wollte es mit Lachen töten. „Und ich bin der Unwichtigste“, schloß Gert seine Überlegung. „Darum passen wir so gut zusammen.“

II

Zwei Wochen später saß Claris am offenen Fenster und schaute in den ungebärdigen April, selbst aufgewühlt und sich fast fremd. Sie sah, wie sich unten auf dem Teich die Wildenten

sammelten, Erpel und Enten. Sie schnatterten, tauchten aufgeregt die Köpfe ins Wasser und ließen schimmernde Perlen über die Federn laufen, aber nicht um sich ernstlich zu reinigen, nur aus Vorfreude und Aufregung. Unvermittelt setzten sie dann zu ihrem großen Aufbruch an.

Sie stiegen wie schwere Flugzeuge empor und steuerten in großem Bogen um die Weidentürme am Ufer. Die erste Wärme hatte die Knospen angerührt; blasse gelbe Glasperlenvorhänge wehten von den dunklen Ästen herab, hinter denen die zur Brut ausschwärmenden Enten jetzt verschwanden. Hoch über den Weiden wurden sie wieder sichtbar; sie standen dann schon ganz im Abendhimmel. Trotz der Entfernung waren sie größer geworden, denn nun flogen sie im Licht. Mit weit vorgestreckten Hälsen schwebten sie in den Brand des Abends hinein, dem Jahr der Liebe entgegen.

Auch Claris war zumute, als ob etwas in ihr auswanderte; in langen, unaufhaltsamen Zügen strömte es fort von ihr. Sie erschrak über dies Gefühl, denn ihr Leben war bis jetzt rund und geschlossen gewesen. Sie bewunderte ihren Vater und kannte keinen Mann, der ihm gleichkam, empfand zärtliches Mitleid für die Mutter, hatte ein paarmal für irgendeinen anderen Menschen geschwärmt. Aber im Grund waren alle bis auf den Vater Schemen geblieben, die zerplakten, wenn die feste Kugel ihres Ichs mit ihnen zusammenstieß. Diese Festigkeit begann zu schmelzen. Ein paar Wolken fuhren droben auf der Himmelsbahn dahin, zerackt und windverfallen; sie jagten in den kochenden Ofen im Westen hinein, der sie in Brand steckte und verschlang, aber dann selber erlosch.

Drunten wurde der Spiegel des Leiches still und andächtig.

Claris hatte diese Substanz dort unten bisher nie anders als

eine Verbindung aus Sauer- und Wasserstoff betrachtet, H_2O . Nun hatte sie aus den Zwiemannbüchern neue Sinne bekommen, neuen Empfang. Sie spürte jetzt die wurzelgefesselte Sehnsucht der Trauerweiden dort drüben, die nie anderes erlebten als das kleine Spiel des Leichs und ab und zu den Zug der hochzeitlichen Enten. Zum erstenmal empfand sie den aus dem Winterschlaf auftauchenden Frosch als Mitgeschöpf, das Sehnsucht, die mit der ihren verwandt war, aus dem schützenden Wasser zwang, fühlte seine Angst und diesentrieb, der mächtiger war als die Angst, ihn hinaufrief zu ihren eigenen Gefahren.

Dann träumte sie davon, wie sich dies stille Wasser und alle stillen Wasser der Erde mit einer feinen Haut überzogen, dienstbar wurden der Idee eines Mannes, der das fremdeste aller Geschöpfe für sie war, aber unfaßbar wirklich, so wirklich, wie bisher nur ihr Vater war, mit der Möglichkeit, an ihm zu zerbrechen.

Sie war der Dunkelheit dankbar, die leise das Abendfeuer überdeckte, wie Asche den Herd. Sie duckte sich unter die Schatten, Zweifel und Unruhe erstarrten, draußen und in ihr.

Gebell kam die Treppe herauf: Alibi und Aliba. Sie kündigten den Besuch des Hausherrn, der mit seinen Trabanten Claris kurz begrüßen wollte, bevor sie aufbrachen. Sie schloß rasch ab, denn sie hatte noch nicht einmal angefangen, sich umzuziehen.

Durch die Füllung wechselten sie einen „Guten Abend“.

Der Geheimrat stellte knurrend fest, daß die Tür abgeschlossen war und nicht geöffnet wurde. „Aber ich habe dir etwas sagen wollen.“

„Ich komme gleich hinunter, sowie ich fertig bin“, klang es von drinnen zurück.

Der Geheimrat drehte sich um und ging die Treppe wieder hinab. Er piffte vor sich hin. Alibi und Aliba nahmen dies als Ermunterung, sich rechts und links in den Aufschlägen seiner Hosenbeine festzubeißen und die Stufen hinabschleifen zu lassen.

Eine halbe Stunde später kam Claris ins Ankleidezimmer ihrer Mutter.

Frau Dekker zum Bienenstock ging mit ihrer Tochter nicht aus, ohne sie ganz genau vorher gemustert zu haben. Claris' Gleichgültigkeit gegen die Umwelt verriet sich in offenen Knöpfen, einer schlechtgebundenen Schleife oder irgendeiner Nachlässigkeit.

„Was ist denn los mit dir?“ frug Frau Dekker kopfschüttelnd, als sie alles in Ordnung fand.

Claris ärgerte sich gewöhnlich, bevor sie sich ein Abendkleid suchte, daß die Modehäuser und Schneiderinnen ihrer Mutter reihenweise Fahnen aufgeschwaht hatten, die sie doch nie trug. Aber diesmal nahm sie nicht das erste beste, um die übrigen verächtlich gar nicht erst anzusehn, sondern suchte nach einem Lichtgrünen, dessen Stoff sie vor ein oder zwei Jahren einmal selber auf der Reise gefunden hatte. Die Farbe des bangeren Frühlinggrüns, das von dem dunklen Geäst der Weiden herabgetropft war, lag ihr vom Nachmittag her noch im Auge, wie im Ohr eine gehörte Melodie nachsummt. Sie fühlte zum erstenmal, daß ein Kleid Ausdruck der Stimmung sein kann, Aufschluß des Inneren, nicht Verhüllung. Dazu fand sie in ihrem Schmuckkasten, in dem alles funterbunt durcheinanderlag, als Anhänger einen durchsichtigen Bergkristall. Er war schon kein Tropfen mehr, sondern ein zur Form gefrorener Schluck Wasser, groß wie ein Ei, aber mit bligenden Ranten. Ein fehlerloses, klares, in sich geschlossenes Stück Raum. Der Stein war

ganz kühl, fühlte sich fast an wie Eis. Als Claris ihn auf die Hand legte und mit der Zungenspitze daran rührte, schmeckte sie noch einmal den feuchten Hauch, der bei Sonnenuntergang aus den Weidengründen aufgestiegen war.

„Es ist wirklich sehr nett von dir“, sagte die Mutter, „daß du den Anhänger von der Tante Stallburg heute trägst. Sie kommt auch zu Delacroix's. Du hast ihn nie an, und sie hat ihn sich so schwer vom Herzen gerissen!“

Der Geheimrat war nebenan endlich auch mit seinen Hemdenknöpfen und Ordensschnallen fertig geworden. Er kam herüber. Das zerfurchte Sorgengesicht wurde blank wie ein Spiegel, als er das junge Geschöpf sah. Er ging auf sie zu, drehte sie herum, befühlte sie und küßte sie schließlich in das frische Gesicht.

Sie wehrte ihn ab: „Was hast du mir denn sagen wollen?“

„Ich möchte keinen Streit mehr mit dir haben, Claris. Komm morgen heraus ins Labor, ich will dir dann zeigen lassen, was dieser Gewitterkerl mit den armen Wasserlarven vorhat. Aber unter Berufung auf deinen Diensteid, denn es kostet mich eine Stange Goldes, wenn irgend jemand, der nicht bei mir angestellt ist, etwas von dem Verfahren erfährt. Außerdem haben wir die Mischung noch nicht heraus; der Kerl hat uns die Konstitutionsformel verschwiegen. Es wäre eine Schande, wenn wir sie nicht trotzdem fänden. Du kannst mitihelfen, wenn du willst!“

Claris antwortete so beherrscht und so geschäftsmäßig, als es eben noch ging: „Gemacht!“

Dann setzte sie, scheinbar ganz gleichmütig, noch hinzu: „Hast du etwas dagegen, wenn ich den Dr. Zwiemann mitnehme? Vielleicht interessiert es ihn, zu sehen, wie es bei uns zugeht.“

„Ich habe nichts vor ihm zu verstecken. Er höchstens vor mir! Vielleicht ist er dir gegenüber weniger zurückhaltend!“

Frau Dekker schüttelte den Kopf. Sie sah die Röthe, die sich unter den kleinen Schläfenhaaren nicht verbergen ließ. Trotz aller Sympathie — der Name Zwiemann war für sie ganz unmöglich.

Die Abendgesellschaft fand im Hause Delacroix statt. Der Bankier Delacroix war das Haupt der in Frankfurt ansässigen Réfugiés. Jedem, der zum erstenmal das Haus Delacroix betreten durfte, wurde zugerannt: Um Gottes willen, verwechseln Sie hier nicht Réfugiés mit Emigranten! Die Delacroix waren bereits 1685 in Frankreich derartig angesehen und begütert gewesen, daß man es für der Mühe wert hielt, sie auf die Speisefarte der Bluthochzeit zu setzen. Mit ihrer Tüchtigkeit und dem Schmuck, den sie nach Frankfurt mitgebracht hatten, waren sie dort sehr rasch zu großem Reichtum gelangt und saßen jeden Sonntag in der ersten Reihe der Hugenottenkirche, in der französisch gepredigt wurde. Die Emigranten, die doch erst 1789 und gar noch später aus Frankreich entflohen waren, wurden, schon wegen der Verwechslungsgefahr mit Réfugiés, nicht gerne im Hause Delacroix gesehen. Die Tante Stallburg war mit Delacroix eng befreundet; sie war das Bindeglied zwischen den Familien Delacroix und Dekker.

Die Tante Stallburg besuchte auch ab und zu die Hugenottenkirche, weil sie sich dort in wirklich guter Gesellschaft befinden und ihr Französisch wieder auffrischen könne — obwohl sie wegen ihrer Schwerhörigkeit nur wenig verstand. Jedenfalls hatte sie anschließend an den Gottesdienst den Genuß, von dem Chevalier Delacroix nach Hause geleitet zu werden.

Die beiden alten Herrschaften trugen das Bild des ehemaligen Frankfurt noch so lebendig in sich, daß sie nicht die neuen Straßen gingen, die Durchbrüche ganz sicher nie; sie krochen langsam, Schrittchen für Schrittchen durch die von der modernen Eleganz gemiedenen Gassen und Mauerwege, die die Baurevolutionäre vergessen hatten. Der Stadtplan aus ihrer Kindzeit war für sie noch Wirklichkeit. Sie umgingen auf ihren Spaziergängen sorgsam ehemalige Sperren und Hindernisse, die längst mitsamt der Befestigung und der Verfassung der alten Freien Reichsstadt niedergelegt waren, und sprachen von dem Mainzer Thor, das zu einem offenen asphaltierten Platz geworden war, als ob sie gestern zum letztenmal vor seiner verrammelten Pforte gestanden hätten. Sie hatten gar kein Gefühl für die Ellbogenfreiheit, die die Stadt seither gewonnen hatte; die ganzen neuen Viertel mitsamt dem von Decker angelegten einzigartigen Anilinhügel waren ihnen ein Greuel. Seit so etwas möglich war, wunderten sie sich über nichts mehr.

Herr Dr. Zwiemann, der bei der eingeseffenen Frankfurter Bankaristokratie, wenn auch mit dem Vorbehalt eines „Herzelaufenen“, gern gesehen wurde, hatte keine Anwartschaft auf Einladung in dies Haus. Wohl aber der Baron de la Motte, dessen Vorfahren, die Herren von Aubigny, sich aus dem Vermögen der vertriebenen Hugonotten reich gemacht hatten. Jetzt, im vierten Jahrhundert nach der Bluthochzeit, fühlten sich die Nachkommen der Verfolger und der Verfolgten durch die längst verschmerzten Ereignisse nicht mehr geschieden, wohl aber eng verbunden durch die Gewißheit, die gerade die grausige Überlieferung bestätigte, daß die Väter beiderseits damals bereits große Leute gewesen waren.

De la Motte führte Claris Dettler. Das junge Mädchen, das bei den Tees der Mutter gewöhnlich einschlief und über das der Stadtklatsch nichts Sympathisches berichtete, war dem Franzosen als Frau völlig gleichgültig. De la Motte war bei der Wahl seiner Freundinnen ursprünglich vorurteilslos. Er schwärmte nicht, war nicht hilflos und umständlich, nahm, was ihm gefiel und was sich leicht erobern ließ. Dies schloß freilich nicht das Schicksal aus, nach einem leicht gewonnenen Rennen plötzlich selber festzufahren und mit sehenden Augen, standhaft wie ein Soldat, Zoll um Zoll in einer Liebe zu versinken, aus der es kein Zurück mehr gab, denn jeder Fehler, den er an Maria Wallners Vergangenheit oder Gegenwart feststellen konnte, steigerte nur den leidenschaftlichen Vorwurf, durch seine Anwesenheit ihn nicht verhindert zu haben. Zu einem Geschöpf, wie es Claris war, noch in viele Puppenhäute versponnen, konnte er nicht durchdringen, auch vor der Bindung an die Wallner nicht, weil er keine Zeit hatte, zart aufzulösen und auch die rohe Kraft nicht mehr, eine Frau ohne deren Hilfe und Bereitschaft zu nehmen.

Er war aber Kenner genug, sofort die große Veränderung, die sich in Claris seit seiner Ankunft in Frankfurt vollzogen hatte, festzustellen; ihr bisher mit Ruhe wattiertes Gesicht war jetzt durchscheinend geworden, feste Umrisse begannen durchzuleuchten, es entwickelten sich aus den unbestimmten Anfängen die Züge einer Frau, die zu wollen vermag und sogar weiß, was sie will. Diesen Typ liebte de la Motte gar nicht, aber er war neugierig, wer diese Verwandlung veranlaßt hatte, und geschickt genug, es mit ein paar unbefangenen Fragen festzustellen.

Während man in ihrer Nachbarschaft sich vergebens bemühte, nach der Suppe ein Gespräch anzukurbeln, hatte ihre

Unterhaltung bereits eine feste Achse bekommen. Sie drehte sich um Dr. Zwiemann. Claris versuchte, über den Chemiker Zwiemann zu sprechen und de la Motte's Meinung über sein neues Verfahren herauszubekommen, während der Franzose beharrlich auf dem Schriftsteller bestand. De la Motte übermittelte ihr beim nächsten Gang zwischendurch die Nachricht, daß Zwiemann mit der bekannten Maria Wallner in Berlin befreundet sei. Ihre Beziehung, die früher wohl herzlicher gewesen sei als jetzt, wäre eine Zeitlang in Berlin öffentliches Gesprächs-, Witz- und Modeberichterstatte- Thema gewesen. Claris blieb die in einer Tischunterhaltung üblichen Zwischenbemerkungen schuldig, aber er achtete nicht darauf, verlor sich weiter in sein quälendes und beglückendes Wallnergebiet und lobte sich selbst, indem er anerkannte, daß er nur für Zwiemann spräche, wenn es ihm gelungen sei, diese launischste, kapriziöseste und umworbenste Künstlerin sich zu gewinnen. Claris blieb der Bissen im Halse stecken; verzweifelt rollte sie ein Stück Sole auf ihrem Teller hin und her. Als sie endlich Messer und Gabel zugleich mit der gegenüberstehenden Tante Stallburg niederlegen konnte, umklammerte sie mit der rechten Hand, wie um Halt zu gewinnen, den Bergkristall. Ein leiser metallner Klang — das Kettchen riß. Die Tante Stallburg schrie entsetzt; der blanke Stein fiel zu Boden. Claris war rasch genug, de la Motte zuzukommen, als er ihn aufheben wollte. Sie rettete Stein und Kettenglieder selbst, entschuldigte sich und brachte die Trümmer hinaus in die Garderobe.

Als sie wieder hereinkam, trank sie rasch von dem Bordeaux, der älter war als sie; sie trank jedenfalls mehr als de la Motte, der nur roch und nippte. Er war es 'aus den Kellern seines Schlosses an der Loire so gewöhnt. Aber Claris konnte es

vertragen, denn im Hause des Geheimrats lernte man zupacken, im Essen, im Trinken und auch sonst.

Der Franzose bekam schließlich Mitleid mit ihr und schlug ganz andere Themen an, aber Claris kam beharrlich auf den Ausgangspunkt wieder zurück. De la Motte gab nach und ging sogar auf die Anophelesbekämpfung ein, wie Zwiemann sie vorschlug.

De la Motte war eitel. Er war bereit, Zwiemann literarische Lorbeeren zuzuerkennen, um die er selbst nicht rang. Niemals konnte er einer Frau gegenüber eingestehen, daß dessen chemische Leistungen etwas taugten. Er sagte, scheinbar ganz nebenbei, zwischen anderen Bemerkungen über die technischen Schwierigkeiten jedes Aufspritzverfahrens:

„Übrigens — er versteckt sich ja; er macht vorläufig keine Angaben über die Konstitutionsformel; er will uns aufs Glatteis führen . . .“

„Uns?“ unterbrach ihn Claris. „Sind Sie denn Angestellter der Anilin?“

„Leider nicht. Vorläufig gehöre ich noch zur Konkurrenz. Vielleicht später einmal, wenn das Chininsyndikat zum Welttrust geworden ist, Glied deutsch-französischer Verständigung. Unter ‚uns‘ meinte ich eben die Chemiker, soweit sie Wissenschaftler sind.“

„Und woher kennen Sie Zwiemanns Angebot an die Anilin?“

„Ich glaube nicht gesagt zu haben, daß ich es kenne; was ich weiß, habe ich vom Hörensagen. Die Wahrheit hat einen viel zu hohen Druck, als daß ein Gefäß auf die Dauer dichthalten könnte.“

Claris bekam einen Schreck. Es war ein körperlich fühlbarer Stich, der vom linken Oberarm in die Magengegend fuhr. Sie

fragte: „Über die Konstitutionsformel hat bisher noch nicht gehalten?“

De la Motte zögerte einen Augenblick, aber dann sagte er in einem leichtsinnigen Tone, als ob er sich gar nicht überlegt habe, was er da ausplaudere:

„Ja, aber ich habe mit Ihrem Vater gewettet, sie herzubekommen.“

Claris fuhr auf: „In unserem Labor?“

„Nein; auf — sagen wir: diplomatischem Wege.“

Claris vergaß weiterzukaufen. Was sollte das heißen? Gegenüber unterhielten sich die Tante Stallburg und der Herr Delacroix immer noch über den Bergkristall.

„Die Kette stammt von einer richtigen Rufine Goethes, der Susi Stallburg, wissen Sie, die den Freyeisen geheiratet hat, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Wolfgang Goethe selbst den Stein von einer Reise mitgebracht hat. Dem Juwelier Christ — wissen Sie, der sein Geschäft vis-à-vis dem Boppenschänkelche hat —, dem hat sein Großvater erzählt, wie er den Stein gefaßt hat. Das war gerade nach der ersten Italienreise vom Wolfgang und zusammen mit einem anderen Stein, den er seiner Schwester geschenkt hat und der jetzt in Weimar im Museum liegt.“

Claris fühlte sich durch die netten Worte der Stallburgerin wie erlöst. Es tat gut, über zwei Jahrhunderte wegzulangen und sich aus dem Gestrüpp der Gegenwart auf einen hohen, von den Philologen mit Stufen und Stricken gesicherten Aussichtsturm hinaufzuretten.

Aber ein Satz de la Mottes, zur Nachbarin links gesprochen, ging ihr durch und durch und holte sie Hals über Kopf wieder herab: „Aber gern will ich Frau Wallner Grüße bestellen; ich fahre morgen sowieso nach Berlin.“

Sowieso? War das der diplomatische Weg, um Zwiemann seine Konstitutionsformel zu stehlen? Zwiemann — dem Freund der Maria Wallner?

Aus dem Namen Maria Wallner entrollte sich ihr eine schwarze, drohende Schlange, die gar nichts mit den leuchtenden Filmbildern zu tun hatte, die sie von ihr kannte. Es wurde ein Namensgespenst, nur durch einen Klang geweckt, das dann in die Träume einging und sich als Alb durch die Nächte wälzte. Auch das Wort Berlin wurde zu einem magischen Zeichen, einer Schicksalsstätte, die ihre glühende Lava schon anheizte und nun bald eruptieren ließ. Nach Berlin! Sie spürte den Mischgeruch aus Öl und Dampf, wie die Lokomotiven ihn auszischen, ehe sie uns davontragen. Sie bekam plötzlich unbändige Lust, in einen der Zauberwagen zu steigen, die uns über singende Schienen dahinschaukeln wie im Spiel, aber, wenn wir aufwachen, die Welt um uns von Grund auf verändert haben. Sie hatte die Geduld verloren, zu warten. Sie war nun in Bereitschaft, etwas zu tun.

Man stand vom Tische auf. Das preussische „Mahlzeit“ war in diesem Hause verpönt. Man nahm anschließend im Wintergarten Mokka und französische Liköre, in neuer Gruppierung. Claris wurde von den jungen Leuten umringt, die mit ihrem Bruder auf der Schule gewesen waren und meist von früher her noch Du zu ihr sagen durften.

Das Gespräch um sie wurde beziehungslos und schaukelte auf dem Ozean der Allgemeinheit hinaus, wo Platz ist für Paraden und Manöver, Regatten und Weekends, Unglücksfälle und Filmaufnahmen, ohne daß man voneinander mehr zu zeigen braucht als ab und zu von weitem eine bereits anerkannte, typisierte Flagge.

Als Claris erwachte, stand die Morgensonne in Streifen zerteilt auf den dunkelgelben Vorhängen. Die Klappläden hatten ihr Licht behandelt wie eine Bohnenschneidemaschine: in lange, schmale, parallele Stücke zerschnitten hing es in der Gardine und zitterte mit ihr bei jedem Luftzug, bange, auch dort noch einmal zerhackt oder durchgeseibt zu werden. Ein einziger Strahl wischte durch ein rundes Knorzenloch in einer Jalousiestange, traf den Bergkristall, den Claris auf ihren Nachttisch gelegt hatte, und ließ dort ein erschreckendes Feuerwerk gegen sie losbrennen.

Ob er wirklich dieser Wallner wegen so oft heimlich nach Berlin fährt?

Diesen Gedanken modulierte Claris durch alle Skalen, während sie sich wusch und ankleidete. Sie kam darüber zu spät zum Frühstück und versäumte den Geheimrat. Aber Ulibi und Uliba genügten ihr heute vollkommen.

Sie hatte auf einmal ein dauerndes Bedürfnis nach frischer Luft, das sie sonst nicht empfand, weil sie, ein Erbstück der Mutter, sehr verfroren war. Durch die geöffneten Fenster kam jetzt eine prickelnde Einladung der Erde an jeden, der noch Mut hat, neues Wachstum zu wagen, sich aus dem Winterschlaf zu enthamstern und draußen vollzuschlagen mit jungem Frühling.

Sie rief kurz entschlossen Rehbock an, er möge ihren Wagen bereithalten, sie käme gleich.

Rehbock hatte den sicheren Instinkt für alles, was sich im Interesse des Autohandels zu neuen Verschleißmöglichkeiten zusammenfügen ließ. Außerdem gehörte es zu seiner Propagandatechnik, von seinen besseren Kunden als seinen Freunden zu sprechen.

„Ich habe Ihnen auch Grüße zu bestellen, gnädiges Fräulein! Nun raten Sie, von wem!“

Clariss wußte es zwar sofort, aber hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als richtig zu antworten. Sie nannte die gleichgültigen Namen der jungen Leute, die sie gestern bei Delacroix's gesehen hatte.

„Nein — ganz falsch! Doktor Zwiemann ist drüben in der Werkstatt! Nicht wegen einer Panne! Ich verkaufe keinen Wagen, der gleich in den nächsten Tagen in die Brüche geht. Und wenn schon mal etwas passiert — dafür gebe ich ja Garantie! Doktor Zwiemann hat gestern unsere Straßenrekorde gedrückt. Der kann so bleiben! Nur ist das bißchen Deutschland für sein Tempo zu klein. Und jetzt läßt er die Achsen und die Federung nachsehen. Lieber freiwillig zahlen, sagt er, als daß ich mir die Knochen breche! Recht hat er; Dr. Zwiemann hat immer recht . . .“

Clariss hing ab, ließ ihn schwafeln und fuhr, ohne sich viel hin und her zu überlegen, mit der nächsten Taxe hinaus zu Rehbocks Werkstatt.

Mitten im Hof stand Zwiemanns Wagen.

„Der sieht ja gut aus!“ entfuhr es ihr.

Die Karosserie war durch eine fingerdicke Staubschicht zugedeckt, vom Wind gleichmäßig verteilt wie beim Spriglackverfahren; an Trittbrett und Kotflügeln klebte noch etwas feuchter und daher im Farbton dunklerer Straßendreck. Die geraden Linien waren zu barocken Schmutzgebilden verbogen, an blanken Metallflächen bucklige Sprighaufen ausgebeult. Aus dem funkelnden Rennwagen war eine liebe, lustige Kutsche geworden. Mehrere Beinpaare lagen vor dem Wagen, alle in blauen Monteurhosen. Die Schuhe des einen verrieten englische

Maßarbeit; Bartholomäus' Stimme klang unter dem Motor-
gehäuse heraus, in Daß transponiert, wie aus einem Keller.

Bartholomäus hörte Claris sprechen. Er sah zwischen den
Rädern hindurch ihren Fuß, ihre Fesseln — man konnte sie mit
Daumen und Mittelfinger umspannen — und den Ansaß ihrer
Wade. Sie stellte sich auf die Zehen, um über das Verdeck weg-
zuschauen. Ihre Wade hob sich nun dem Knie entgegen, glitt
dann wieder zurück, als sich ihre Fersen senkten, und gab so ein
lockendes Spiel sich zusammenschließender und aufblätternder
Linien, daß das Blut in Bartholomäus zu schäumen begann.
Er schnellte sich mit einem Schwung unter dem Wagen hervor
und stand eingeschmiert wie ein Eskimo, vor ihr.

„Sie haben eine weite Fahrt gemacht! Waren Sie gestern
in Berlin?“

Bartholomäus stuchte: „Wie kommen Sie darauf?“

„Man hat es mir bei Delacroix erzählt!“

„Bei dem Bankier? Ich habe ihm gerade wieder einen Posten
Anilin abgenommen. War gestern persönlich bei ihm.“

„Das freut mich!“ rief Claris.

Bartholomäus mußte lachen: „Hoffentlich hat Ihr Herr
Papa gut daran verdient!“

Nun plakte Claris heraus; es kam ein Hin und Her von
Worten, die weder wichtig noch tiefsinnig gefügt waren, aber
ihren Blicken Gelegenheit gaben, viel Liebes und Wohlgefäl-
liges in tausend Einzelheiten am anderen zu entdecken.

Bartholomäus schnitt ein wenig mit seiner gestrigen Fahrt auf.
Für solche Refordwünsche hatte Rehbock Geschwindigkeitszähler
eingebaut, die vorgingen und bei 80 Kilometern 100, bei ausge-
fahrenen 90 — solange seine Garantiezeit lief, war das sowieso
schon ein Verbrechen! — gleich 120 Stundenkilometer anzeigten.

„Der arme Wagenwäscher!“ meinte Claris. „Bis der die Schmiere wieder herunter hat!“ Sie malte mit der Fingerspitze ein Z in den Staubüberzug.

Bartholomäus erklärte, keine fremde Hand heranzulassen zu wollen. Er sah das Z. Diese matte graue Farbe sei gerade richtig. In diesem stumpfen Ton lasse er seinen nächsten Wagen lackieren. Einen Gebrauchs- und Straßengegenstand mit hellglänzendem, überempfindlichem Glanz einzukleiden, sei doch ein Wahnsinn.

Claris drückte etwas, bis sie es heraus hatte: sie habe keine Zeit mehr, sie wolle noch hinaus ins Labor. Bartholomäus mußte fragen, weshalb? Sie sagte ihm, daß sie sein Anophelin prüfen dürfe, der Vater habe es ihr erlaubt. Ob er auch...?

Bartholomäus erklärte sich sofort bereit, ihr zu helfen. Sie erbot sich, diesmal ihn mit ihrem neugefederten Wagen zu fahren. Er gab es nicht zu. Er verzichtete lieber auf die schon begonnenen Kontrollarbeiten. Die bereits gelockerten Schrauben wurden wieder angezogen, während er sich rasch umkleidete. Mit der Berliner Zwiemann-Nummer am Wagen sausten sie kurz darauf los.

Die Stadt mit ihren lästigen Hausgrimassen blieb bald zurück. Braune, glasköpfige Hügel legten sich hinter sie; vor ihnen wurde der Blick über die Mainebene bis zum Taunus frei. Die fernen Feldberghäuser ertranken fast in der feuchten Atmosphäre; drunten in Cronberg traf die Sonne auf die Glasscheiben der großen Gärtnereien. Aus dem Brodem des Wiesentandes leuchtete dieser eine blendende Widerschein. Dann nahm dies alles eine kleine Steigung weg, die wie eine Rampe hinauf in den Himmel führte. Der wurde immer lockerer über ihnen, schloß sich ihnen an, lief mit.

Warum küßt er mich nicht? dachte Claris.

Bartholomäus aber grübelte: warum wage ich eigentlich nicht, sie zu küssen?

Die Rampe hörte auf einmal auf, sie waren oben. Der Horizont lag nun wieder weit unter ihrer Kühlerhaube. Aber dicht davor, auf der linken, falschen Straßenseite, ächzte ein schwerer Wagen mit dampfendem Mist, den der Hügel bisher verdeckt hatte.

„Hüaah — hott!“ unterhielt sich der Kutscher mit seinen beiden Gäulen, die schwigten und ebenso dunsteten wie die dunkelbraune, strohgestachelte Ladung hinter ihnen.

Bartholomäus riß die Bremsen an, aber sie hatten sich von der Behandlung bei Rehbock noch nicht erholt, griffen nicht so hart zu, wie es sein mußte. Der Wagen glitschte weiter, rechts, an der falschen Seite des vorfahrenden Fuhrwerks vorüber.

In gleicher Höhe mit dem trotteligen Kutscher fuhr auch noch in gleicher Richtung ein Radfahrer. Bis dahin hielt er hart am rechten Grabenrand, war aber gerade durch die Freundlichkeit der beiderseitigen Begrüßung etwas nach links, zu dem Kutscher, hinübergezogen worden. Wie ein Keil trieb das Auto zwischen Mistwagen und Radfahrer, nahm diesen, als den geringeren Widerstand, auf dem rechten Kotflügel mit und schleuderte ihn in weitem Schwung über die aufgebrochene Ackererde.

Bartholomäus brachte den Wagen endlich zum Stehen.

Der Radfahrer war schon wieder auf den Beinen. Um sich zu vergewissern, daß noch alles heil sei, vollführte er einen Weitsprung und schlug mit Armen und Beinen um sich. Die Frage des Autoführers aber, wie es ihm gehe, machte ihm die Gunst der Umstände klar; er begann sofort wehleidig zu klagen, den Magen zu drücken, flennete sogar etwas.

Bartholomäus hatte den eisigen Schreck bereits überwunden, den man bekommt, wenn man einen lebenden Menschen mit dem Wagen anrührt. Er hatte gesehen und sah noch, daß nichts geschehen war, außer einer Verknickung des Fahrrads. Er ersetzte dem Radfahrer den Wert des Rades und stieg dann wieder ein.

„Ich bin Zeuge, daß Sie ganz schuldlos sind“, rief Claris. „Schreiben Sie den Kutscher auf, er ist falsch gefahren.“

Bartholomäus lächelte, wieder ganz sicher:

„Nicht notwendig.“

„Aber wenn sich der Kerl Ihre Nummer merkt und nachträglich anzeigt!“

„Wird er wenig Glück haben! Bitte, bitte, machen Sie die Sorgenfältchen da oben weg! Gegen solche Zufälle bin ich immun!“

Aber er küßte sie immer noch nicht.

Warum nur nicht, dachten beide.

Bei den Anilinwerken wechselten die Pförtner jede Woche ihren Posten; sie sollten nicht warm an einer Stelle werden. Franz Hermüller, der kürzlich die Tür zum Chef bewacht hatte, saß jetzt gelangweilt und schlechter Laune in der alten Torbaracke vor dem Laboratorium. Er war proper und blankbeknöpft wie ein wachhabender Unteroffizier, sobald er Dienst vor dem Ausgang der Direktion hatte; hier, wo nur dreckige Chemiker mit gelben Händen und blauen Brandnarben im Gesicht verkehrten — alle Jubeljahr kam einmal ein feiner Herr —, lohnte es nicht, sich auch nur ordentlich auszubürsten. Eigentlich hätte es sich gehört, auf diesem traurigen Posten einen zu heben, aber das war nun einmal ganz streng verboten.

Bartholomäus mußte vor dem ersten Sandwall halten, der die Landschaft gegen die Laboratorien sicherte. Er hupte ein paarmal. Claris fluchte in ihrer Jungenmanier; endlich kam der Pförtner angeschlendert. Sobald er das hier wirklich nicht erwartete Fräulein Geheimrat sah, wechselte sein Gesicht aus Regen in Sonnenschein. Er begann mit seinem schweren, nach überheizter Stube stinkenden Mantel zu laufen und schlug die Hacken zusammen:

„Das, wenn wir gewußt hätten! Fertig zum Salut! Einundzwanzig Schuß! Geschütz eins beginnt!“

„Tag Hermüller! Aber das ist doch die reine Sommerfrische hier! So unzufrieden?“

„Zuviel Gegend, gnä' Fräulein, und noch mehr Umgegend!“

Bartholomäus gab ihm wieder eine kleine Havanna. Der Pförtner sah Claris an:

„Erlaubt?“

Claris nickte: „Bei Herrn Dr. Zwiemann machen wir zwei eine Ausnahme!“

Bartholomäus gab ihm eine Schachtel Streichhölzer dazu und frug: „Sind wir hier der einzige Autoverkehr, oder kommt auch noch unser französischer Wagen?“

Der Pförtner lachte verlegen und zuckte die Achseln.

Claris brach die Unterredung ab, indem sie sich umdrehte, wegging und Bartholomäus zwang, mitzukommen. Als er sie eingeholt hatte, sagte sie streng:

„Bitte warten Sie jetzt hier, bis ich zurückkomme, ohne mit einem Angestellten zu reden!“

Er rief ihr nach: „Wenn ich spionieren will, mache ich es nur bei Ihnen!“

Hapuh! Es war noch April, und ein Hagelschauer, mit Eisbrocken gemischt, prasselte herunter. Claris freute sich und ließ

ihn zur Strafe noch fünf Minuten länger stehn. Vor dem Eingang waren zwei Figuren aufgestellt, zwei allegorische Damen, die etwas in den Händen trugen. Nachdem das Geflöber vorüber war, hielten sie Schneeklumpen. Steif, erschrocken, streckten sie sie Bartholomäus entgegen. Als Claris ihn endlich erlöste, frug er sie gutgelaunt, ob sie auch so aussähe, wenn sie jemandem ihr Herz entgegenbrächte.

Im Laboratoriumsgebäude war es angenehm mollig. Esen wärmte es ringsherum; licht und glänzend, wie eine abwaschbare Ledertapete. Drinnen sah es aus wie in dem Davoser Sanatorium: weiße Rachelwände; blizblank gebohnerte Flure rochen nach scharfen Essenzen, als habe man desinfiziert.

Bartholomäus war auf Davoser Wiß gestimmt: „Wo sind hier Ihre Meerschweinchen?“

Ein schneeweiß berockter Assistent verwickelte Claris in eine neue Legitimationsprüfung. Als ob nicht zwei Drittel aller hier aufgereihten Gegenstände, einschließlich seines von der Fabrik gelieferten Mantels, ihrem Vater gehörten. Aber er lief Gefahr, fristlos entlassen zu werden, wenn er nicht für jeden vom Pförtner gemeldeten Namen hier bei der zweiten Prüfung entweder eine von einem Direktor unterschriebene Einlaßkarte oder die Quittung der Zutrittsverweigerung nachgewiesen hätte. Claris hatte Blankounterschriften des Vaters bei sich, die sie mit ihrem Namen und die zweite mit „Dr. Zwiemann“ ausfüllte. Sie wurden gelocht und in einem Schnellhefter aufgespießt.

Der diensttuende Assistent wurde sehr verlegen, als er Zwiemanns Namen hörte. Claris nahm ihn beiseite: der Geheimrat sei im Bilde. Der Assistent kam mit Liebenswürdigkeit übersättigt wieder auf Bartholomäus zu: „Sie haben uns viel zu schaffen gemacht, Herr Doktor!“

„Haben? Sind Sie schon fertig? Haben Sie die Mischung schon heraus?“

„Es war zunächst unsere Aufgabe, die Wirkung Ihres Präparats festzustellen.“

„Sind Sie zufrieden?“

„Ich habe leider nicht das Recht, Ihnen hierüber Auskunft zu erteilen.“ Voll banger Zweifel schielte er zu Claris hinüber, die ihm aber mit keinem Wink half.

Claris drängte nach dem Versuchsaum.

Große flache Bassins standen in langen Reihen, mit Wasser halb gefüllt. Die Spiegel irisierten in den Regenbogenfarben, stärker oder schwächer, je nach dem Ausguß, mit dem man experimentierte. Mehrere Assistenten schrieben und rechneten, arbeiteten mit Retorten über Flammen oder an Becken mit eisfalter, flüssiger Luft.

Im Bassin, das ihnen zunächst war, schwammen ein paar Goldfische. Schon halb auf dem Rücken, wie scheiternde Brack, lagen sie in letzten Zuckungen. Mit verzweifelt runden Augen suchten sie den silbernen Schimmer zu durchbrechen, der sie auf einmal vom Himmel trennte und die Riemen verstopfte. Claris seufzte: „Arme Kreatur!“

Im Anophelin waren 23 Bestandteile gemischt. Jeden einzelnen Bestandteil hatte Bartholomäus in seiner, der Probefindung beigelegten, Beschreibung genau angegeben. Er hatte aber, und dies war sein gutes Recht, verschwiegen, in welchem Verhältnis die 23 Bestandteile vereinigt waren. Der Zweck, dem das Anophelin dienen sollte, wäre mit vier Komponenten auch zu erreichen gewesen. Dann hätte man aber verhältnismäßig leicht durch Analyse die Zusammensetzung und durch Experimente mit diesen vier Komponenten schließlich auch den Weg

herausfinden können, wie das Endprodukt herzustellen war. Um diesen zu verdecken, waren noch 19 weitere Bestandteile hineingegeben, die dem Endzweck nicht dienten, aber auch nicht schaden. Bis alle Permutationen der möglichen Mischungen aus 23 Komponenten durchprobiert waren, hätte selbst das geschulte Labor der Anilinwerke hundert Jahre arbeiten können. Ein Zufall konnte da nur das Resultat bringen. Die Einführung der erprobten Assistenten und das Glück hatten bisher versagt. Sie hatten ihre Kombinationsversuche aber noch nicht aufgegeben, obwohl schon eine Hekatombe Goldfische geopfert worden war.

Clariss hatte tausendmal Versuchstiere enden sehen, aber ihr Mitleid hinuntergeschluckt. Nun standen ihr die Tränen in den Augen. Die Schale war gesprungen, ihr Herz empfindsam geworden; sie wollte nur noch gut sein und allen Wesen Gutes erweisen.

„Kann man den Fischen nicht helfen — wenigstens rasch Schluß machen? Sie quälen sich doch so?“

Der Assistent lächelte listig: „Gewiß! Herr Dr. Zwiemann braucht uns nur zu sagen, welcher wirksame Komponente uns hier fehlt!“

Bartholomäus schaute sie an: „Gut; wir werden zaubern!“

Er ließ sich vom Assistenten die Retorten mit den einzelnen Komponenten zeigen, aus denen das Anophelin gemischt war. „Gut gearbeitet!“ Die 23 Bestandteile standen sauber aufgereiht da, nur fehlte der Schlüssel für die Mischung. Der Probeballon mit dem fertigen Präparat aus dem Laboratorium Pöhlig in Charlottenburg, das Bartholomäus ausschließlich für seine Zwecke unterhielt, war fast leer. Sie hatten also keine Mühe gescheut.

„Was haben Sie in diesem Bassin?“

Der Assistent las auf der anhängenden Tafel ab: „Die Komponenten 1, 2—10, 12, 21.“

„Ich habe die Nummern nicht im Kopf, kann ich meine Aufstellung bekommen?“

„Wenn Sie einige Minuten Geduld haben. Ihre Beschreibung liegt im Geheimschrank. Ich muß den zweiten Schlüssel holen!“

„Machen Sie rasch, bitte!“ rief Claris hinter ihm her.

Bartholomäus dachte nach, straffte sein Gedächtnis, wiederholte sich die tausendfach von ihm angestellten Berechnungen; aber wenn er gerade am Ziel war, riß ihm ein Seufzer oder eine ungeduldige Bewegung des Mädchens das Gedankenetz wieder auseinander. Endlich hatte er's:

„Es fehlt zur vollen Wirkung hier Nr. 23. Darf ich bitten?“

Er ließ sich die Flasche mit dieser Nummer geben und leerte sie, sorgsam verteilend, über dem Wasserspiegel aus. Als der Assistent mit der Rezeptmappe kam, hatten sich die Goldfische bereits wieder aufgerichtet und steckten ihre farblosen runden Mäuler durch die Oberfläche des Wassers in die rettende Luft.

„Ich gratuliere“, rief der Assistent. „Riemenatmer sind gegen diese Mischung sicher; werde notierer. Wie haben Sie diese Wirkung jetzt erzielt?“

Bartholomäus antwortete mit dem Satz des Assistenten: „Ich habe nicht das Recht, hierüber Auskunft zu erteilen.“

Claris nahm die Beschreibung neugierig in die Hand und blätterte in den Maschinenseiten.

„Aber da wird die Schrift auf einmal grün!“

Bartholomäus wandte sich jäh nach ihr um. Die Schrift der ersten Blätter mit der Aufschrift und gleichgültigeren Auseinandersetzungen war tiefschwarz, wie das Farbband die

Buchstaben lieferte. Aber dann kamen die Blätter mit der Angabe über die Komponenten des Gemischs: hellgrün verfärbt.

„Wie kommt das?“

Bartholomäus antwortete: „Mit Magnesiumlicht photographiert. Sie hatten hier einen Spion im Labor!“

Der Assistent wurde wachsbleich.

„Ich werde Meldung erstatten!“

„Wenn Sie sich dadurch nur nicht unbeliebt machen!“

Bartholomäus hatte auf präparierten Blättern mit einem Farbstoff schreiben lassen, der je nach der verschiedenen Beleuchtung, der er beim Photographieren ausgesetzt wurde, sich verschieden abtönte. Auf jedem dieser Blätter war, um Diebstahl oder Fälschung einwandfrei nachweisen zu können, in unsichtbarer Geheimtinte die Firma seines Laboratoriums gesetzt. Die Geheimtinte konnte man mit Joddämpfen zum Vortreten bringen. Dies war offenbar mit dem letzten Blatt versucht worden. In goldbrauner Schrift, braun gegen weißgrün, las man nun: W. Pöhlig, Charlottenburg.

Bartholomäus gab die Mappe zurück und sagte beherrscht:

„Ich muß fürchten, Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten, wenn ich weitere Feststellungen treffe.“

Der Vertreter des Laborchefs wies seine Unterstellung zurück. Es sei selbstverständlich, daß sie den Dieb suchten und ermittelten; für jede Mithilfe seien sie dankbar.

Bartholomäus erwiderte, daß er sicherer allein arbeite. Denn der Spion habe bis jetzt nur eine Berliner Adresse erbeutet, die Formel noch nicht. Wer jetzt bei Pöhlig in Charlottenburg wegen Anophelin anfrage, der müsse es sein.

Clariss mußte an de la Motte denken. Er reiste gerade nach Berlin. Wie hatte er doch gesagt: „auf diplomatischem Weg...“

Bartholomäus schaute in sie hinein. Seine Augen frugen: Sie wissen, wer es ist? Claris wurde rot und senkte den Blick. Sie log: nein.

Die Laune war ihr vergangen, Bartholomäus aushorchen zu wollen. Sie drängte zum Ausbruch.

Sie zitterte am ganzen Körper, als sie mit Bartholomäus allein über den Flur schritt, an dessen kalten, weißen Kacheln sich warmer Atem und jedes heiße Wort sogleich zu einer Träne niederschlug.

Bartholomäus' Stimme fuhr dann draußen wie ein schneidender Wind in sie hinein:

„Wann haben Sie den Baron de la Motte zuletzt gesehn?“

„Gestern abend. Ehe er nach Berlin fuhr!“

„Das wußten Sie! Aber sagten es mir nicht!“

„Aber ich konnte doch nicht ahnen . . .“

„Hat er Ihnen vielleicht auch gesagt, daß er Herrn Pöhlig besuchen wollte? Hat er Ihnen auch die Photographien gezeigt, die er sich hier gemacht hat?“

Claris schloß die Augen. In ihren Ohren brauste und hämmerte das Blut; Angstbilder stiegen in ihr auf. Sie sah das tausendfach vergrößerte Fischmaul unter sich, das sich öffnete und sie in einen Strudel hinabriß. Dann aber faßte sie sich, schüttelte den Zwang ab:

„Und wenn Sie gestern in Berlin bei Maria Wallner waren und mir sagen, Sie hätten einen Wagen ausprobiert — was ist das?“

Bartholomäus schaute sie an. Sein Blick strahlte plötzlich wieder:

„Das ist eine Verwechslung, Fräulein Claris!“

„Lieber Doktor Zwiemann . . .“ antwortete sie.

Nun hätte er sie wirklich geküßt, wenn sie nicht Zwiemann gesagt hätte. Zwiemann war auch der andere, der für sie Wesentlichere, denn dessen Bücher lagen in ihrem Bett. In Bartholomäus stieg ein alter Klang empor, eine frühe Kindheits-erinnerung: „Lomi“ hatte ihn seine Mutter gerufen. „Lomi“ hätte Claris jetzt sagen sollen. Dann wäre es gewesen, als sei seine Seele mit ihrem Atem in sie hineingeschwebt und wieder zu ihm zurückgetragen worden. Dann wäre er zum erstenmal ganz in ihr gewesen, verschmolzen mit ihr. Zwiemann — das war eine Tat und ein Feldgeschrei in der Welt der Männer, aber vor der Frau, die er liebte, war es eine Lüge.

Er konnte sie nicht einmal wieder gut machen, indem er sie bekannte. Er war durch sein Wort, das er Gert gegeben hatte, zum Schweigen verpflichtet.

Auf der Rückfahrt wagte er Claris nicht anzufassen, nicht einmal anzusehen. Er fuhr in rasender Geschwindigkeit, gehegt von der Angst, sie könnte nochmals Zwiemann zu ihm sagen.

13

Baron de la Motte wurde auf der Höhe von Bittersfeld vom Schaffner geweckt. Er hatte einen sanft durchrollten Schlaf hinter sich. Die letzten Tage in Frankfurt waren anstrengend gewesen. Er fuhr hoch und griff nach dem Dokumentenkoffer, den er mit zwei amerikanischen Schlössern am Träger des Gepäckheges gesichert hatte. Alles in Ordnung!

Spionage samt Vermummung, Fälschung und — wenn es sein mußte — raschem Dolche, Schuß oder Gift, war für ihn höchstmögliche Lebenssteigerung; trotzdem las er nie Detektivromane, nur Lyrik, Verlaine und Baudelaire. Von den Deutschen — von Ausnahmen abgesehen — nahm er an, daß sie sich,

im Gegensatz zu seiner auf List und Eleganz gestellten Lebensart, in sonntäglichen Kaufereien mit Bierseideln und Stuhlbeinen über das Gleichmaß ihres Werktags erhöhen. Er hatte nie eine solche Kauferei gesehen. Er kannte überhaupt keine Deutschen, die dieser Regel entsprachen, alle waren sie Ausnahmen, aber er war Sproß einer ganz alten Rasse, deren Vilder und Siegel längst geprägt und in der Erbmasse fixiert waren. Seit seiner frühesten Kindheit wußte er aus den Erzählungen seiner Erzieher, was und wie die Deutschen waren. Seine unbedingte Zuverlässigkeit beruhte gerade darauf, daß die Lebenserfahrungen niemals die Grundanschauungen und seinen Charakter ändern konnten. Freund oder Feind waren bereits durch Geburt und Ort vorbestimmt, daran änderten Zufälligkeiten nichts. Woche blieb Woche.

Frauen hatten nach einer, seit den Kreuzzügen in seinem Geschlecht überlieferten Auffassung keine Nationalität, sie waren schön oder häßlich und gehörten zum Stamm ihres Besitzers. Er hatte zu allem anderen bei der Eroberung einer Frau noch die Lustempfindung, sein Vaterland hierdurch vergrößert zu haben. Sein Beispiel war Cäsar, der in Gallien Tag und Nacht eroberte, tags mit dem Schwert, so daß ein beträchtlicher Prozentsatz lebender Franzosen noch heute körperlich von ihm abstammen.

Der Zug dröhnte über die Brücke vor dem Anhalter Bahnhof. Ein hunder Hochbahnzug schoß wie ein Clown über ihn weg. Ganz unten trieben die Spreekähne, und die Fuhrwerke klapperten zum Güterbahnhof. De la Motte bekam einen Föhnwind ins Gesicht. Herb, kalt und trocken war diese Luft, nicht zu vergleichen mit der süßen Schwere des Frühlings in Frankfurt oder Paris.

De la Motte fühlte sich von guter Laune durchrieselt: sie wissen schon, warum sie ihre Stadt hier gebaut haben, diese verfluchten Preußen! Er liebte Berlin, zumal es nicht am Rhein lag, sondern ganz außerhalb der französischen Ambitionen, halbwegs schon in Rußland. Er brauchte sich hier über nichts zu ärgern, das Gute und das Nachteilige ging ihn innerlich nichts an. Man sah hier, was man sehen wollte, denn alles war an irgendeiner Stelle dieser Stadt zu finden. Er hatte das Gefühl, auf einem fremden Erdteil unter Menschen zu schreiten, deren Schmerzen für ihn keine waren und deren Lüste nur komisch wirkten. Etwas Kolonialgeschmack hatte er auf der Zunge, wenn er das Gemisch aus allen Rassen durch die langen geraden Straßenzüge fließen sah. So werden später alle großen Städte sein, sagte er sich, aber ich werde es mit Brüssel und Paris nicht mehr erleben.

Zwei Agenten der französischen Geheimzentrale holten ihn ab. Es waren Männer mit kurzen, lautlosen Schritten, unruhigen, stechenden Augen, denen jeder Fachmann sofort ansah, daß sie bei der Sûreté ausgebildet waren. Man konnte sie zweckmäßig nur zu Funktionen gebrauchen, bei denen dieser Charakter nicht verwischt werden mußte, zur Einschüchterung sogar nützlich war. Bei manchem in Berlin ansässigen Kaufmann, der mehr Angst hatte als oberbayrische Kaufleute, waren solche Leute, namentlich für die Ermittlungen bei Einreisevisen, nützlich. Auch wenn es sich darum handelte, das diplomatisch wertvolle Gepäck sicher von der Bahn in das Hotel zu bringen und zu bewachen.

Auf der Fahrt dorthin frug de la Motte, ob man über W. Pöhlig Erkundigungen eingeزogen habe.

Ja — Chemiker, Erfinder aus Leidenschaft, über 50 Jahre alt, haust in einer Villa im neuen Westen, einsam, mit der

Nachbarschaft verfeindet. Sie fürchtet, daß das unheimliche Haus, völlig als Laboratorium eingerichtet, eines Tages in die Luft fliegt.

„Was für Angriffspunkte bietet der Mann? Wie sind seine Geldverhältnisse?“

„Seit Dr. Zwiemann im Laboratorium arbeiten läßt, gut.“

„Und vorher? Warum ist er nicht Professor? Das muß doch irgendeinen Krach gegeben haben?“

Die Agenten flochten geschickt eine Schmeichelei für diese kluge Frage ein, sie waren Franzosen, und berichteten, daß Pöhlig mehrere Jahre gefessen habe. Er hatte ein Verjüngungsmittel entdeckt und dabei das Pech entwickelt, mehrere seiner gläubigen Patienten umzubringen.

De la Motte schickte die Agenten für eine Stunde fort. Er wollte in Ruhe frühstücken und die neuen Mitteilungen in einem heißen Bade auskochen. Außerdem mit Maria Wallner telefonieren.

Dies konnte er nicht in ungewaschenem Zustand fertigbringen, kurz nach der Unrast der Nachtfahrt. Er war von Kindheit an zur Pflege des Äußeren und Außerlichen erzogen und verlor sofort seine Sicherheit, wenn nicht alles an ihm „à quatre épingles“ war.

Er fürchtete, seine Freundin im besten Morgenschlaf zu stören. Aber selbst ihre schlechte Laune, veranlaßt durch diese Überraschung, deren allmähliche Aufheiterung er dann genießen konnte, wäre ihm lieber gewesen als die Mitteilung, daß die gnädige Frau bereits auf der Treppe sei. Man werde sie aber zurückrufen.

„Du, Cheri, ich muß filmen. Das kann ich heute nicht absagen. Wenn sie mich nicht zu sehr quälen, dann heute abend!“

Damit hängte sie ab, denn sie mußte sich wirklich beeilen, weil sie jetzt noch ein zweites Telephongespräch vor ihrer Abfahrt zu machen hatte. Sie rief Gert an, dem sie versprochen hatte, die Ankunft de la Mottes sofort mitzuteilen.

Gert war durch Marias Anruf erst geweckt worden. Er haßte dies unvermittelte Abdrosseln des Schlafs; das plötzliche Anrücken des Tags schlug ihm aufs Herz und verursachte Atembeschwerden. Das wußte Maria Wallner, konnte es aber diesmal nicht ändern. Sie rief deshalb nur rasch ihre Meldung in den Apparat und überließ es dann ihm selber, sich von dem Schreck wieder auszuheilen.

Gert läutete dem Diener Franz und ließ sich Kaffee bringen. „Kein Bad! Keine Post! Kein Telephon, außer Frankfurt!“

Im Gegensatz zu seinen, von der angelsächsischen Mode ergriffenen Zeitgenossen hielt er durchaus nichts vom Baden. Ab und zu, dann widerwillig, zur Reinigung. Er liebte trockene, durchsonnnte Luft. Wahrscheinlich wegen seiner Krankheit, die ja meist die moralischen Tugenden und Laster bestimmt.

Er wickelte sich in einen seidenen, wattierten Schlafrock und trat auf den Dachgarten hinaus. Über die Sonne mußte er heute lachen. Sie hatte gerade ein großes, blaues Loch erwischt und gab sich Mühe, rasch und empfindlich zu stechen: „Meine Liebe, wir Davoser sind an Bissigeres gewöhnt! Außerdem dauert es heute mit dir nicht lange!“ Über das Stück blanken Himmels um sie herum war ein Schwarm Möwen ausgestreut, als ob eine Handvoll aufgepolkter Büroklammern in die Luft geworfen wäre.

Er hatte richtig orakelt — mit der Sonne dauerte es wirklich nicht lange: dort hinten schleppte der Wind schon ein paar Wolken heran, die noch nicht ruhig und sicher schweben konnten

wie später die weißen Sommerballen. Diese da waren brüchig und zerzaust, hatten verwaschene Ränder, waren schmutziggrau, als ob man mit ihnen die Gassen des Himmels aufgewischt hätte.

Aha — da waren sie schon in eine Wettermühle hineingeraten und wirbelten nun herunter, zu ganz kleinen weißen Stückchen zermahlen.

Das atmosphärische Durcheinander übertrug sich auf ihn; er begann zu räuspern, das half nichts, zu husten.

Während dieses langen, erschöpfenden Gedröhns verflieg der Winterspuk wieder. Das Wetter machte einen mächtigen Satz, gleich über April und Mai hinweg, und breitete nun einen warmen Junitag über die Erde. Sonne und Himmel leuchteten unwirklich, wie auf einer Filmprobe, wenn Quarzlampen die Farbe verbrennen.

Gert legte sich auf einen Liegestuhl, der an der Mauer stand. Da kam Gesurr und Gebrumm über und unter ihm aus der Wand heraus. Nicht drohend und metallisch wie das Brausen der Flugzeugpropeller, mehr lebenswarm, Ausdruck eines Körpers mit drängendem Behagen, ganz nah. Die Hummeln waren aus dem Winterschlaf erwacht. Unter den Schindeln, die die eingeschnittenen Dachgauben deckten, war ihr Nest. Im letzten Sommer war ihr Gesumm der Grundakkord zu Gerts Arbeit gewesen; hier stand sein Tisch, auf dessen weißen Blättern sie sich sammelten und pukten. Er konnte sie in die Hand nehmen; dann klang ihr Gebrumm wie aus einer Muschel heraus.

Gert streckte sich aus und sah ihnen zu. Da fiel eine, noch wintersteif, auf den Rücken und kam nicht wieder hoch. Die Geschwister betasteten sie und redeten ihr Mut ein, aber sie richteten sie nicht wieder auf. Gert drehte sie mit dem wärmenden Finger um.

„Ich bin ja so müde“, dachte Gert. „So möchte ich neben dem Leben sitzen, wie hier über dem Hummelvolt. Mich nicht hineinmengen müssen — nur zuschauen, dem einen Menschen zuschauen, den ich liebe. Ihm immerfort helfen, aber aus der Distanz, denn die Beruhigung und das Loslassenmüssen tut so weh. Nicht mehr Leib sein, nur noch Atem, Gesicht und Geist. Wie Gott.“

Er gab dann Franz noch den Auftrag, auch das Frankfurter Gespräch nicht durchzustellen; er wollte zunächst abwarten, nichts vorschnell tun, auch Bartholomäus einmal frei und allein handeln lassen.

Aber solche Beschlüsse und Vergleiche, denen die Demut fehlt, sind immer gefährlich und rächen sich. Gert wurde von Bartholomäus mit SOS-Telegrammen überschüttet, bis er sich doch entschloß, zu Pohlig zu gehen und festzustellen, ob de la Motte dort wirklich erscheine.

Es war inzwischen Mittag geworden. Pohlig ließ Gert sagen, er sei beim Essen und bäte ihn, in einer Viertelstunde noch einmal wiederzukommen.

Das war ganz ungewöhnlich. Pohlig war derart auf Dr. Zwiemann angewiesen, daß es keine Entschuldigung, nicht einmal nachts gab, wenn Zwiemann ihn zu sprechen wünschte. Zwiemann unterhielt das stattliche, außen wie innen sehr gepflegte Haus, in dem Pohlig für die Idee der Verjüngung sein Vermögen und seinen Namen geopfert hatte. Zwiemann zahlte, was in diesem Haus und Laboratorium für die Anophelinversuche verbraucht wurde. Er drückte ein Auge zu und zahlte auch, was Pohlig für die Fortsetzung seiner Verjüngungsexperimente aufwandte. Das Leben Pohligs war billig. Aber auch was er heimlich stahl und auf die Seite brachte, zahlte Dr. Zwiemann.

Und nun empfing Pöhlig seinen Brotgeber nicht. Zum erstenmal nicht. Wollte ihn fortschicken.

Gert hätte den Zugang in das Laboratorium erzwingen können. Aber er wollte unter keinen Umständen mit dem, im Erkennungsdienst ausgebildeten de la Motte zusammentreffen. Er ging also fort und kam erst nach einer Stunde wieder. Er sah in de la Mottes Besuch keine Gefahr; er hatte seinen leichtsinnigen Tag. Die Feststellung, die er für Bartholomäus zu treffen hatte, war ja nur, ob der Baron überhaupt die Adresse hatte und ausnuzte, also wohl der Geheimphotograph war. Wartete er, störte er vielleicht nur.

Als er dann wiederkam, ließ Pöhlig ihn noch einmal sitzen und begrüßte ihn dann mit der merkwürdigen Entschuldigung: „Verzeihen Sie, ich dachte, Sie wären Ihr Bruder.“

Der in seinem Haus und in seiner Wahnidee von der Verjüngung vergrabene Pöhlig sowie der Jagdhüter waren damals die einzigen Menschen, für die Zwiemann nicht ein Einzelwesen war, sondern ein Brüderpaar, das sich sehr ähnlich sah und das man daher immerfort verwechselte. Die Arbeit im Labor leistete und leitete ursprünglich Bartholomäus, aber Gert mußte ebenfalls eingeführt werden, um nach seiner endgültigen Abfahrt aus Berlin Pöhlig überwachen und mit ihm unterhandeln zu können. Es war für alle Beteiligten völlig gleichgültig, was sich Pöhlig unter Zwiemann dachte. Die Hand, die zahlte, war allein für seine Haltung entscheidend, nicht, wer sie hinhielt.

„Seit wann essen Sie, wenn ich komme?“ fragte Gert.

„Ich habe gar nicht gegessen, ich habe gearbeitet.“

„Es soll doch kein neues Anophelin hergestellt werden, bevor Frankfurt sich entschieden hat!“

„Was geht mich Ihr Unophelin an! Ich habe schließlich auch noch eine kleine Nebenaufgabe zu bewältigen, von der Sie mich schon genug abgehalten haben!“

Gert schwebte die Frage auf der Zunge, ob er lange kein Unheil mehr angerichtet habe, aber er schluckte sie herunter, denn in der Haltung Pohligs lag eine ungewohnte Widerstandskraft.

Daß er den Besuch eines Baron de la Motte gehabt hatte, gab Pohlig mit einer überlegenen Geste sofort zu. Woher er den Herrn kenne? Pohlig erwiderte, er sei berühmt genug.

„Was hat Ihnen denn der Herr de la Motte gezahlt?“ frug Gert.

Pohlig lachte ihn aus. Nichts. Er habe Grund, über diese Frage beleidigt zu sein, aber er nehme Zwiemann nicht mehr so ernst.

Nichts gezahlt? Konnte stimmen. Sparsam sind die Leute aus Frankreich immer! Wenn aber Pohlig ohne Geld so sicher gemacht und aufgehebt worden war, blieb der neue Einfluß ja noch viel gefährlicher. Gert bohrte Pohlig mit Kreuz- und Querfragen von allen Seiten an und brachte nach einer kleinen Stunde folgendes heraus: Pohlig war „Erfinder“, also ein Mensch, dem in der ganzen Schöpfung nur die Zelle wichtig war, die er kraft einer Berufung umgestalten sollte. Geld war ihm nur solange von Bedeutung, als er es nötig hatte, um sich und sein Laboratorium dem Verjüngungselixier zu erhalten, das er mit eigener Kraft nicht durchsetzen konnte. Zwiemann war sein Fronherr, dessen Unophelin er verachtete und haßte. Aber er brauchte Zwiemann solange zum Leben, bis er einen fand, der ihn in seiner Verjüngungstheorie ernst nahm.

In diese Kerbe traf de la Motte. Alles, was mit Parfüm und Körperpflege zusammenhing, interessierte ihn sowieso. Hier kam nun die Röderwirkung hinzu.

„Endlich bin ich so weit“, schrie Pohlzig schließlich, sabberte, tanzte und fuchtelte wie ein Gnom vor Gerts Nase herum: „In ein paar Jahren wird jeder Mensch das Pohlzigsalz in seinen Knochen haben. Nach meinem Prinzip werden bereits die Kinder wachsen lernen, auch die angeblich Erwachsenen, die heutzutage das Wachsen verlernt haben und darum absterben müssen.“

Gert gratulierte ihm und frug bescheiden nach den greifbaren Versprechungen, die ihm der Herr de la Motte gemacht habe?

„Er fährt in ein paar Tagen mit mir nach Frankfurt. Dort führen wir meine Erfindung dem Generaldirektor der Anilinwerke selber vor. Er ist befreundet mit ihm. Und wenn der nicht zieht – aber er heißt an, verlassen Sie sich drauf! Es sind nicht alle Menschen so vernagelt wie gewisse Herren, die mir nahestanden . . .“

„Danke schön!“ schaltete Gert ein.

„Dann fahren wir nach Brüssel zum Weltsyndikat. Ihr werdet noch alle das Staunen lernen, Kinder!“

„Wir werden Sie noch einmal anbeten, Pohlzig! Aber sagen Sie mal, was zahlt Ihnen denn der neue Bewunderer ganz nebenbei für unser Anophelin? Ich meine, für die Konstitutionsformel? Für das kleine Fetzchen Papier, wo sie draufsteht?“

„Sie sind ja noch viel schlechter, als ich annahm! Pfui Teufel! Wer den andern für einen Verräter hält, ohne Grund, ist selber einer! Ich will Ihnen einmal den Star stechen! Sie sollen erfahren, was ich für Sie getan habe! Ich habe dem Baron gesagt: Weil Sie erst heute zu mir gekommen sind, hätten Sie eine verhungerte, ausgetrocknete Mumie gefunden, wenn Dr. Zwiemann nicht gewesen wäre!“

„Höchst erfreulich, daß Sie ihn auch noch auf dies Thema gebracht haben! Hat er gefragt, ob ich hier bin? Hat er etwas von Frankfurt gesagt?“

„Er meint, Sie wären in Frankfurt, um dort weiter zu antichambrieren. Ausichtslos — hoffnungslos — nixli:bigli! Die in Frankfurt führen Sie an der Nase herum. Ich aber, ich, euer kleiner Pohlig, ich habe ihm eröffnet, daß ich das Verjüngungssalz nur verkaufe, wenn euer Anophelin mit übernommen wird. Bringt nicht soviel Geld, wie ihr euch einbildet, aber noch viel zu viel. Für diesen Dre . . . — na, ich bin ein höflicher Mann, ich will nichts sagen!“

„Über das Anophelin soll auch in Frankfurt verhandelt werden und eventuell in Brüssel?“

„Ja.“

Gert sagte nach einer langen Überlegungspause, in der er grauenhafte und schreckliche Gedanken erwogen hatte:

„Lieber Pohlig, ich muß Sie etwas ganz Dummes fragen. Sie wissen ja, mein Bruder versteht mehr von diesen Dingen als ich. Was könnte es uns schaden, wenn die Anilinwerke oder das Chininsyndikat unsere Geheimrezepte bekämen?“

Pohlig schüttelte den Kopf über diese unbegreifliche Beschränktheit. Er erklärte Gert, daß durch ein Bekanntwerden des Rezepts die Patentierungsmöglichkeit genommen werde, sogar die Gefahr bestehe, daß sich die Konkurrenz entscheidende Bestandteile ihrerseits sofort schützen lasse und dadurch im Ausland zum mindesten die Herstellung des Anophelins verhindern könne. Abgesehen davon zahle man doch nichts mehr, wenn man etwas schon habe.

Gert sank nach dieser Aufklärung totenbleich mit Fieberflecken auf der Stirn in einen Sessel. Es war ihm zumute,

als ob es drinnen in der Brust anfangs zu schmelzen und zu tauen, ein unsicheres, heißes und ängstliches Gefühl.

Pohlig faßte seine Haltung nicht als körperlich bedingt auf, sondern als Angst vor der Gefahr, in der das Anophelin-geheimnis schwebte. Er sagte tröstend:

„Sie brauchen sich keine Gewissensbisse zu machen, daß Sie mich manchmal schlecht behandelt haben. Ich trage nicht nach; ich lasse Sie nie im Stich!“

Gert gab ihm die Hand und tat so, als wisse er nicht, daß Pohlig in Frankfurt und spätestens in Brüssel schon aus Prahlerei und Schwachsucht zum Verräter werde.

„Hören Sie, lieber Pohlig, ich habe eine Bitte! Eine einzige! Verhandeln Sie in Frankfurt nicht ohne mich. Nehmen Sie mich mit! Ja? Ich fahre Sie in meinem Wagen hin. Das ist viel, viel schöner als Eisenbahn! Ein Erfinder wie Sie darf nicht mit fremden Leuten im Abteil sitzen. Sie könnten überfallen, bestohlen werden, denn Sie nehmen doch die ganzen Geheimformeln mit, wie ich Sie kenne, Sie werden sie doch hier nicht allein lassen. Also — Sie lassen mich dabei sein und geben nichts, gar nichts vorher aus der Hand!“

„Wenn Sie durchaus wollen — Ihre Angst kann ich ja schließlich begreifen —, fahren Sie mit, seien Sie dabei! Ich brauche sowieso einen Sekretär!“

„Und einen Chauffeur!“ setzte Gert mild hinzu.

14

Sobald Gerts Bericht keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß es de la Motte war, der die Firma Pohlig aus der Geheimbeschreibung herausentwickelt und diese photographiert

hatte, glaubte Bartholomäus, bei Dekker einen Schlag gegen das Syndikat und seinen Vertreter führen zu können.

Der Freiherr von Gell hatte dem Geheimrat als Freundschaftsgeschenk ein Halbstück eines ganz besonderen „Apfelweins“ geschickt, den sonst der Weingutsbesitzer nur selbst genoß. Es war ein etwas heimtückisches Getränk, das sich zunächst unterschätzen ließ und erst die volle Blume entwickelte, nachdem man auf den Geschmack gekommen war. Dann auf einmal versank die übrige Welt mit ihren läppischen Genüssen, es blieb nur noch eine Wahrheit: dieser Wein. Aufhören war dann unmöglich, jede Widerstandskraft zerbrochen. Wie glühendes Feuer lief das Getränk durch die Adern, und dieser Brand wollte und konnte nur mit gleichem Wein gelöscht werden.

Alibi und Aliba hatten jetzt morgens viel zu tun, bis sie den Herrn aufstehmunter machten. Er duschte kalt, preßte den großen Badeschwamm mehrmals im Genick aus, war dann auch so weit, die Dinge wieder scharf und klar zu sehn — aber zu hart. Mit dieser Gewaltkur wurde die sanfte Substanz aus dem Gehirn herausgespült, die die verschiedenen Gefühle gegeneinander abdichtete und den Gedankenverkehr geräusch- und schmerzlos machte.

Wenn er jetzt von einem Telephongespräch ins andere gerissen wurde, die Besucher ihn mit den verschiedensten Themen übergangslos bedrängten, knackte und glühte es in seinem Kopf. Er hatte manchmal die Empfindung, nun kommt wirklich der Kurzschluß; es kribbelte, zitterte und gab schließlich einen stechenden Schmerz. Er hielt dann kurz entschlossen den Schädel zum Fenster hinaus. Der Mainwind küßte ihm die feindlichen Funken wieder aus dem Haar. Aber wehe dem, über den sich dann der Rübel seines schlackigen Zorns ergoß.

„Was wollen Sie? Wer — Sie? Herr Dr. A. E. Zwiemann aus Ruckuckenheim! Also Sie wollen behaupten, daß der Vertrauensmann meiner großen Geschäftsfreunde Sie bestohlen hat! Sie sind wohl größenwahnsinnig!“

Bartholomäus ließ ihn wie einen wilden Tiger auf und ab laufen und spritzte jedesmal, wenn sich der Geheimrat beruhigen wollte, ein kleines Wort in seine Wut.

„Wenn Sie mich nicht schützen, lasse ich die Kautio für verfallen erklären.“

Wieder brauste der Geheimrat los. Bartholomäus wiederholte mit singender Stimme, im Tonfall des Evangelisten in der Matthäuspassion:

„Kautio verfallen erklären.“

Der Geheimrat wollte ihn endgültig hinaus schicken, aber sein Gedankengang geriet plötzlich durch eine überraschende Weichenstellung in eine ganz andere Richtung. Er fiel in seinen Ledersessel, seine Augen weiteten sich, das blaue Muttermal auf seiner Lippe begann zu beben, er lächelte, einem Bild mit grünen Wiesen entgegen, das plötzlich auf ihn zufuhr.

Da lief ein Kind in flatterndem Kleid auf eine Blume zu, und es war auch ein Ginsterbusch da, der immerfort Knospen aufbrechen ließ, alle gelb; helles, durchsichtiges Zitronenfaltergelb. Das Kind sah jetzt aus wie Claris, und doch nicht nur wie Claris, auch wie dieser Mann da drüben . . .

Der Geheimrat wischte sich die Augen aus und bückte mit der flachen Hand das faltige Gesicht. Eine Schwinge des großen Schattenbringers hatte ihn getroffen. Er war ganz ohne Angst geblieben, ein Mann.

Er blickte wieder auf:

„Entschuldigen Sie, Doktor! Ich muß mich manchmal aufregen. Wie ein Topf Milch überkocht. Aber nun bin ich ganz mild, daß mich ein Kind anfassen kann. — Also schießen Sie los! Was soll ich tun?“

Bartholomäus war betroffen. Gegen diesen ruhigen, überlegenen, väterlichen Freund, der über ihm schwebte wie auf einer Wolke, war mit spitzen Worten nichts mehr auszurichten. Es drehte sich auf einmal überhaupt nicht mehr um die Sachen, die sie zu besprechen hatten, sondern um ihr beiderseitiges Kernproblem: wie stehen wir zwei in Zukunft zueinander?

Bartholomäus entwickelte die Möglichkeit, de la Motte den Diebstahl im Labor nachzuweisen. Eingebrochen war er wohl kaum. Es mußten also Besuchskarten gefälscht worden sein, für ihn oder seine Agenten. Das war herauszubekommen, wenn man die draußen sorgfältig aufbewahrten Karten Stück um Stück prüfte, die Wächter und Assistenten vernahm.

Dekker hörte ihm zu, aber heimlich belustigte er sich über seine Vorschläge; in seinen Augen und Mundwinkeln rätelte sich Spott. Bartholomäus merkte es schließlich, brach ab und frug, ob er ihn nicht ernst nehme. Ihn schon, antwortete der Geheimrat, aber nicht, was er da gesagt habe.

„Sehen Sie: ich bin im Kriege mit meinen geringen Kenntnissen für den Geheimdienst tätig gewesen. Soll ich Ihnen mal Ihre Unterschrift fälschen? So genau, daß Sie selber die echte von der nachgemachten nicht unterscheiden können?“

Bartholomäus erklärte, die Zivilisation sei zum Untergang bestimmt, wenn das wahr sei.

„Auf unserer Seite kennen nur ein halbes Duzend Männer das Geheimnis, und die nehmen es mit sich, übertragen es

vielleicht auf einen Sohn oder dessen Ersatz, bei dem es in den besten Händen ist. Wir haben uns damals einen Sport daraus gemacht, auch im Inlande nie mit echten Papieren zu reisen. Was Sie da gemacht haben, um Ihr Geheimnis zu sichern, war Stümperei. Nehmen Sie mir das bitte nicht übel. Sie müssen damit rechnen, daß die von drüben ebensoviel können wie wir. Wir haben uns damals gegenseitig manchmal nette Rätsel aufgegeben. Eine tolle Sache, der heimliche Krieg hinter den Fronten! Immer um das Ganze, um Leben und Tod! Rotes Kreuz gab es bei uns nicht . . .“

Der Geheimrat schloß seine Erinnerungen auf und begann zu erzählen.

Auf Bartholomäus wirkte der ab und zu stoßende Fluß seiner Erzählung allmählich wie eine Markose. Er wehrte sich. Er versuchte, wach zu bleiben, klar zu denken. Schließlich brach er aus, sprang mitten in sein Hauptthema und versuchte in einem überraschenden Anlauf, den Geheimrat zugunsten des Anophelins zu überrennen. Er verlangte gleich alles: Dekker solle das Syndikat mitsamt seiner Völkerbundspropaganda sprengen, denn er könne das, wenn er nur wolle.

Dekker lehnte freundlich, aber ein für allemal ab. Er könne ihm die innersten Gründe nicht sagen. Aber Gert würde wie er handeln, wenn er sie kenne. Da machte Bartholomäus einen zweiten Sprung. Der Mann Dekker gefiel ihm über die Maßen; nur er und die Verbindung mit ihm schien ihm noch von Belang zu sein. Das bisherige Ziel, Menschheit und Malaria, Anophelin und Machtposition waren ihm in diesem Augenblick unwichtig und unwirklich. Aber er hatte ja noch einen zweiten Schlüssel zu ihm und seinem Vertrauen: Claris! Er war seiner Sache bei ihr sicher: nur sein Zögern stand noch zwischen ihnen.

Er überwand es. Er bat in den einfachen, üblichen Worten um die Hand seiner Tochter.

Decker fiel aus seiner Wolke herab. Er erhob sich und schob den schweren Sessel einen Meter zurück, daß die Füße knackten. Seine Stirnader schwell, und die blaue Blase auf seiner Lippe drohte zu plagen.

„Was“, schrie er, „Sie wagen mir das zu sagen, Sie, ein Niemand, ohne Vater und Großvater, ein Mann, der keiner ist, sondern Bücher schreiben muß, weil irgend etwas in ihm nicht stimmt! Wer weiß, vielleicht ist Ihr Vater im Irrenhaus gestorben! Ich war drauf und dran, Ihnen bei mir eine Stellung mit Prokura anzubieten. Ich hätte Sie später sogar vielleicht in mein Direktorium genommen. Aber gleich mein Nachfolger, Herr, das geht zu weit! Ich bin noch ziemlich rüstig, und meine Tochter hat es verdammt nicht nötig, sich nach einem neuen Schützer umzusehen. Wenn aber, dann nicht Sie! Nicht einen, der sich einführt wie Sie! Denn da ist etwas faul im Staate Dänemark! Das riecht man doch!“

Als Bartholomäus die langen Kurven um den Anilinhügel hinunterwankte, hatte er das brennende Gefühl, wegen der Zwiemannidee geprügelt worden zu sein.

Es wurde an diesem Abend sehr spät, bis der Geheimrat das Apfelweinkonzert abbrach und nach Hause fuhr. Bei solchen Gelegenheiten fühlte er sich nicht gern beobachtet. Sein Chauffeur brauchte und durfte nicht länger warten als bis zehn Uhr; wurde es später, nahm er eine Droschke. In der Dde tat jeder, als sähe und hörte er um diese Zeit nichts; die Frage, wann er nach Hause gekommen sei, wäre ein nicht vorstellbares Sakrileg gewesen.

Aber diesmal brannte im Treppenhaus Licht. Die Hunde waren nicht im Mädchenzimmer versteckt, sondern tobten ihm entgegen. Auf halber Treppe hörte er die Stimme seiner Frau. Was war los?

Der Diener hatte sich einen Stuhl mitten in den Hausflur gestellt, um unter keinen Umständen zu verschlafen.

„Der Herr Geheimrat wollen sofort mit Berlin sprechen. Es laufen dringende Voranmeldungen. Darf ich dem Amt Bescheid geben?“

Decker stieg das Blut zu Kopf, daß es ihm ab und zu wie mit einem Propfen die Ohren abschloß. Er war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen und stolperte auch noch über den wackelhabenden Stuhl.

„Wer will mich aus Berlin sprechen?“

„Der Herr Baron de la Motte!“

„Laß ihn die Motten kriegen!“

Er wollte sich durch Schimpfen entlasten, aber oben ging die Tür zum Schlafzimmer seiner Frau.

„Was ist das für eine neue Mode, daß mir nachts Familienempfang bereitet wird? Hängt wohl noch irgendwo eine Blumengirlande: ‚Herzlich willkommen‘!“

Clariss trat ihm entgegen.

„Pa — es handelt sich um Helmut.“

„Der macht doch seinen Kram allein. Oder macht er ihn nicht mehr allein? Oder überhaupt nicht mehr?“

„Wir wissen nicht sicher, worum es sich handelt. Aber Helmut spielt dabei eine Rolle. S irgendeine für dich sehr unangenehme Rolle!“

„Wenn mein Sohn eine Rolle spielt, so kann das für mich höchstens erheiternd, aber niemals unangenehm sein. Wer sich

als Clown benimmt, über den muß man lachen. Sag das seiner Mutter. Bring sie zur Ruhe und gute Nacht."

Damit verschwand er in seinem Arbeitszimmer.

Frau Dekker saß aufrecht in ihrem Bett. Es bestand aus lauter kleinen Kissen, die sich wie ein Mosaik zu den verschiedenartigsten Landschaften schichten ließen, je nachdem, welches Glied sie schmerzte. Neben dem Bett stand auf einem flachen Marmortisch eine Batterie kleiner Flaschen, eine Art Muster-sammlung der pharmazeutischen Abteilung, zur Rechtfertigung ihrer angeblichen Schlaflosigkeit. Außerdem flackerte da noch ein Nachtlicht uralter Beschaffenheit: eine kleine Mabasterschale mit einem schwimmenden, in einen Rort eingesetzten kleinen Docht. Die Flaschen und Büchsen gewannen unter seinem Geflacker ein geisterhaftes Leben. An den Wänden blähten sich Gespensterschatten. Claris konnte sich noch an die Schauer erinnern, die sie als Kind überfallen hatten, als sie eine Nacht im Zimmer der Mutter schlief.

Frau Dekker-zum-Bienenstock hatte schon einen tüchtigen Löf-fel-Brom geschluckt, um den Angriffen der Nachtangst nicht wehrlos gegenüberzustehen. Die Worte lagen nun schwer in ihr wie Blöcke, sie brachte sie nicht mehr oder nur stark angestoßen heraus.

Claris setzte sich auf das Bett der Mutter, nahm ihre weiße, feinädrige Hand in den Schoß und starrte in das um ein kleines, zappeliges Dasein kämpfende Licht. Die beiden Frauen lauschten den schweren Schritten im Nebenzimmer. Der Geheimrat ging auf und ab, um den Anruf nicht zu verschlafen.

„Warum bist du so spiz im Gesicht, Claris? Du solltest dich hinlegen!“

Claris schüttelte den Kopf. Sie hörte nur halb zu, denn ihre Gedanken hatten wieder einmal das Erlebnis des letzten Tages

hervorgeholt, dachten es hin und her, prüften und suchten nach einer weniger verhängnisvollen Deutung. Es handelte sich um folgendes:

In ihrem Hause verkehrte der Polizeiaffessor, der die Auto- unfälle untersuchte. Er war gefürchtet und allseits gut behandelt, denn einmal bekam jeder mit ihm zu schaffen. Claris wollte Zwiemann helfen, falls der gestürzte Radfahrer trotz seines Handgelds und Zwiemanns Unschuld einen Erpressungsversuch durch eine Anzeige vorbereiten sollte. Sie sagte dem Assessor auf den Kopf zu, Dr. Zwiemann habe sich über den Eifer beschwert, mit dem man in Frankfurt seine Berliner Nummer verfolge. Der Assessor hatte den Kopf geschüttelt: Dr. Zwiemann habe weiß Gott keinen Grund zur Beschwerde, eher zum Lachen, denn jedesmal, wenn aus Frankfurt eine Anzeige komme, und dies sei schon die dritte, bringe er ein einwandfreies, nicht zu widerlegendes Berliner Alibi. Ob er's umgekehrt auch so mache, wisse er nicht, da die Berliner Rechtshilfeersuchen nicht durch seine Hände liefen. Dieser Dr. Zwiemann müßte mit einem Bein in Berlin, mit dem anderen Bein in Frankfurt stehn, und zwar jeweils auf dem, das ihm passe.

Also war es doch richtig, daß Zwiemann in Berlin immer wieder seine Freundin besuchte, mit dem Flugzeug oder mit Gott weiß welchem Zauber? Auf jedes Zusammentreffen mit ihr kamen ein paar Nächte Berlin!

Da — schrilles Läuten: das Berliner Gespräch! Die beiden Frauen hielten den Atem an, Claris mit dem Ohr an der Wand:

„Wer spricht? De la Motte?“ Zunächst brüllte der Geheimrat in den Apparat; seine Stimme war noch auf die Register abgestellt, die er unten auf der Treppe gezogen hatte. Er

schimpfte freilich nicht, im Gegenteil, er wandte Höflichkeitstoskeln an, nur mit der Betonung eines Holzfällers. Dann sprach endlich der andere, lang, immer länger. Die Membran zitterte, aber gab nur einen einförmigen blechernen Ton, man verstand nichts nebenan. Ja — ja — ja — hakte Dekker in gleichmäßigen Abständen dazwischen.

„Mein Sohn macht einen Film — mit der Wallner — herzlichen Glückwunsch! Ich werde mir die Uraufführung ansehen! Woher haben Sie es? Von der Wallner selber? Herzlichen Glückwunsch, diesmal Ihnen, zu dieser Bekanntschaft!“ An dies Wort schloß er ein zynisches Lachen.

Clariss begann bei dem Namen Wallner zu zittern, sie setzte sich.

„Was hast du nur? Der Junge — der tolle Junge! Einen Film mit der Wallner! Er wird sich noch durchsetzen! Gott, wenn mir das in Erfüllung ginge! Mit der Wallner!“

Clariss hielt ihr den Mund zu.

Aber es war nicht mehr nötig, denn nebenan schrie der Geheimrat, entfesselt, trampelnd, einen Stuhl umrennend:

„Mein Sohn ist nicht mein Sohn! Es ist mir schnurz, welche Reden er dem Briand in den Mund legt und dem Mussolini. Warum sollen sich diese Holzköpfe in seinem Film nicht von dem Anophelin unterhalten und Weltrettung spielen. Wenn wir nur unser Chinin im echten Genfer Protokoll als das Alleinmittel bestätigt bekommen und die Abschlußziffern in unseren Bilanzen . . . Wie — das werden wir nicht, wenn die Öffentlichkeit derart beunruhigt wird? — Aufgeklärt? — Sie meinen, das ganze Geschäft geht uns flöten? Wer steckt denn dahinter? Zwiemann! Der ist doch hier! Nein — bei Ihnen? Gestatten Sie mir, über Ihre Leichtgläubigkeit zu lachen. Wenn Ihre übrigen Nachrichten auch nicht besser sind . . .!“

Der Geheimrat brach das Gespräch ab. Hinter ihm im Halbdunkel klappte leise die Tür. Claris trat ein. Sie eilte auf ihn zu, sprang ihm auf die Knie und saß dort wie so oft als kleines Mädchen.

„Kannst du nicht Frieden mit ihm machen?“

„Ihm? Sagst du einfach ihm?“

Das Gespräch mit Berlin kam noch einmal. De la Motte wurde dringlicher. Er könne Brüssel und Paris die Meldung von dem Völkerbundsfall nicht vorenthalten. Dekker müsse seinem Sohn die Veröffentlichung verbieten, die ihn selber und seine Chininproduktion unmöglich mache, als Barbarei gegenüber dem allein wirksamen und durchgreifenden neuen Mittel hinstelle, von den Kolonialmächten noch bezahlt, um die farbigen Völker matt zu halten. Wenn Dekker nicht eingreife, sähe es aus, als triebe er doppeltes Spiel.

„Aber ich kann doch nicht. Mein Sohn ist volljährig und nicht mehr mein Sohn. Ein Herr Höhnberg!“

Claris stand nun dicht neben dem Vater, war nicht mehr, wie vorhin, durch eine Wand vom Apparat getrennt. Sie hörte, wie de la Motte in Berlin in das Telephon hineinlachte. Niemand in der Welt werde dem Geheimrat das glauben. Deutsche Treue werde es heißen. Ein Zollkrieg würde die Antwort sein. Wenn nicht überhaupt Einfuhrverbot für Anilinprodukte, internationale Warnung durch die Völkerbundscommission, die sich nicht lächerlich machen lasse.

Der Geheimrat warf den Hörer auf die Gabel, daß die Muschel in Stücke sprang.

Dann wurde es totenstill im Raum. Die Wanduhr versuchte verzweifelt, Stimmung zu machen. Sie begann, umständlich anzuschnurren und Ruckuck zu schreien.

„Vater! Nur Zeit gewinnen! Es findet sich noch ein Weg!“

„Zu ihm? Wie? Du hast gehört, wer mir das alles eingebracht hat! Nur ein Gedanke an ‚ihn‘ ist schon Hochverrat!“

Hochverrat! Das Wort schlug Claris ins Gesicht. Was war ihre erste Pflicht? Wer war sie: Claris Dekker. Tochter dieses Mannes, Erbin des Werks. Sie erinnerte sich an ihr Wort, das sie dem Vater verpfändet hatte: wenn es um ihre gemeinsame Sache ginge, solle ihre Person verzichten, ihr Wunsch verstummen, ihr Herz schweigen. Nach einem letzten Ringen hob sie den Kopf, klemmte ihn mit den Halsmuskeln fest, wie ein Fechter auf der Mensur, der alles aushalten, aber nicht feig werden will, und sagte:

„Ich werde nach Berlin fahren und mit Helmut reden. Ich bin die einzige noch, die ihn umstimmen kann.“

Dekker zog Claris an sich.

„Soll ich dir abraten — nein! Warum sollst du nicht ebenso tüchtig sein wie ich. Warum kannst du nicht noch tüchtiger sein! Du mußt es sogar. Denn du bist Claris, mein Alles!“

Er marschierte dann im Zimmer auf und ab, wie immer, wenn er seine Rührung verbergen wollte. Dazu sumnte er das alte Volkslied: „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt’ ich auf mein Grab.“ Er begriff jetzt den Sinn des merkwürdigen Textes: Claris war seine Lilie.

Es gibt Worte, mit denen sich ganze Generationen schrecken lassen, unmenschliche, abergläubische Formeln. Claris Dekker war auf der Hinreise nach Berlin noch ganz im Bann des „Hochverrats“, bei dessen Klang man Galgen sieht und blutbesprühte Mauern. Die Schienenstöße klangen im Rhythmus

dieses Worts. Wen würde sie letzten Endes verraten? Wem anhangen?

Ganz unmerklich fing dann die Stadt an. Ein paar kleine Häuser rechts und links, halb noch im Feld. Ein Wasserturm, Kirchturmspitzen. Aber die könnten auch zu benachbarten kleinen Orten gehören, brauchten nicht die Spannweite einer einzigen Stadt abzustrecken. Plötzlich schlossen sich die Häuser zu langen Straßen zusammen, die diese Türme miteinander verbanden. In unabsehbarer Reihe schaukelten die Bogenlampen. Die Häuserburgen wuchsen und stürzten sich auf den Zug; er donnerte ab und zu durch Tunnels, mußte sich gewaltsam Luft machen, so daß glatte, grauvernarbte Reibflächen an den Häuserstanken entstanden. Nun sah Claris auf einmal die tausend Polypenarme aus gleißendem Stahl von allen Seiten zusammenlaufen, dem einen mächtigen Kopf zu, dessen schwarzer Schlund den Zug samt allen Insassen hineinsog, ausleerte und die wehrlosen kleinen Geschöpfe in einen wimmelnden Trichter hineinschleuderte, wo jedem Schritt Gefahr drohte, Gebrüll, Geschrei und Untergang.

Claris Decker — was war hier ein Name! Jeder in dieser enggepreßten Menschenschlange hatte eine gleichgültige Aufschrift mitbekommen; keiner galt dem anderen mehr, als man im engen Gedränge an Wärme oder Bindung fühlen konnte, Ablehnung oder Verheißung. Und doch durchlief der Tag für jeden dieser Menschen seine vierundzwanzig Stunden, jedem ging eine Sonne auf und unter, jeder fühlte, dachte, strebte, litt, mit sich als dem einzigen Mittelpunkt seiner Welt. Woher kam dieser unendliche Lebensstrom? Claris ließ sich anpacken, verschlingen, um und um drehen, bis sie endlich, als sie schon fast ohne Bewußtsein war, vor den riesengroßen Hallen

ankam, über denen in phantastischen Lettern stand: Riparias Atelier.

Sie mußte überraschend und anonym dem Bruder begegnen, sonst war zu befürchten, daß er sich versteckte und verleugnen ließ. Er konnte nicht mit Worten überzeugt werden, jeder Grund hätte ein Duzend Gegengründe geweckt. Er mußte überrumpelt werden, von Gefühlen gefangen, die von Claris wider seinen Willen entzündet wurden. In den ersten sechzehn Jahren seines Lebens hatte er Raum und Lebenslust mit ihr geteilt. Mit tausend kleinen Erinnerungen sollte er gebunden werden. So hatten sie es sich zurechtgelegt, das Löwenköppchen und Claris. Sie beide wollten dem von Zwiemann eingekreisten Vater zu Hilfe kommen. Wenn es so weit war, würde man mit Herrn Zwiemann dann weiter sehen. Decker hatte dann Dankspflichten!

Der erste beklemmende Eindruck im Ripariagebäude war eifiges Schweigen. Claris hatte sich bunte Holz- und Glasbaracken vorgestellt, beziehungsloses Durcheinander, einen Jahrmarkt mit Militärmusik und Dampffirenen, Autohupen, Pferdegetrappel und schreienden Menschen. Sie schritt statt dessen durch massive Mauern, die gerade und kantig waren. Die vielen Läufer und Diener waren alle uniformiert und grüßten in strammster Haltung. Höflichkeit eines Offizierskasinos beherrschte die Wartezimmer. Undauernd wurde geschrieben; Meldezettel, Berichte; eine Hauspost zirkulierte in roten und blauen Körben; immerfort gingen Telephone.

Eine Rohrpostanlage spuckte Claris' Meldezettel wieder zurück, weil das Geburtsdatum undeutlich geschrieben war. Es war ein Haus ohne Lachen, in dem jeder über den anderen herfiel und unter gelecktester Förmlichkeit das Gift trug, das dem

unsichtbaren Diktator bei jedem Rapport über irgendwen ins Ohr geträufelt wurde. Diese Atmosphäre legte sich Claris sofort wie ein Alb auf die Brust.

Sie hatte zunächst einen falschen Namen genannt. Das berichtigte sie nun wieder. Sie glaubten in Frankfurt in den Vorzimmern des Geheimrats Dekker sehr vorsichtig zu sein, aber das war alles Kinderspiel gegen die Inquisitionsmethoden der Riparia. Sie sagte schließlich, wer sie sei, und daß sie Herrn Höhnberg nicht wegen eines Engagements, sondern als Schwester besuchen wollte.

Nun hebte ein Wispern durch das ganze Haus: die Tochter des Geheimrats Dekker ist anwesend! Man hatte hier einen großen Zorn auf Dekker, denn er hatte ein Aktienpaket der Riparia, das er mit der Deutschen Bank gepoolt hatte, im unangenehmsten Augenblick auf den Markt geworfen und seine Filminteressen abgelöst. Sie dankten es ihm nun, indem sie den Völkerbundsfilm, dessen Spitze gegen ihn unverkennbar war, in ihren Ateliers drehen ließen. Freilich steckten sie kein Geld hinein. Herr Zwiemann finanzierte. Herr Zwiemann! Der reich war, Einfälle hatte und bei der Presse außerordentlich viel galt. Presse! Dies Wort bedeutete bei der Riparia eine, den preussischen Schreckbegriff Hochverrat noch vielfach übersteigernde Fixierung. Jeder der zahlreichen Direktoren hatte bei drohender Betonung dieses Worts das Vorgefühl des hydraulischen Schraubstocks, des elektrischen Stuhls, des kantigen Felsblocks, den die alten Ägypter ganz langsam auf ihre Hochverräter herabsenkten.

Die in den Botenmeistereien wandgroß und bunt aufgemalten Organisationspläne mit Pfeilen und Törchen, Augen und Ausrufezeichen schienen umsonst in jahrelanger Arbeit geschaffen

worden zu sein. Jeder Direktor ließ sich unter Verletzung seiner Dezernatsgrenzen Claris vorstellen. Jeder hatte eine Erinnerung und eine Liebenswürdigkeit für den Herrn Papa. Keiner wußte ja, wie lange ihn die Riparia A. & G. noch trug. Die Riparia war ein großer, stattlicher Eichbaum, aber in seinem Horoskop waren die furchtbarsten Katastrophen angezeigt. Ein paarmal hatte er schon bei einem Wirtschaftstaifun alles abgeschüttelt, was sich auf seinen Ästen niedergelassen hatte. Als Claris zum zehntenmal den Herrn gewechselt hatte, der sie unterhalten und mit Liebenswürdigkeiten überhäufen sollte, faßte sie sich ein Herz, zu fragen, wann sie nun endlich Helmut zu sehen bekomme.

Noch mehr Liebenswürdigkeit. Aber schließlich gestand man ihr, daß gerade eine sehr schwierige Szene aufgenommen werde; man könne nicht unterbrechen, zumal Herr Dr. Zwiemann selbst anwesend sei. Sie war eben doch die Tochter ihres Vaters: „Dann will ich Herrn Dr. Zwiemann sprechen.“

Eine kleine Direktionsfikung trat zusammen, und deren Vieltöpfigkeit verantwortete es schließlich, Claris in die Halle V hinüberzuführen, in der gerade Zwiemann mit Höhnberg und Maria Wallner arbeitete. Man erklärte ihr, daß man sie im Hintergrund halten müsse, bis eine Drehpause käme. Dann würde man sie mit Zwiemann und ihrem Bruder zusammenbringen.

Hochverrat! Das schreckliche Wort wurde wieder durch ihr Denken gespült. Sie konnte doch nicht Zwiemann Auge in Auge mit ihm verraten!

Claris dankte für die Bemühungen. Sie müsse ihren Bruder allein sprechen. Man war sehr erleichtert und gab ihr Helmut's Adresse. Sicher könne sie ihn heute abend zu Hause erreichen.

Auch die Adresse von Dr. Zwiemann gab man ihr, falls Helmut dort sei, obwohl das schon gegen die Dienstanweisung war. Es durften prinzipiell keine Künstleradressen preisgegeben werden. Wer etwas von einem Star wollte, konnte es durch die Riparia tun, in deren Propagandaabteilung sowieso die Briefe statistisch erfaßt wurden, die jeder künstlerische Mitarbeiter vor, nach oder ohne Uraufführung erhielt.

Beinah wäre nun alles doch noch im Sinne des Löwenköppchens verlaufen, wenn nicht in der letzten Sekunde eine weibliche Schwäche Claris gepackt hätte: sie wollte doch einmal in das Atelier hineinschauen, nicht stören und niemanden sprechen. Nur von fern, vielleicht von der Galerie aus, die Herren sehen, den Bruder und Dr. Zwiemann.

Auf derartige geheime Blicke aus dem gedeckten Hinterhalt war bei dem Bau des Filmateliers bereits Rücksicht genommen. Es war eine Loge eingerichtet worden, aus der die Günstlinge der Direktion Vorschau halten, oder, wenn sie nicht weiterkamen, wenigstens die Augen sättigen konnten. Dieser Raum war gegenwärtig vom Schicksal dem Baron de la Motte als Seufzerbrücke, Vorhölle und doch auch wieder Paradies zugeteilt: von hier aus konnte er Maria Wallner beobachten.

Was auch Maria Wallner für oder wider ihn tat, er liebte sie. Die Gefinnung seines herzoglichen Blutes war nicht durch Zufallserlebnisse bestimmt. Er hatte die tausendjährige Erfahrung seines Geschlechts als einzige Wirklichkeit in sich, er kannte von Anfang an alle Dinge, soweit es überhaupt für ihn Dinge waren. Er liebte Maria Wallner, liebte sie, wie alle seine Vorfahren eine einzige Frau schließlich gewählt und geliebt haben, liebte sie noch viel glühender, als sie ganz fremde, außerhalb seiner Denkmöglichkeiten liegende Entschlüsse faßte, wurde

schließlich noch glücklicher durch diese Entschlüsse, weil sie die von seiner Beeinflussung völlig unabhängige Haltung der Geliebten unwiderlegbar bewiesen.

Maria Wallner hatte ihm in der ersten Nacht, als er eigentlich Pohlis wegen nach Berlin gekommen war, den Plan der „Eva im Völkerbund“ verraten. De la Motte erkannte sofort, was der Film letzten Endes bezwecke. Aber er war ein Ritter. Er setzte seiner Geliebten auseinander, was diese Nachricht geschäftlich und politisch für ihn bedeute. Er frug sie, ob er für sein Syndikat eine Mitteilung verwerten dürfe, die er im Bett einer Frau bekommen habe.

Seine Vornehmheit wurde fürchterlich bestraft. Er mußte hören, wie Maria Wallner den Dr. Zwiemann anrief und durch ihn erst die Nachricht für de la Motte freigegeben wurde. Er suchte nun Maria darüber aufzuklären, wie sie ihm in dieser Rolle schade. Er beschwor sie, seiner Liebe das Opfer zu bringen und abzusagen. Sie erwiderte, daß für sie die Welt der Bürger nicht existiere, Handel und Schiebung ginge sie nichts an. Sie diene der Kunst, und die Eva sei eine wunderbare Rolle.

Baron de la Motte stand in dem Raum, in den die Riparationsdirektion Fräulein Claris Decker führen ließ. Er preßte sein Antlitz an die Spiegelglascheiben, durch die man in das Atelier hinuntersah.

Unten war man gerade im Hotel des Völkerbundsrates.

Eine streng geheime Vorbesprechung wurde aufgenommen. Die führenden Geister des Völkerbundes waren hart aufeinandergeprallt. Briand hatte gesprochen. Düstere Gegnerschaft trennte die Parteien. Man läutete nach einer Stenotypistin, um ein Protokoll zu diktieren. Da öffnete sich eine ganz kleine Tapetentür, Maria Wallner trat ein. Nein, sie schwebte.

Chamberlain sah sie zuerst. Die Sonne ging für ihn auf. Dann auch für Briand, der noch den Zorn seiner Rede auf dem Gesicht hatte. Nun schmolz auch dieser Eisblock . . .

Da — halt! Maria Wallner brach ab, wandte sich um, hilfes flehend. De la Motte sah nur sie. Weiter, weiter, flüsterte er behebend. Anders Claris. Sie sah plötzlich einen Mann im Halbdunkel aufstehen und in das Scheinwerferlicht treten. Man machte ihm achtungsvoll Platz. Er wurde sofort Mittelpunkt, sammelte Briand, Chamberlain und die andern Großen der Welt um sich und spielte ihnen ihre Rolle vor. Der ganze Raum sah und horchte auf ihn.

Claris erstarrte. Zwiemann! Aber nicht der Zwiemann, der, von Hemmungen beengt, neulich neben ihr gegessen hatte. Es war sein königlicher Bruder, ein befreiter, beschwingter, ganz geistiger Mensch, weicher gewiß, aber bereiter. Mit ausladendem Schwung goß er eben seine Offenbarung über die Menschen, die dort unten um ihn standen und seinen Hauch empfangen.

Claris preßte ihre zitternden Lippen neben de la Motte gegen die Scheiben, um nicht zu schreien. Dann lief sie hinaus. Ihr Begleiter kam nicht mit.

Sie eilte die langen Korridore entlang, an salutierenden Pagen vorbei. Sie rüttelte an dem Haupttor, als hätte sie etwas gestohlen und würde verfolgt. Aber dort wußte man bereits, wer sie war. Drei Pförtner sprangen hinzu und öffneten. Man pffte nach einem Wagen. Sie sprang über alle Bemühungen hinweg und tauchte im Strudel der Straßenmenge unter.

Claris hatte sich für den Vater eingesetzt, weil sie bisher in seiner Welt gelebt hatte. Unter seinem Schatten wuchs sie seit

ihrer Geburt heran. Sie blieb ein Stück von ihm, mit gleichen Strömen und seinem Blut durchpulst. Seine Wünsche las sie ihm vom Gesicht ab, es wurden gleich auch ihre Wünsche.

Zwemmann hatte in Frankfurt noch nicht stärker auf sie eingewirkt als der Mond, dessen Lockung das Meer anhebt, ohne es von der Erde losreißen zu können. Nun aber war plötzlich das magnetische Feld gestört, das sie mit dem Vater verband. Wie ein Meteor, der mitten zwischen den Schwerkräften zweier Gestirne eine Sekunde stillsteht, bis die rasende Fahrt eine der beiden Sonnen rascher und näher heranzführt und ihn nun für immer in deren Richtung hineinreißt, trieb sie für Stunden frei, ohne Eingebung und ohne Zwang, ohne Rat und Muß, Wille und Entschluß durch die Straßen der bewegtesten aller Städte.

Augen betrachteten sie; Wolle, Seide und Menschenhaut streiften ihre schlaff schwingenden Hände; eisenbahnfarbene Signale stauten Menschenmassen um sie herum oder spülten sie mit fort in einem hegenden Sturzbach von hüben nach drüben. Aber mit jedem Schritt kam ihr alles um sie herum unwirklicher vor, sie ging immer weiter von sich selber fort, von der Stelle, da sie zuletzt eins mit sich gewesen war. Dies Vorwärtsmüssen war schwer wie im Traum; Aus schlüpfen aus sich selbst, ein wachbleibendes Sterben.

Sie wurde — weil ohne Ziel und Widerstand — in den größten Straßenzug hineingedrängt, wie alles Wasser in den mächtigsten Fluß will und keine Autodroschke sich stille Nebenstraßen ausstüfzelt, wenn sie Wagen hinter Wagen Hauptwege durchrollen kann. Darum endete sie auch endlich in dem Stau Becken der Gedächtniskirche, um die der Verkehr im Bogen läuft, entsprechend der Kreiselströmung eines Sees. Hier ging sie mit den

Menschen rundum, immerfort drängend und geschoben, gehorsam den Signalen, bis sie vor einem hellackierten Wagen stuchte, der hart an ihr vorbeifuhr. Phönix — ihr Frankfurter Modell.

Der Führersitz war nicht erhellt, damit man von innen besser sah. Die Neklamen warfen ihre Glackerlichter quer durch den Wagen. Eine Sekunde war der Mann drinnen ganz mit Scheinwerfern beleuchtet, dann verwischte ein Schattengitter die Umrisse; eine Rasenspitze, ein Stück Ohr blieb allein. Aber der eine volle Blick hatte für Claris genügt. Es war Zwiemann der Wunderbare, der Verwandelte, durchs Jenseits Hindurchgegangene, für sie Wiedergekommene; überhaupt nicht Zwiemann, sondern der Mann ohne Namen oder mit allen Namen der Erde, er, um den sie sich drehte, er selbst.

Es blieb in ihr keine Entscheidung mehr zu fällen, sie war gegeben. Sie suchte Zwiemanns Adresse, die ihr bei der Riparia aufgeschrieben worden war und die sie rein mechanisch eingesteckt hatte. Ihre Fingerspitzen waren kraftlos. Sie mußte sich erst in eins der leuchtenden, dröhnenden Lokale flüchten, niedersehen, wärmen, bis sie einen Wagen nehmen konnte.

„Der gnädige Herr ist nicht zu sprechen!“ Franz wiederholte dies mit gleicher Höflichkeit, wohl zwanzigmal. Als er aber gar nichts erreichte, setzte er schließlich hinzu: „Er ist nicht wohl.“

Claris sagte nichts. Aber in Miene und Haltung war zu lesen, daß sie sich nicht wegschicken ließ.

Franz war unschlüssig, ob er noch einmal drinnen fragen sollte? Diesen Schwächemoment benutzte Claris, um ihn sanft auf einen Stuhl zu drücken und auf die Tür loszustürzen, hinter der sie gedämpftes, ziehendes Husten hörte.

Der große Raum, in den sie hereinkam, lag im Halbdunkel; die breiten Türen zum Dachgarten standen weit offen. Die

untergehende Sonne war so groß, rot und nah, daß Claris in den Brand hätte hineinlaufen müssen, wenn sie nicht erschrocken stehengeblieben wäre.

Gert lag auf den Polstern mit den tausend Rissen, das Gesicht in den Abend gekehrt.

Sie sah zunächst nur die Haare. Ihr Herz klopfte so stark, daß sie die Worte nicht verstand, die der Mann, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, seinen beiden Heiligen rechts und links zuflüsterte.

Claris war bezaubert, nicht durch die Schönheit dieses Raumes — die verstand sie nicht —, nein, durch die menschliche Spannung in ihm. Gert hatte gerade mit Frankfurt gesprochen. Bartholomäus hatte ihm, ohne ihm den Grund angeben zu können, da er über seine Liebe zu Claris selbst zu dem Freund nicht sprechen konnte, seine Niederlage bei Dekker eingestanden. Er fühlte sich geschlagen, fast zerbrochen, und wisse nicht, wie er sich wieder aufrichten solle. Gert wäre sofort hinuntergefahren, um ihn im Jagdhaus zu treffen; aber es ging nicht, er hielt ja jetzt alle Fäden in der Hand, Film und Pöhlig, er mußte nun die Entscheidung auch für Bartholomäus erzwingen.

Der Raum mit den Heiligen und Gert war mit Abendrot gesättigt, mit der seltenen Schwermut eines Reichen, der sich verbluten und verschenken will, weil er im Leben keinen andern Sinn mehr finden kann. Claris war in der Wüstenwanderung durch die fremde Stadt ganz leer geworden, alles Frühere galt für sie nicht mehr; sie war nur noch dürstendes Gefäß, das den neuen Gott in sich aufnehmen und so zu seinem Geschöpf werden wollte.

Da rückte der Sonnenball, nahm sein blutendes Licht mit, ein aufgeschreckter Windhauch flüchtete von draußen ins Zimmer. Gert wandte sich um.

Gert wußte bisher nur, daß Dekker eine Tochter hatte, aber nicht, wie sie aussah; Claris war die Existenz eines zweiten Zwiemann ganz unbekannt. Aber jeder erkannte Ähnlichkeiten, Claris war Helmut Höhenbergs Schwester; Gert glich Bartholomäus wie einem Bruder. Vielleicht waren sie ja auch durch Andreas Mannsfeld Halbbrüder; man konnte es nicht mehr feststellen.

Eine Frau, die auf den ersten Blick einem Mann verfallen ist, und ein Mann, der die Frau nimmt, die er zum erstenmal sieht, tauchen weit in die Urzeiten des Menschengeschlechts zurück, wo die Gehirne klein und die Herzen groß waren, das Blut unbändig und allmächtig brauste und der Tod hinter jeder Vereinnung lauerte. Es galt die Nacht zu nutzen, die nur einmal bereitet war, die Wollust des Blutrausches auszuschlürfen, die zerstörende Durchdringung mit allen Fibern auszukosten, das Fest des Lebens ganz zu feiern, ohne jede Möglichkeit und auch ohne den Wunsch, sich ihm und seinen Folgen zu entwinden.

Wenn in Claris und Gert, die auf diese einmalige Weise vom Schicksal zueinander geführt wurden, überhaupt außer ihrem Blutgefühl noch Gedanken waren, so in Gert der Wunsch, gerade Dekkers Tochter sich zu unterwerfen, das Kind des Vaters, der den einzigen Freund geschlagen hatte, und in Claris die Bestätigung des Gefühls, daß nicht Bartholomäus der Verfasser ihrer Bücher war, daß sie sich ihm mit Recht entzogen hatte und nun um so sicherer und ihrer Stunde gewisser sein konnte, als sie den wirklichen Dichter und Bildner ihrer Seele fand. Jede Aufklärung, die Gert ihr in dieser langen, leiblichen Nacht gab, die Deutung der Zwiemann-Idee und ihres Feldzugs um das Anophelin, hoben Gert in ihren Augen immer höher in den Himmel. Sie glaubte ihm alles, nur das eine nicht, daß

Bartholomäus der eigentliche Finder des Zwiemann-Wegs und ihres gemeinschaftlichen Ziels gewesen sei, und Gert nie etwas anderes habe sein wollen als sein Helfer, sein zweites Ich. Sie glaubte ihm dies nicht, und darum fühlte sie in sich die Möglichkeit, von ihrem ersten Gefühl für Bartholomäus zu schweigen. Nicht Gert, Bartholomäus war für sie der Mindere, der sich zu fügen hatte. Wie alles in ihrem Leben, war auch ihre Neigung zu Bartholomäus nur Vorbereitung auf diese einzige, bis zu den Sternen erfüllte Stunde. Sie war die frühlingsoffene Erde, in die es Blumen regnet. Den Menschen, die an ihren Kausalzusammenhang glauben, kommt es so vor, als seien sie aus ihrem Schoß erblüht, während sie doch vom Himmel gefallen sind.

16

Der Geheimrat Dekker hatte Claris selber an die Bahn gebracht, weil seine beiden „Damen“ versagten. „Damen“ nannte er das Löwentöppchen und die Tante Stallburg nur, wenn er böse auf ihre Überempfindlichkeit war. Aber an die Bahn waren sie nur zu kriegen, wenn sie selber abreisen mußten, und dann kam noch das Löwentöppchen zum ersten Zug fast immer zu spät.

Sie hatte eben gar keinen Zeitsinn. Sie lebte nur im Raum, freute sich, wenn die Dinge in ihm zusammenstimmten; auch ihre Leiden bezog sie nur von körperlichen Zusammenstößen und Scheußlichkeiten. Der Tag erschien ihr morgens lang wie ein ganzes Jahr. Sie nahm sich tausend Dinge vor, traf Verabredungen, die unmöglich zu erfüllen waren, und war jedesmal über den frühen Einbruch des Abends erstaunt. Sie meinte dann, es sei nur eine Stunde seit ihrem Aufstehen verfloßen.

Die Tante Stallburg konnte mit der Uhr besser umgehen, aber sie hegte tiefstes Mißtrauen gegen die Eisenbahn, weil sie ihre alte Landschaft zerschnitten, das Gallus- und das Taunus- tor weggefressen und dafür Riesenbauwerke, groß wie die Thermen Caracallas, hingesezt hatte. In diesen mächtigen Hallen wurde man aber nicht erquickt und gebadet wie zur Römerzeit, sondern mit Lärm und Ruß überschüttet, daß ihr Trommelfell jedesmal für ein paar Tage völlig verhärtet und unbrauchbar war.

Geheimrat Dekker nahm schweren Herzens von Claris Abschied. Er zeigte es nicht. Aber er fuhr von der Bahn sofort in die „Ode“ zurück.

Dekker beunruhigte der Gedanke, daß Claris in Berlin mit Dr. Zwiemann zusammentreffen könnte. Er bereute schon, daß er bei seiner letzten Unterredung das Kind gleich mit dem Bade ausgeschüttet hatte, und bat nun das Löwenköppchen, ihrerseits die Beziehung zu Dr. Zwiemann aufrechtzuerhalten, als ob nichts geschehen sei. So naiv war es natürlich auch wieder nicht zu machen. Immerhin konnte die geborene Weißzum-Bienenstock in ihrer gütigen, herzlichen und immer taktvollen Art feststellen, ob Dr. Zwiemann die nächsten Tage in Frankfurt bleibe, vielleicht auch eine Kleinigkeit dazu beitragen, daß er nicht abreise.

Das Löwenköppchen bewegte die Angelegenheit in ihrem Herzen und nahm sich dann der Sache an, weil sie Hoffnung schöpfte, daß die schwierige und dunkle Geschichte noch irgendeinen nicht unerwünschten Ausgang nehmen könne.

Sie lud Bartholomäus für den nächsten Tag zum Frühstück ein, wie sie sich schon länger vorgenommen hatte. Er treffe sie ganz allein, ihr Mann käme nicht über Mittag, und ihre Tochter

sei, worüber er sich nach seinem vergeblichen Antrag kaum wundern könne, für einige Zeit verreist, ohne daß er sie fragen dürfe, wohin.

Bartholomäus kam, wie versprochen. Aber der Geheimrat durchkreuzt den Plan seiner Frau. Als sie schon mit Bartholomäus bei Tisch saß — Bartholomäus ihr gegenüber, auf Claris' Stuhl, — entstand draußen Lärm. Der Diener ließ das Tablett fallen. Frau Dekker sprang vom Tisch auf, obwohl die Mahlzeit noch nicht fertig war. In den letzten zwanzig Jahren war dies nicht in ihrem Haus passiert. Aber sie ahnte, daß ein Unglück geschehen war. Sie trugen den Geheimrat an ihr vorüber. Vier Träger seiner Unfallabteilung; er war schwer.

Er hatte sich in der Nacht nach der Auseinandersetzung mit Bartholomäus bei der schweren Apfelweinsitzung die kleine blaue Blase aufgebissen, die er seit Jahren auf der Unterlippe hatte. Sie war gleich wieder zugeschorft, aber er hatte gekrakt. Er war unleidlich und ungeduldig, wenn an seinem Körper irgend etwas nicht in Ordnung war. Er war in seinem Leben kaum je krank gewesen. Am nächsten Tage hatte er nach den Alarmmeldungen de la Mottes sich das Anophelinverfahren noch einmal angesehen und war ziemlich lange selber im Labor tätig gewesen. Er hatte weiter an seinem Lippenschorf gekrakt. Gegen Abend war es bereits eine rotgeschwollene Entzündung.

Dr. Damm in München, der Gert in Davos operiert hatte, liebte die Schlagfertigkeit seiner Schüler, denn aus ihm selber bligten in jedem Kolleg geniale Einfälle. Bei einem Examen hatte ein sicherer Kandidat auf die Frage, was er bei einem Gesichtsfurunkel mache, geantwortet, um seine Kenntnisse von der ganzen Schwere der Gefahr schlagend zu zeigen: „Ich exstirpiere

den Kopf.“ Damm hatte gelacht und ihm ein „Sehr gut“ eingeschrieben.

Der Geheimrat Dekker hatte keine Ahnung, daß er sich in Lebensgefahr befand, hoffte Heilung durch das Loxin des Alkohol und kratzte im angeregten Zustand wiederum.

Er schlief die Nacht kaum. Am nächsten Morgen hatte er wegen der Vertrauensbrüche im Labor erregte Auseinandersetzungen. Sein Hals war hochrot geschwollen, aber er lehnte die Ratschläge seiner Untergebenen ab. Bei einer dieser Konferenzen ließ er mit Recht die ganze Wut seines Zorns an einem besonders unerfreulichen Assistenten aus. Die treffendsten Ausdrücke ballte er zusammen und warf sie ihm an den Kopf.

Da — seine Ohren schlossen sich auf einmal, als ob einer mit den beiden Daumen dagegen drücke. Dann fühlte er einen Stich durch das Gehirn, von vorn nach hinten, aber ganz rasch durchstoßend, wie ein geschickter, entschlossener Arzt arbeitet. Die Nadel blieb in seinem Kopf stecken und begann nun zu rotieren. Das ganze Gehirn drehte sich mit. Das Zimmer stürzte um. Dekker griff nach dem Vorhang, krallte sich in den schweren Brokat und riß die Draperie im schweren Sturz mit hinab. Vom Aufschlag zitterte das Gebälk.

Bartholomäus lehnte wachsbleich, wie angefroren, an der gefaltten Wand, als die Diener den Geheimrat durch die breiteren Türen der Empfangsräume — sie mieden den engen Flur — in sein Schlafzimmer trugen. Bartholomäus sah noch, wie sie ihn auf das Bett legten. Sein Bart ragte steil in die Luft; die Augen waren blutrot und angeschwollen. Die Tür schloß sich, Frau Dekker blieb dann um ihren Mann beschäftigt. Niemand kümmerte sich mehr um Bartholomäus. Er setzte sich, selber wie gelähmt, und wartete.

Kopflose Menschen liefen um ihn herum, hasteten treppauf, treppab. Das Klappern der Türen, das Klirren der Operationsbestecke, Befehle, Weinen und Schreie wurden zur Markose. Nach langen Stunden stand ein Arzt in weißem Kittel vor Bartholomäus. Ein Diener zog ihm den Rock aus, reichte ihm Hut und Mantel. Der Mediziner verbeugte sich vor Bartholomäus:

„Ich irre mich wohl nicht, Sie sind der Sohn?“

Bartholomäus stellte sich vor, aber der andere nahm sein Gemurmel für Zustimmung.

„Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen eine schwere Mitteilung zu machen. Allgemeine Sepsis ist eingetreten. Ihr Herr Vater hat noch über zwei klare Stunden bis zur Agonie zu verfügen. Ich glaube Ihnen dies nicht verheimlichen zu dürfen, weil Sie sich sicher noch viel zu sagen haben. Wir erwarten die Auflösung morgen früh, zwischen vier und fünf Uhr. Mein Kollege Zwiß hat die Wache übernommen. Ich stehe auf Anruf jederzeit zur Verfügung.“

Der Arzt schüttelte ihm die Hand und ging. Frösteln durchschauerte ihn, ganz langsam kroch es von oben nach unten, von den Haarwurzeln bis unter die Sohlen.

Der große Geheimrat, der mächtigste Mann im Weichbild dieser reichen Stadt, eine der ganz wenigen Unterschriften, die jeden Kredit auf der Erde deckten, war beim nächsten Morgengrauen schon so arm, daß er einer Fliege nichts mehr zu wehren hatte.

Da — ein Schluchzen neben ihm: Frau Dekker. Sie lehnte sich an Bartholomäus und legte die Hände um seinen Hals, um sich zu halten.

Wäre Dekker ein einfacher Mann gewesen, hätte man ihn die Augen schließen lassen, ohne ihm Beizubringen, daß er sie nicht

wieder aufmachen werde. Aber er war ein ganz Großer, für den es keine Milde und keine Schonung gibt. Er mußte über sein Reich noch verfügen, ehe er ging.

Der älteste der versammelten Ärzte verkündete ihm das Todesurteil.

Dekker brüllte los wie ein Stier und sprang mit einem Satz aus dem Bett. Er wollte nicht. Aber der Blutverlust warf ihn sofort wieder um.

„Ich kann nicht! Ich habe keinen Sohn mehr! Claris, Claris!“ Er schrie ihren Namen durch das Haus.

Man versuchte Claris Dekker in Berlin zu erreichen. Vergebens. Ihr Hotelzimmer war leer. Sie hatte nicht hinterlassen, wo sie hingegangen war. Sie schickten den Chef der Berliner Zweigniederlassung zu Helmut Höhnberg, um ihn zu bewegen, im Flugzeug zum Sterbebett des Vaters zu kommen.

Aber nicht alle Parlamentarier sind geschickt. Der ausgezeichnete Anilinverkäufer konnte einen Ehrgeizbesessenen nicht überzeugen, der das Ziel langer, öder Jahre nun zum Greifen nahe sah. Helmut glaubte, man wolle ihn mit den alten, falschen Mitteln, mit Lügen, Verleumdungen, und wenn das nicht zog, mit Sentimentalitäten vom sicheren Erfolg fortlocken, weiter nichts.

Der unglückliche Anilinvertreter stenographierte für seinen Bericht mit:

„Ich habe mit Tendenz nichts zu tun und will als Künstler nichts davon wissen. Es geht mich nichts an, wenn meine Leistung irgend jemandem besonders in den Kram paßt und einem anderen nicht. Ich bin nicht so verbohrt, gegen meinen Vater hegen zu wollen. — Aber ich habe zu lange um mein Herauskommen und meinen neuen Namen gekämpft, als daß

ich jetzt alles selber wieder zugrunde richtete. Ich stehe endlich in den Zeitungen, ich werde interviewt, besprochen, angegriffen und verherrlicht. Ich will berühmt werden, meine Wirkung geht mir über alles! Über alles, sage ich, von Familienrücksichten ganz zu schweigen. Auf Geld und Erbschaft pfeife ich. Sie können meine feste Versicherung nach Frankfurt berichten, daß ich nie einen Pfennig von dem Geld meines Vaters annehmen werde. Darum darf man mir nicht übelnehmen, wenn es mir gleichgültig ist, ob mein Film ein paar Millionen Anilingeld in den Dfufus hinabrollen läßt. Wehrt euch doch! Ich bitte nicht, daß man auf mich Rücksicht nimmt. Macht, was ihr könnt, setzt die Zensur in Bewegung. Je mehr Lärm um den Film entsteht, um so besser!“

Helmut trat dicht vor den erschrockenen Anilinmann, mit seinen langen Armen schlenkerte er drohend, seine Augen brannten, die früher so friedlichen Haare, die das Löwentöppchen dem kleinen Jungen oft gekämmt hatte, spreizten sich wie die Locken Simsons vor der Amalekiter Schlacht:

„Ich opfere alles für den Ruhm! Alles! Wenn Sie wüßten, wie ich gelitten habe, wie mich jeder Begeisterungsausbruch, der anderen gilt, wie ein Peitschenschlag trifft — Sie verstünden mich, Sie schämten sich über Ihren Vorschlag.“

Der Unterhändler zog betreten ab; er kannte ja selbst den Ernst der Lage nicht.

Er fragte zum Schluß noch auftragsgemäß, ob er ihm nicht wenigstens sagen könne, wo Fräulein Claris zur Stunde sei. Helmut war erstaunt, zu hören, daß seine Schwester überhaupt in Berlin sei, er habe sie jedenfalls noch nicht gesehen. „Ich habe nicht das Recht, anzunehmen, daß sich Herr Helmut Deffer nur verstellt hat“, sagte der Vertreter in seinem Bericht.

Fast die ganzen zwei Stunden hindurch, in denen Dekker noch bewußtes Leben in sich hatte, schrie er nach seinen Kindern. Er verfolgte mit äußerster Anspannung jedes Telephon. Nach dem letzten Bericht des Berliner Vertreters sah er aber so klar und sicher, wie Dekker immer eine Sache sah, daß er ohne sie sterben müsse. Er streckte sich entschlossen aus, das Bett knackte, zwei schwere Tränen rollten aus seinen Augen. Er hatte dreißig Jahre gebraucht, um sie zu reifen. Dreißig Jahre hatten ihm die besten Männer, die sich in seiner Umgebung und in seinen Dienst drängten, jeden Wunsch von den Augen abgelesen. Sie warteten auch alle schon draußen, samt Karpfen, der seine Notariatsflegel eingesteckt hatte — für das Testament. Nur seine Kinder weigerten sich, seinen letzten, wichtigsten Wunsch zu hören.

Er wandte den Kopf nach seiner Frau um, die einen Arm voll Nelken hereintrug. Ihr roter Brand wärmte das fahle Zimmer. Er flüsterte: „Löwentöppchen, hilf mir doch!“

Die schwächliche Frau, von der er ganz sicher gewesen war, daß er sie überlebte, eilte hinaus und kam mit Bartholomäus zurück.

Der wachthabende Arzt stand besorgt am Bett und stellte das Steigen des Fiebers fest. Er frug, ob er den Notar hereinrufen dürfe. Frau Dekker zog ihn an der Hand mit sich hinaus und ließ Bartholomäus mit dem Sterbenden allein.

Dekker schaute ihn von oben bis unten durchdringend an: „Eine schöne, passende Gelegenheit haben Sie sich da ausgesucht, wiederzukommen. Sie meinen wohl, die Braut jetzt billiger zu kriegen. Lassen Sie sich nichts vormachen. Wenn ich erst wieder auf bin . . .“

Er kam nicht weiter. Es war plötzlich ganz still im Zimmer. Das vergiftete Blut schlug seine ersten tödlichen Blasen. Der

alte Dekker ließ sich sonst zu Geschäften aus Prinzip nicht drängen. Aber es drängte ihn nun doch etwas, das seinem Willen nicht nachgab. Also mußte er sich unterwerfen.

„Haben Sie denn schon mit meiner Tochter gesprochen? Hat sie schon ja gesagt? In einem Punkt mag sie ja mehr wissen als ich?“

Bartholomäus antwortete, daß das Blut sich entschieden habe; er habe dies ganz sicher gefühlt. Gesprochen habe er nur deshalb noch nicht mit ihr, weil — jetzt könne er es sagen —, weil er nicht Zwiemann heiße. Das sei nur ein Kampfname. Er habe unter dieser falschen Flagge nicht mit ihr reden wollen. Das richtige Wimpel aufzuziehen, sei noch nicht die Zeit gewesen. Nur der Zwang dieser Stunde entbinde ihn von seiner Schweigepflicht.

„Wie heißen Sie denn?“ Dekker richtete sich auf.

„Mein Vater war Andreess Mannsfeld.“

Dekker ließ sich zurückfallen und atmete zweiz, dreimal tief ein und aus.

„Der Sohn vom Andreess Mannsfeld! Aber, mein Junge, eure Familie ist schwach auf der Brust!“

Bartholomäus bestritt dies. Höchstens seine Mutter. Aber bei ihm sei die Veranlagung, wenn überhaupt da, schon völlig überwunden. Die väterlichen Mannsfelde seien immer achtzig Jahre alt geworden. Bis auf den Vater selber. Aber der sei einer akuten Vergiftung erlegen.

„Dem ist's wie mir gegangen. Wie heißt du mit Vornamen?“

Den Namen Bartholomäus konnte Dekker mit seinen verzwollenen Lippen nicht mehr sprechen. Bartholomäus sagte ihm, daß ihn seine Mutter Lomi gerufen habe.

„Setz dich, Lomi.“

Dekker holte seine breite Hand aus den heißen Bettüchern heraus und streckte sie ihm hin. Bartholomäus küßte sie.

„Laß das! Ich will deinen Kopf einmal anfassen.“

Der alte Dekker streichelte über das Haar des früheren Dr. Zwiemann.

„Ruf meine Leute herein, Lomi.“

Die Spitzen der Anilinwerke kamen, eifersüchtig nach Rang und Alter geordnet. Es war eine Auszeichnung, zum Sterbebett des Geheimrats Dekker gerufen worden zu sein. Das konnte man noch den Enkeln erzählen.

Der Arzt kam mit, die Kampferspritze bereit. Für die Dauer der letzten Anordnungen mußte er dies Leben festhalten.

Dekker sprach zum letztenmal zu seinen Mitarbeitern. Die Worte rangen sich nur schwer von ihm los, wie Stücke seines Lebens. Zwischen den stehenden Männern war es still wie in einem nächtlichen Wald, der unter dem leisen Tritt des Todes erschauert.

„Jeder von Ihnen könnte mein Nachfolger sein. Darum darf es keiner werden, um keine Mißgunst zu säen. Arbeiten Sie so weiter, wie bisher. Sie werden gar nicht merken, daß ich nicht mehr bin. Wenn Sie sich aber einmal über etwas nicht einigen können, lassen Sie meinen Schwiegersohn den Ausschlag geben. Hier! Doktor Lomi Mannsfeld! Meine lieben Freunde, es kommt bei den letzten Entscheidungen nicht auf das Wissen und das Können an, sondern um das Verwachsensein, die unlösliche Verbundenheit, das Einssein mit dem, um was es geht. Sie sind alle die großen, treuen Helfer, aber die Sache selbst sind Sie nicht. Können Sie auch nicht sein. Mein Werk ist mein Blut, für dies Blut habe ich es aufgerichtet. Achten Sie diesen Unterschied, und Sie werden es erhalten. Kommt hinzu: ich werde jetzt in meinen letzten Minuten meinem Sohn Lomi einiges sagen, was ich nur mir selber oder meinem Fleisch und

Blut anvertrauen kann. Und die Kenntniss dieser Dinge ist notwendig, um das Steuer richtig halten zu können. Wenn ich Ihnen aber diese Geheimnisse mittheilte, müßten Sie sie als kluge Geschäftsleute zu Ihrem eigenen Vorteil ausnützen, wenigstens einer unter Ihnen würde mich früher oder später doch verraten. Jedes menschliche Ding hat eine schwache Stelle, an der sie ein Kind umschmeißen kann, und von keinem Charakter soll man das Unmögliche verlangen.“

Es war selbst für die harten Fachleute nicht leicht, die Haltung zu wahren. Sie nahmen Abschied, einer nach dem andern; Bartholomäus blieb mit Dekker allein. Nicht einmal die Frau, mit der er sein Leben geteilt hatte, durfte diese letzten Worte hören.

„Glaube nicht, daß es überhaupt eine Nachfolgerschaft gibt. Was mich mächtig machte, ist nicht die Substanz, die ich euch hinterlasse; sie war doch nur mein Gerät, meine Waffe, mein Mittel. Junge — jede Substanz verbraucht sich — es liegt schon im Wort: sich! Je größer, um so rascher.

Besonders bei uns Deutschen. Bei uns richtet die Organisation allein nichts aus. Überlieferung ist da, aber sie macht es auch nicht. Nur das Genie des Einzelnen setzt sich bei uns durch. Es gibt für dich darum vorderhand nur eins: schränke ein, halte zusammen, baue ab. Stelle dich so an, als hätte ich dir jetzt hier gestanden, daß ich eigentlich bankrott sei, und nur die andern es noch nicht merkten. Um Gottes willen nicht umgekehrt! Sei ein Mann und laß dich für einen beschränkten Kopf halten. Aber wenn du soweit bist, daß sie dich als Null gestempelt haben, dann schlage los, dann zeige, daß du der Sohn des Andreess Mannsfeld bist. Lomi, und nun auch mein Sohn! Das, siehst du, das ist das ganze Geheimnis, um des

willen sie dich als ihren Führer achten sollen. Und nun erzähle mir von Claris, du! Nun wird es Zeit . . .“

Der Todeskampf begann. Der Geheimrat Dekker befahl plötzlich, daß man ihn in das Hochhaus bringe. Droben in seinem Arbeitszimmer, angesichts seines Werks, wollte er sterben.

Es war wegen seines Zustandes ausgeschlossen. Aber er wiederholte die Bitte immer wieder, immer leiser. Das Löwenköppchen irrte im Zimmer herum, dann durch das Haus, ruhelos und verzweifelt, mit leisen Schritten, mit denen sie die Öde wie ein Gespenst verwirrte.

Da umschloß Bartholomäus den röchelnden Mann mit beiden Armen und erzählte ihm vom Zwiemann, vom Doppelmenschen, den nun Dekkers Tod wieder auseinandergerissen habe. Dekker verwob zunächst die neuen Bilder in seine Fieberträume, spaltete sein Ich und ging phantastische Verbindungen ein. In einem letzten Aufflackern seines bewußten Verstandes wischte er diese Erübungen wieder weg, richtete sich halb auf, stieß Bartholomäus zurück und rief:

„Ich hab's geahnt, du bist ja doch ein Bolschewik! Ein Attentäter wider das Ich! Der Mensch ist und bleibt allein, so kommt er, so geht er, so bewährt er sich. Ich habe keine Angst, wie ihr, vor meinem . . .“

Er sprach den Namen Gottes nicht mehr aus, drehte sich zur Wand und bestand seinen letzten Kampf, ganz allein. Als der junge Tag sich erhob, hatte er ausgelitten.

17

Im gleichen fahlen Dämmerlicht betrat Claris ihr Hotelzimmer. Das Bett wartete auf sie, für einen gesunden Nachtschlaf bereitet, voller Vorwurf. Auf dem Tisch lag ein Stapel

Telephonzettel und Telegramme. Sie war so erfüllt von dieser Nacht, daß sie nichts lesen oder hören wollte, was nicht mit Gert zu tun hatte oder von ihm kam. Sie streifte die Kleider ab, die sie nach Gerts Umarmung widerwillig und lässig übergezogen hatte. Ihre Haut trug noch seine Wärme. Sie fühlte sich befreit, als sie die Seide nicht mehr an ihren Gliedern spürte, sie wieder nackt in der Luft stand, nur noch umhüllt mit der Erinnerung an ihn.

Das Telephon weckte Gert? Sie nahm zögernd den Hörer ab: Dringendes Telegramm aus Frankfurt — Vater soeben verschieden . . .

Es gibt diese entsetzlichen Donner, die uns rühren, umreißen, durch die feste Erde hindurchwirbeln lassen, übernatürlich, weil sonst alles in der Welt sachter Übergang zwischen Werden und Vergehen ist. Einzig in solchen Überfällen des Schicksals, erschwert durch Bewußtsein moralischer Schuld, durchrasen, durchfallen wir die ganze Skala der Gefühle von oben bis unten. Wir landen dann zutiefst im Schlamm der Verzweiflung, in den uns eignes Wehren immer noch mehr hineintreibt; nur fremde Hilfe kann retten.

Clariss wickelte sich in ihren Mantel und fuhr zu Gert zurück.

Sie traf ihn in einer ganz ähnlichen Verfassung.

Bartholomäus, der geschlagene Sieger, hatte bei ihm angerufen, nachdem die nächtliche Erschütterung in das sanfte Licht eines ganz großen Glücks verwandelt worden war. Er hatte Gert gestanden, daß es ihm bisher unmöglich gewesen sei, von seiner Liebe zu Deckers Tochter zu sprechen, daß er sie auch nie als Mittel zum Zweck benützt hätte, wenn ihm nicht ein unvorhersahbares Geschick über Nacht Deckers Nachfolgerschaft in den Schoß geworfen hätte. Decker habe ihm auch Clariss

hinterlassen. Sein Glück sei unfassbar groß. Nur getrübt durch die Preisgabe des Namens Zwiemann, wozu ihn der sterbende Löwe gezwungen habe; er hätte es nicht übers Herz gebracht, ihm die Wahrheit vorzuenthalten, die für Deckers letzte Stunden der einzige Trost gewesen sei.

Clariss sei, wie die Mutter ihm verraten habe, gerade in Berlin, um Helmut Höhnberg vom Völkerbundsfilm loszureißen. Das alles sei ja jetzt überholt. Der Film müsse sofort abgeblasen werden, koste es, was es wolle. Er möge sich nur bemühen, Clariss aufzufinden, die man in dieser Nacht nicht habe erreichen können. Clariss wisse genau, wie es um Bartholomäus' Neigung zu ihr stehe, aber ausgesprochen sei noch nichts zwischen ihnen; Gert möge sein Freiwerber sein. Und noch viel mehr! Gert solle ihr seine und des Freundes Geschichte erzählen, auch die vom Zwiemann.

Gert hatte nicht die Kraft, ihn zu unterbrechen. Er hörte Worte auf sich einstürmen, die der Teufel gesagt und gefunden haben mußte.

Mit vielen Ja — ja — ja! erreichte er schließlich, daß der furchtbare Apparat schwieg.

Ihm fröstelte. Er fühlte Puls und Stirn: Fieber! Er lief hinaus auf den Dachgarten. Unter dem Gestänge, das die Sonnenregel bei gutem Wetter hielt, brach er zusammen. Er sah den Mast hinauf, unter dem er lag. Der Wind trug seine Spitze hin und her, sie taumelte über die verlöschenden Sternbilder. Gert lachte höhnisch. Nicht „taumeln“. Das ist ein literarisches Wort. Wie ich das alles jetzt hasse! Dieser Mast taumelt nicht und ist nicht „wie“ etwas, er ist in aller Wirklichkeit ein Griffel und schreibt nun mein Urteil auf den verschimmelten Sternenhimmel, er malt ein Kreuz, unverkennbar ein großes, klares Kreuz.

Immer wieder, ein Taktstock, der den Vierteltakt schwingt.
Ein Kreuz!

Clariss kam und warf sich über ihn. Die neue Angst um Gert überlötnte die Nachricht aus Frankfurt.

Gert sah sie an, beinahe wie einen Feind. „Warum hast du nicht . . .“ Er vollendete den Satz nicht. Er streichelte ihr zerzaustes Haar. Es war ihr kein Vorwurf zu machen. Keine Reue war möglich. Klare, logisch gefügte Unabänderlichkeit. Nicht einmal menschliche Schuld eines von ihnen — kein Vorwurf konnte Erleichterung bringen.

Er suchte nach einem Ausweg. Er zog ihre Lebenslinien aus, bewegte ihre Schicksale, als ob es sich um erdichtete Gestalten und um eine von ihm erfundene Spannung handelte, die er zu einem guten Ende meistern müsse. Es blieb aber immer nur das eine übrig: das Kreuz über ihm, sein Verlöschen. Denn so lange er lebte, stand er trennend zwischen Bartholomäus und dieser Frau, die ihm jetzt mit jeder Faser anhing und verfallen war. Sein Chagrinleder war aber sowieso nach seiner Meinung bald zu Ende. Einen Lungenflügel hatten sie ihm schon stillgelegt, bevor er als Zwiemann wieder auf die Erde kam. Nun hustete er jeden Tag ein Stückchen von dem anderen weg. Warum nicht gleich Schluß machen, für immer? Es war ja so leicht! Um den Tod als solchen handelte es sich doch nicht! Der war gewiß! Nur um ein paar Monate oder vielleicht ein paar verweltende Jahre! War er aber nicht mehr, konnten sich Bartholomäus und Clariss über seinem Gedenken wiederfinden, trösten, lieben.

Aber damit waren die anderen Aufgaben noch nicht gelöst, Helmut Hühnberg nicht davon abgebracht, mit dem Film, der ihn berühmt machen sollte, die Anilinwerke zu schädigen. Das

mußte verhindert werden, denn Bartholomäus war ja jetzt eins mit ihnen! Auch Pöhlig, der Verräter, war noch nicht beseitigt. Da fielen ihm unvermittelt die Strophen eines alten Landsknechtliedes ein, das er vor Jahren, als er sich noch als Waldemar Straumiß durchhungerte, in einem Kabarett vorgelesen hatte:

„Wie fahren die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weißen Schimmel
Geradeaus reiten sie . . .“

Er schloß die Augen; im feurigen Rot der durch die Augenlider drängenden aufgehenden Sonne sah er seinen elfenbeinfarbenen Wagen, von ihm gesteuert, Pöhlig neben ihm. Ein Sprung, ein Schrei, Aufschlag in der Tiefe. Zwei Kreuze am Weg über einem Abgrund. Warnung zugleich für die Lebenden. „Gerhard Straumiß“ stand auf dem einen Stein. Gerhard Straumiß! Unter dem Namen, mit dem wir geboren sind, müssen wir auch sterben.

18

Zunächst brachte Gert Claris Dekker zum Frühzug nach Frankfurt. Es war selbstverständlich, daß sie so rasch als möglich zum toten Vater fuhr. Er versprach ihr für den nächsten Morgen Flugpost.

Zum Zweiten war ein Besuch bei Maria Wallner zu machen, bevor sie das Haus verließ und ins Atelier fuhr. Der Besuch dauerte eine Stunde. Dann wurde ihr Auftreten abgesagt; die Direktion der Riparia war kopf- und ratlos.

Die Haushälterin, die Gert schon lange haßte, durfte ihn mit der Weisung hinausbegleiten, ihn nun wirklich nie wieder hereinzulassen.

Die treue Dienerin warf hinter Gert das Gartentor ins Schloß. Er blieb draußen. Innen bellten die aufgehezten Hunde. Das eiserne Gatter zitterte unter ihrer Wut leise nach; die dicken Eisenblätter schaukelten auf ihren gleichgültigen Stielen. Dann wurde es still.

Aus! Gert hatte Maria beigebracht, ihm übelzunehmen, daß er sie für seine Zwecke verkuppelt und verraten habe. Um eines Freundes willen, den er noch mehr liebte als sie. Der Fluß ihres Lebens war nie ein kerzengerader Kanal gewesen, man mußte ihm erlauben, ab und zu in eine ganz fremde Richtung hineinzustößen und dort einen See mit fremden Gewässern zu bilden. Aber immer blieb doch die Grundströmung da, die auf Gert zuhielt, einerlei, mit welchen Erlen und Eschen der Spiegel gelegentlich kokettierte. Nun hatte er ihr gestanden, wie er sie mißbraucht hatte. Sie war in ihrer Liebe und ihrem Künstlerstolz verletzt — bei ihr unheilbar. Also — zu Ende. Sie war entlastet von der Erinnerung an ihn. Sie konnte sich nun mit de la Motte verheiraten, dem Grafen von Aubigny, um Gert zu zeigen, wer sie sei, und was sie ohne ihn erreichen könne.

Ein kalter Wind fuhr ihm in die Manteltaschen. Er fror. Pöhlig war nun an der Reihe.

Pöhlig hatte in der Zeit seines ersten Erfinderglücks die besten Automarken gefahren, dann seit seiner Verhaftung außer im Sträflingswagen in keinem mehr gefahren und brannte nun darauf, wieder einmal ein Steuer in der Hand zu haben. Gert hatte ihm bereits bei seinen letzten Besuchen fest versprochen, mit ihm zu der Deckerkonferenz nach Frankfurt zu fahren und sich unterwegs am Steuer mit ihm abzulösen. Auf der großen Landstraße konnte er sich nicht blamieren, obwohl er aus der Übung war. Ganz verlernt man das Fahren ja nie.

Gert kam gerade rechtzeitig. De la Motte hatte einen Beamten geschickt, der Pohlig sofort mitnehmen wollte und daran erinnerte, auch die geheimen Anophelin-Rezepte ja nicht zu vergessen. De la Mottes Dispositionen hätten sich geändert. Er müsse heute noch abreisen, und zwar gleich nach Brüssel, nicht erst über Frankfurt, denn Geheimrat Dekker sei in dieser Nacht gestorben.

Pohlig war nicht mehr gewohnt, Entscheidungen zu fällen. Er lief ratlos durch die zwei Zimmer der Villa, die noch als Wohnräume dienten, alles andere war Laboratorium. Deren Möbel waren bis auf das Bett und ein paar Tische in der Mitte eines jeden Zimmers zusammengedrückt und mit Zeitungspapier zugedeckt. Er hatte dies Möblierungssystem erfunden, um die Polituren zu schonen und sich die Möglichkeit zu geben, tüchtige, ungehinderte Spaziergänge um diese Möbelberge herum zu machen.

„Was soll ich tun?“

Gert zeigte ihm den Wagen, der unten auf ihn wartete und mit dem sie, wenn es sein mußte, ja schon morgen in aller Frühe starten konnten. Über Frankfurt nach Brüssel, denn eine Totenvisite sei ein großer Erfinder wie Pohlig dem alten Dekker schon schuldig.

Gerts Vorschläge leuchteten Pohlig ein. Aber als Gert wieder fort war, brach die Unentschlossenheit eines Menschen wieder durch, der jahrelang ohne eigenen Willen in einer Zelle gesessen hat. Pohlig rief de la Motte an, ob es ihm recht sei, wenn er ohne seine Begleitung im eignen Wagen reise.

De la Motte war endlich mit vieler Mühe im Hause der Maria Wallner zu erreichen. Er erklärte, daß es ihm sehr angenehm sei, wenn Pohlig auf seine Reisegesellschaft keinen Wert

lege, da er, wie sich gerade eben entschieden habe, durch die Begleitung einer Dame in Anspruch genommen werde. Er erwartete ihn übermorgen im Büro des Syndikats in Brüssel.

Neben de la Motte saß Maria Wallner und streichelte dem Verlobten die Hände. Ihm, nur ihm zuliebe hatte sie die Eva-Rolle endgültig abgesagt.

De la Motte zerschmolz in Rührung und Selbstanklage. Wie er sie erkannt habe! Er schwor, nach Erledigung dieser leidigen Pöhligaffäre vom Syndikat seinen Abschied zu erbitten. Daß die Nachfolger Dekkers, wahrscheinlich ein Triumvirat aus Direktoren, den bereits unterschriftsreifen Chinivertrag annahmen, schien ihm sicher. Er wollte dann nur noch für Maria Wallner leben, ebenso wie sie dann nur noch ihm gehören dürfe. Kein Auftreten mehr auf Bühne oder Film! Er schlug ihr eine Weltreise vor. Sie hat später tatsächlich bis Singapore bei ihm ausgehalten. Dort bekam sie unter dem Gurren, Schwirren und dem Ralkregen der tausend Hoteltauben unstillbares Heimweh nach dem traulichen Dämmerlicht Berlins, gerade nach der erwartungsvollen Zwie-Stimmung zwischen Tag und Nacht, in der sich die Pupillen und die Herzen weiten, der Krampf sich löst, die Kunst beginnt.

Gerts Ramin bekam an diesem Abschiedstage viel zu tun. Es waren doch Papierberge, die aus den Schubladen zusammenkamen. Zunächst verbrannte er wahllos — alles sollte fort —, das Gute besonders. Dann vor allem die kleinen Schnitzel, aus denen noch etwas werden sollte, die Zellen, die zusammenwachsen konnten zu einer neuen Gestalt — weg damit! Der Raminschornstein fütterte den Wind mit reinem, weißgrauem Papierrauch, wie bei der Papstwahl, solange sich das Konklave noch nicht

geeinigt hat, und Tag und Nacht für das harrende Volk Stimmzettel eingeäschert werden. Ein dicker Band tat ihm leid.

„Ich bin genau so töricht wie die Mutter vor dem weisen Salomo. Lieber der anderen das Kind, als es töten lassen! Wenn so etwas nur weiterlebt, einerlei unter welchem Namen, ist man schon zufrieden. Nein. Weg damit!“

Er war ohne Maß. Er wollte alles gleich ganz und dann immer noch mehr. Jetzt suchte er sich zu zerstören. Man sollte ihn um Gottes willen nicht für einen Selbstmörder halten, der immer noch liebt, was er tötet, für die Schönheit seiner Leiche bangt, mit dem Schmerz der Hinterbliebenen buhlt. Sie sollten sich alle über ihn ärgern und aus Zorn vergessen. Wenn Justinius Kerner und die Seherin von Prevorst recht hatten, wenn selbst nach dem Tode noch ein schwebender Schatten seiner Seele übrigblieb, so sollte sie doch kein Liebender mehr mit Seufzern und Tränen wecken. Er wollte gründlich auslöschen, weil auch sein Schemen nicht mehr stören sollte.

Helmut Höhnberg stürzte in das Zimmer. Er ließ sich durch keine Klagen und Beteuerungen des alten Dieners Franz zurückhalten. Ein nur Verzweifelter ist wohlherzogen und taktvoll, verglichen mit einem, der sichere Hoffnung greifbar nahe gesehen hat und aus dieser Lage erst alles endgültig aufgeben soll.

„Zwilemann!“ schrie er. Keine Unrede, kein Titel: „Die Wallner läßt uns aufsitzen. Ich bin blamiert bis auf die Knochen!“

Der Anblick des im Kamin zerprasselnden neuesten Zwilemannbandes verschlug ihm die weitere Rede. Der eine Gedanke: Zwiemann ist aus Enttäuschung über die Wallner plötzlich wahnsinnig geworden, ließ ein Stück der Energie seines Vaters in ihm erwachen. Er goß Gerts Froschaquarium in den Kamin. Der schwere Band hatte erst am Rand der in der Hitze

aufquellenden Blätter Feuer gefangen. Helmut erstickte die Funken mit seinem Rock, besorgt wie ein Rustos.

Gert sah ihm zu und bemerkte:

„Warum unterbrechen Sie die Feuerbestattung des Herrn A. E. Zwiemann? Meines Wissens ist bisher nur einem großen Autor etwas Ähnliches angetan worden. Damals funktionierte das neuerbaute Krematorium nicht recht, das die Ehre erbeten hatte, sich mit ihm einzuweihen. Das Feuer ging aus. Vielleicht war auch sein Herz zu kalt . . .“

Helmut rettete das Manuskript aus Gerts Nähe und setzte zu der Frage an, die uns in letzter Fassungslosigkeit entfährt, von der man aber behauptet, daß sie rhetorisch sei: „Sind Sie's oder sind Sie's nicht?“

Gert antwortete, daß er Zwiemann jedenfalls nicht sei, sondern Gerhard Strauwitz heiße und mit Herrn A. E. Zwiemann eben abrechne. Eine Zeitlang habe der sich seiner Gestalt bedient. Aber der Teufel sei nun ausgetrieben. „Seien Sie vorsichtig! Unsere Vorfahren wußten, daß der böse Geist aus einem Exorzisierten heraus und gleich in einen anderen unschuldigen Menschen hineinfahren kann.“

Helmut schüttelte den Kopf: „Schade, daß es nur ein frommer, vielmehr unfrommer, Aberglaube ist!“

Gert hielt den Atem an. Er hatte dies zu einer Zeit gelernt, als er der Philosophie beflissen, sich von einem Fakir im Denken und Wundermachen ausbilden ließ. Er griff gespannten Geistes zu: der Einfall war gefangen. Aus dem Fakir wurde ein Derwisch. Gert tanzte plötzlich vor Freude. Er ließ ein halbes Duzend Flaschen von dem „Soda“ bringen, das er seit dem Abschied aus dem Davoser Sanatorium beibehalten hatte. Reich war er heut noch. Er stellte sie in eine Reihe und ließ sie

losknallen, wettete mit dem völlig fassungslosen Helmut Detter-Höhnberg um die Reihenfolge, in der die Korken sprangen. Dann badete er das Gesicht in dem frischen Puckeln. Er hatte so manchmal das Heimweh nach dem Schiff zwischen Himmel und Erde und seiner Champagnerluft weggewaschen.

Diese Umwege waren notwendig, um sich wieder abzukühlen und zu der Höhe herabzuschrauben, in der er sich Helmut verständig machen konnte. Die neue Drehung hatte im Zwiemann-Kaleidoskop folgendes gänzlich überraschende Bild ergeben:

Wenn Bartholomäus und Gert sich nun auseinandersetzen, Bartholomäus als Generaldirektor Mannsfeld alles bekam, was sie auf der Bank oder sonstwo besaßen, er selber aber mit der Grabaußschrift Gerhard Strauwitz sich beschied (falls es ihm nicht vergönnt war, ohne „identifiziert“ zu werden in die Wolken zu spritzen), blieb immer noch der Name Zwiemann übrig samt einem halben Duzend Werke, die man kannte, achtete und kaufte. Was sie an Geld brachten, gehörte zu dem, so Motten und Rost fressen, daran dachte Gert jetzt nicht. Um den Funktionsbegriff Zwiemann handelte es sich, die Bezeichnung, unter der sich die Zeitgenossen eine wirksame Kraft vorstellten, die diese Werte geschaffen hatte und neue mit ihrem Siegel prägen konnte. Dieses Siegel war wieder einmal mehr als bloße Addition des Erfolgs aller seiner Romane und Theaterstücke, es war ein Zwiemann-Begriff, in einer vierten Dimension erst begrifflich festzuhalten, aber auch eine in Geld, sozialer Achtung und gesellschaftlichen Vorteilen ausdrückbare materielle Größe.

Da vor ihm saß ein Unglücklicher, dem gerade diese Werte fehlten, obwohl er darum warb. Höhnberg wäre bereit gewesen,

ein halbes Leben darum zu opfern. Warum nicht seine Erstgeburt, seine Rechte auf die Erbschaft Dekkers?

Wenn Bartholomäus und Gert den Namen Zwiemann nicht mehr führten, konnte Helmut ihn ja annehmen, statt seines verbliebenen „Höhnberg“. Er brauchte dann nur eine gewisse Zeit aus Europa und der Nähe von Reporterkameras zu verschwinden. In zehn Jahren hatte sich die Zeitperspektive so verschoben, daß er sich in Amerika Triumphpforten zum Auftreten bauen lassen konnte.

Dies war nicht nur eine Wolke, ein Nebeneinfall, sondern ein Stück des Zentralproblems: Zwiemann-Auflösung. Bartholomäus mußte doch als Generaldirektor der Anilinwerke in der Lage sein, jedem eine Privatklage anzuhängen, der behauptete, er sei mit einem Bücherschreiber Zwiemann identisch. In seiner nun erlangten exponierten Stellung nutzte Gedrucktes nichts mehr, schadete nur, weil es mit überwundener Vergangenheit verband. Man kann sich doch nicht in einer Generalversammlung mit einem eigenen Zitat widerlegen lassen!

Helmut begriff nur sehr langsam, daß Gerts Vorschlag keine Irrlaune, nicht nur Galgenhumor war, sondern eine richtige Vertragsofferte: du wirst Zwiemann, wenn du Bartholomäus Mannsfeld deine Dekker-Rechte überträgst.

Gert machte es ihm nicht leicht, weil die Überfülle seiner Gedanken das nackte Grundgeschäft immer wieder verspottete:

„Übrigens — Sie müssen unser Rezept ängstlicher hüten als mein zweiter Zwiemann sein Anophelin. Denn sonst schreibt in Zukunft keiner mehr unter seinem richtigen Namen. Geschäftsfleuge Schriftsteller nehmen dann von Anfang an ein Pseudonym. Klappt es nicht, bleibt ihr Privatleben unbehelligt. Wird dies Pseudonym aber berühmt, hat er die Möglichkeit, die

Gesamtautorschaft an einen ehrgeizigen Millionär zu verkaufen. Das Ganze ist ein ärgerlicher Einfall, den ich nicht zu Ende denken möchte, wenn ich nicht müßte. Denn — sicherlich sind schon andere vor uns hierauf gekommen, und ein guter Teil der Literaturgeschichte ist falsch. Shakespeare-Bacon! Wer weiß, wie es mit Horaz steht! Vielleicht hat er einen genialen Sklaven besessen. Homer ist womöglich der Firmenname eines Weinhändlers . . .“

Helmut bekam Angst vor ihm. Gert vor sich selber. Er erschrak vor der Zwiemann-Logik. Er war zwar gewohnt, seinen Gestalten Schicksale zu geben, sie zu verstricken und zu lösen, aber es war ein wenig zu frivol, in lebenden Menschen zu dichten. Überhaupt nur in einem Falle entschuldbar und erträglich: wenn der Hybris-Trunkene auch für sich, zwar ohne Demut, aber mit äußerster Folgerichtigkeit die große Kurve findet, in den brennenden Dornbusch hinein oder in den kochenden Atna hinab, immer aber ohne menschliches Mitleid und ohne einen Totengräber zu bemühen.

Gert rieb seinem Sphofer Heiligen das aus einem Knorzen geschnitzte Knie, um deswillen und um den herum die ganze Figur entstanden war; er entschuldigte sich bei Helmut damit, daß er sehr abergläubisch sei.

In dieser Nacht sangen zum erstenmal im Jahre die Sprosser, vorfrühe Fliederknospen sprangen auf und entströmten den bittersüßen Duft der geläuterten Erde. In dieser Nacht verkaufte Gert den Schriftstellernamen H. E. Zwiemann mit den an ihm hangenden Urheberrechten an Helmut Dekker aus Frankfurt am Main.

Dem amtierenden und aus dem Schlaf geweckten Notar, der ebenfalls gern seinen Namen in Sperrdruck unter der Überschrift: „Das Ereignis des Jahres“ in den Zeitungen

gelesen hätte, wurde als Sonderhonorar ein kleines Juristenstück überlassen, das Gert bisher nicht veröffentlicht hatte. Es wurden dann die verschiedenen Akte aufgenommen, die alle einwandsfrei festlegten, daß Waldemar Strauwitz lediglich als Treuhänder bisher unter dem Namen A. E. Zwiemann im Auftrag und für Rechnung des Herrn Helmut Dekker dessen Dichtungen veröffentlicht habe, und daß dies Treuhandverhältnis hiermit gelöst werde. Dekker verfüge also über seine Werke in Zukunft wieder frei. Da aber nun einmal der Name Zwiemann bei Publikum und Presse eingeführt sei, behalte Dekker dies Pseudonym bei. Strauwitz verpflichtete sich, unter dieser Bezeichnung literarische Veröffentlichungen nicht mehr zu machen, während Helmut Dekker nach seinem Belieben unter dem Namen Zwiemann weiter publizieren dürfe. Gert riet ihm aber dringend ab, von dieser Klausel Gebrauch zu machen.

In besonderer Urkunde übertrug dann Helmut Dekker auf Gert Strauwitz, handelnd mit unmittelbarer Wirkung für den von ihm vertretenen Bartholomäus Mannsfeld, alle Ansprüche von Lebens und von Todes wegen gegen den Generaldirektor Gerhard Helmut Dekker und seine Gemahlin Antoinette, geborene Weiß zum Bienenstock, in Frankfurt am Main. Insonderheit erteilte weiter Herr Helmut Dekker dem obengenannten Herrn Bartholomäus Mannsfeld Generalvollmacht, ihn in allen vermögensrechtlichen Angelegenheiten gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten, da er für die nächsten zehn Jahre Europa verlasse. Ausgenommen von dieser Vertretungsmacht blieben lediglich die literarischen Belange, deren Wahrnehmung sich der Machtgeber allein vorbehalte.

„Vorgelesen, genehmigt und von den Erschienenen eigenhändig unterschrieben.“

Als die Herren wieder fort waren, wurden die beiden Heiligen über Waldemar bereits vom neuen Tagesgrauen belästigt. Sie machten widerwillige Gesichter. Dies dämmernde Zwielicht war wirklich wie schmutziger Seifenschaum. Als ob man sie renovieren und die Patina abtragen wollte. Bald salbte sie aber die erste Sonne wieder mit goldenem Öl. Sie gewannen ihre gewohnte Marterstellung von neuem lieb, blieben ruhig und heiter wie der ganze durchflutete Raum. Es waren zwei unruhige Nächte gewesen. Und der ungewohnte Zigarettenrauch, pfui Teufel!

Waldemar lag regungslos mit offenen, rotgeränderten Augen. Sein Atem flatterte. Er suchte den Hustenreiz hinunterzuschlucken, solange es ging, denn er fürchtete sich vor dem, was kam, wenn er erst nachgab. Dann schellte er Franz wach:

„Heißen Tee und Kodein aus dem Arzneischrank. Kodein! Machen Sie meine Sachen fertig. Ich verreise. Rückkehr unbestimmt!“

19

Franz war alt und langsam, Pöhlig kopflos und senil. Mit großer Verspätung fuhren Gert und Pöhlig von Berlin los.

Gert ließ es sich nicht nehmen, vorher selber noch einmal den bernsteinernen Phönixwagen ganz genau zu überprüfen. Seinen Fahrer nahm er nicht mit. Es waren viele Autodiebstähle vorgekommen; er ließ sich von seinem Wagenpfleger wiederholt vorführen, daß die Lenkfeststellung und die Bremsentkupplung tadellos arbeiteten. Er nahm ein paar kleine Reservebenzolkannen mit, worüber man in der Garage auch den Kopf schüttelte, weil es doch inzwischen auf der Strecke nach Frankfurt mehr als genug Tankstellen gab. Aber bei den Fahrern in der

Zeltengarage galt der Grundsatz: wer mehr verdient, hat recht. Wenn einer mit hochrotem Kopf neben seinem Chef stand, der Zweckloses anordnete, so daß der Fahrer hochgehen wollte, brauchte ihm aus einer Nachbarbox nur einer zuzurufen: „Verdienst du denn mehr?“, und schon hatte er seine Haltung wieder. Kein Dreinreden des Prinzipals ist aber für den Fahrer so schlimm wie der Entschluß, allein, ohne ihn loszufahren. Das ist Verneinung seiner Unentbehrlichkeit. Keine freie Zeit, kein Trinkgeld kann dafür entschädigen. Darum machte der Fahrer immer langsamer, je näher die Abfahrtszeit heranrückte. Er erhoffte in letzter Minute noch einen Stimmungswechsel, die herrlichen Worte: „Fahren Sie meinethalben mit!“ Aber die kamen diesmal nicht, aus Gründen, die er nicht verstand.

Pohlig drängte: „Wir müssen morgen früh um sechs in Frankfurt sein. Sonst sind wir zur Nacht nicht in Brüssel!“

Gert tröstete ihn: „Zwölf Uhr, immer noch sechsunddreißig Stunden Zeit!“

Auf der geraden Strecke hinter Potsdam gab er dem Wagen, soviel er vertragen konnte, öffnete die Auspuffklappe; er donnerte los.

Pohlig zuckte zunächst an jeder Straßenkreuzung zusammen. Beim Überholen geriet er ins Zappeln. Mit Füßen und Händen machte er die Lenk- und Schaltbewegungen mit.

Nach einer Stunde begann er schon Töne auszustößen: des Wohlbehagens, Schreckens oder der Trauer; dies, sobald die Staubschlange eines stärkeren Wagens sich — rabums — über sie wälzte.

In der nächsten Stunde erwachte sein Mut zur Kritik: „Hallo! — Da vorn . . . Sie sollten . . . Bremsen Sie doch! — Mehr Gas! — Sind Sie denn blind?“

„Halten Sie den Mund!“ erwiderte Gert barsch.

Die beiden Männer begannen sich zu hassen. Warum, woher, wohin und weshalb sie fuhren, war zunächst vergessen. Sie saßen beide eng aneinandergepreßt. Gert hatte die Steuerung der siebzig Pferde in der Hand. Pöhlig mußte sich zusammennehmen, Eifersucht entfachte sich in ihm, er wollte Herr dieser Maschine sein. Das war doch ein Weib, auf dem sie dahinritten, mit Schnurren, Ducken, Übertouren und dem unberechenbaren Teufel im rasenden Blut. Unter ihnen pochte das siebzigfache Herz in seinem sich überstürzenden Takt, siedendes Öl umfloß das glühende Gestänge, schwarz war sein Atem.

„Halten Sie doch das Steuer fest und surren Sie nicht immer diese scheußliche Melodie!“

Gert sang:

„Wie fahren die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weißen Schimmel
Geradeaus reiten sie!“

Die vorbeiströmende Luft riß auf die Dauer mächtig an den Nerven. Pöhlig überkam nach ein paar Stunden eine Müdigkeit, daß er die verstaubten Augenlider überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Verglast starrte er in die Richtung der Straße, die nun anfing in Wellenbewegung zu geraten. Es ging tief hinunter und an der anderen Seite wieder in die Höhe. Die Geschwindigkeit steigerte sich im Hinabrollen zum Gleitflug. Der Aufstieg nach dem tiefsten Punkt führte wie auf einem Sprungbrett in die Wolken hinein.

„Kriegt denn das kilometerfressende Vieß nicht bald eine Panne! Daß man was zu saufen bekommt! Mir brennt die Kehle durch!“

„Warten Sie noch ein Weilchen, dann spüren Sie auch das nicht mehr!“

Am Spätnachmittag, als die Luft von ihrer Jagd über die Erde heiß und schwer geworden war, die Sonne ihre Form sprengte und blutigrot auseinanderlief, sahen sie am Horizont die geschliffenen Nadeln der Erfurter Kirchen. Je nach den Biegungen der Straße wechselten die Spitzen untereinander die Stellung, waren sich bald fern, bald nah, der Größe nach aufgereiht, oder durcheinander; aber immer blieben die reinen, zarten Linien unverkennbarer Ausdruck eines Menschenwillens, der sich den verfließenden Umrissen in der Natur entgegensetzte.

„Wenn Sie jetzt nicht halten, ziehe ich die Notbremse!“

„In Erfurt essen wir. Wir haben jetzt reichlich Zeit.“

Sie umkreisten den Dom. „Soll ich einmal die breiten Treppen herauffahren?“

„Machen Sie das ein andermal — wenn Sie mich nicht an Bord haben. Ich muß meine Gedanken für Brüssel zusammennehmen. Und meine Knochen!“

Endlich hielt Gert vor einem Lokal mit schreienden Plakaten. Er bekam plötzlich Lust auf ein Kabarett. Er hatte schon manches Mal hinter polizeisicheren Läden, in Kellerluft und Tabatsbrodem, beim Knallen der Sektproppen und dem durchdringenden Rausch sich wiederholender Melodien erlebt, daß in solchem Raume das Geld plötzlich zu einer Spielmünze herabsank, daß das ganze Leben all der hineingestrudelten Bürger zu einer Blase wurde, die man mit Gejohle plazen sah, daß es keinen anderen Wert mehr gab als die Minute, in der man auf alles pfiß und spuckte, was man vorher angebetet hatte, und mit den Fußsohlen knirschend darüberfuhr. Diese Stimmung suchte er nach den Erhabenheiten der vorigen Nacht.

„Du hast verteufelt viel Geld bei dir!“ flüsterte ein super-
orydblondes Mädchen, das sich ihm schließlich auf den Schoß
gesetzt hatte.

Gert schenkte ihr einen großen Schein.

„Da, gurgele mal mit etwas Besserem als chlorsaurem Kali
und schlaf dich dort in dem Serviettenkorb ein Stündchen aus.
Ich habe mit meinem Freund etwas zu reden.“

Nun wurde er sie erst recht nicht los. Sie blieb in der Nähe;
aber es war ja schließlich gleichgültig.

„Pohlig!“ — Pohlig schnarchte schon.

„Ja, ja, ja!“

„Sind Sie jetzt nüchtern?“

„Ich war noch nie in meinem Leben so wach und frisch wie
eben jetzt!“

„Dann hören Sie mich an, Pohlig! Wir fahren nicht nach
Frankfurt. Wir fahren, wohin Sie wollen, in die Schweiz oder
nach Italien. Ich habe viel Geld für Sie bei mir. Über die
Summen werden wir gleich einig. Aber Sie brechen jede Ver-
handlung mit dem Syndikat ab und geben mir alle Rezepte,
die Sie bei sich haben. Wir tauschen meinetwegen die Brief-
taschen. Fühlen Sie mal — das Geschäft ist nicht schlecht.“

Pohlig war wirklich wach. So hell und scharf standen die
Bilder in seinem Gehirn, wie draußen die Umrisse ferner Ge-
birge nach dem Trubel eines Gewitters. Er richtete sich auf,
nahm bei vollem Überblick über die Lage eine scherzhafte
Pose ein, kniehoch, Ellbogen auf eine Sektflasche gestützt, und
krächte:

„Hebe dich von mir, Versucher!“

Gert wurde eindringlicher. Er versprach ihm die Reiche dieser
Welt, die er hatte, einen Teil jedenfalls, wenn er nicht nach der

Krönungsstadt Frankfurt und nicht nach Brüssel ziehe. Sonst stünde ihm die ganze Erde offen. Außerdem alles Bargeld, das Gert bei sich trug, das waren über zweimal hunderttausend Mark, und wenn es sein mußte, noch ein Scheck dazu. Aber Pohligh bestand auf seiner Berufung, auf den Palmen und auf dem Einzug in die Stadt.

Gert verschwand. Nach einer halben Stunde fand ihn Pohligh, wie er an seinem Wagen hantierte.

„Verdammt — ich hab mir's gedacht! Sie werden noch allein losfahren und mich sitzen lassen. Nur damit ich meinen Termin verfehle! Herr Gott, haben Sie den Wagen zugesaut — es stinkt ja überall nach Benzin.“

„Es ist nur Benzol.“

„Noch schlimmer!“

Sie fuhren in die Nacht hinein, hinter den Scheinwerfern her, die einen hellerleuchteten Tunnel in die dichte Finsternis bohrten.

Pohligh schien zu schlafen. Plötzlich aber brüllte er: „Halt! Falsch gefahren! Nach Frankfurt stand rechts auf der Tafel!“

„Ich nehme die Straße über die Rhön!“

„Wozu Rhön? Ich will nicht über die Rhön!“

Gert fuhr trotzdem weiter. Rechts vor ihnen erhob sich im ersten Dämmerlicht ein mächtiger Sarg, langgestreckt, das Kopfende wie üblich leicht überhöht. Die Milseburg. Schlafende Städtchen erschrafen, aber erst, wenn der Wagen schon hindurchgesaust war, so rasend schnell ging die Fahrt. Die Bergkuppen, die sich allmählich aus dem Nachtdunst um sie herum aufrichteten, trugen meist einen Waldkranz unterhalb des flachen Gipfels, oben waren sie kahl, wie glasköpfige Mönche. Schwabenhimmel hieß der linkerhand. Bald wurde es Zeit!

Die große Straße, die in steilem Gefäll mit ein paar windigen Kurven auf Gersfeld hinabführte, hatte sich Gert aus-
ersehen. Wenn man in eine ihrer Biegungen mit festgestellter
Steuerung hineinfuhr, bekam man einen Anlauf in die freie
Luft und erst hundert Meter tiefer wieder Boden unter die
Räder. Räder waren das dann allerdings kaum mehr.

Hinter der Wasserscheide zwischen Bischofsheim und Gersfeld
machte Gert nochmals halt. Pöhlig freute sich, denn der Rest
der Nacht drängte aus ihm heraus. Unten auf dem Gersfelder
Kirchturm schlug es 5 Uhr. Der Klöppel zitterte, die Schläge
klangen tief und verschleiert, als kämen sie aus einem im Meer
versunkenen Vineta. Während Pöhlig im Gehölz knackte, stellte
Gert die Steuerung fest und lockerte die Bremsen. Die Benzol-
kannen legte er quer, so daß sie langsam ausliefen.

Da riß der Himmel im Osten das erste Fenster auf, glückliches
Licht flutete in die Niederung. Hähne krächten. Eine Eule strich
im Gleitfluge heim. Gert ging hinüber an den Rand der Straße
schaute hinab in das erwachende Tal, das sich auf einen neuen
Tag freute. Er schüttelte den Kopf und sagte sich:

„Nein, ich bringe es nicht übers Herz. Ich fahre allein! Aber
die Rezepte muß er mir mitgeben!“

Er lief auf den Wagen zu. Pöhlig sah es, schnitt ihm den
Weg ab. Vor dem Schlag kam es zu einem kurzen Hand-
gemenge. Pöhlig war stärker als der lungenkranke Mann. Er
schleuderte ihn zu Boden:

„Wenn einer heute zu Fuß geht, dann sind Sie es! Auf
Wiedersehen in Frankfurt! Überübermorgen, wenn ich von
Brüssel wiederkomme!“

Gert konnte es nicht mehr hindern, daß Pöhlig einstieg, star-
tete, losfuhr. Statt der Bremse faßte er den Beschleuniger;

Gefäll und Vollgas steigerten den Wagen rasch auf Renn-tempo. So ging er in die Kurve. Gert schloß die Augen.

Eine Stichflamme; zwei, drei Detonationen; viel Rauch, der schwer und mit ächzendem Dohlangeschrei über dem „Schwabenhimmel“ davon zog. Was blieb, lohnte nicht einmal für den Schrottsammler aus Gersfeld.

Gert schleppte sich auf die nächste Kuppel hinauf und lag dort lange, durch einen Ring knospender Buchen von der übrigen Erde abgeschlossen, allein mit dem Himmel.

Er hatte das Empfinden, daß die Gräser ringsherum, die Hecken und dahinter der Wald ihn mit ihrer sachlichen Ruhe betrachteten. Er hatte nicht mehr die Überheblichkeit des Menschen, der nur sich selber Seele zutraut.

Dort entfaltete ein Dornbusch gerade seine Honigblüten, ohne sich zu fürchten, daß Gert sie gleich abriß. Hasen kamen und machten ihre Männchen, schnupperten gegen den Wind und hoppelten davon. Er lag wie auf einem Mantel, der ihn schwebend ins Weltall trug, zu Wesen ohne seine Sprache, aber mit gutem Schöpfungsgefühl. Wenn er einmal tief hätte durchatmen können, alle Luft sammeln, die in seine Brust ging, ja, dann wäre er wohl davongeschweht.

Er hatte sich opfern wollen und war begnadigt worden. Mußte er noch einmal hinunter ins Leben, um es ein zweites Mal zu tun?

Gewölk stieg aus den Tälern auf. Nebelschwaden kochten um den Gipfel. Die Sonne brannte sengend auf sie nieder, der Sturm rührte sie um. Sie ergaben sich schließlich und ließen sich zu einer grauen Wand um ihn herumgießen.

Da — ein riesengroßer Menschenumriß erschien vor dieser Nebelmauer. Gert bewegte die Arme — der Schatten gleichfalls, nur vielfach vergrößert, in den Maßen Rübezahls.

Gert erkannte das „Brocchengespens“ , das die abergläubischen Jahrhunderte erschreckt hat. Ob er diese Erscheinung so oder so deutete, schien ihm jetzt völlig gleichgültig zu sein, gemessen an dem Erlebnis dieser Stunde. Die Wissenschaft kann Grenzsteine verrücken, weiter nichts; es bleibt die Urkraft am Anfang und der Strudel der Ewigkeit. Die entscheidende Erfahrung seines Lebens hatte Gert eben erst, ganz ohne sie, gemacht. Er hatte nun die endgültige Antwort auf die Frage: Hilft dir Gott oder nicht; gibt es persönliches Schicksal oder ist die Welt eine blindwalzende Maschine? — „Gott läßt sich im Opfer finden. Du sollst so leise leben, daß du die andern Menschen hierin nicht störst!“

Auch die Liebe kann stören. Gott, der in allen seinen Geschöpfen gleichzeitig ist, kann nicht lieben. Diese letzte Erkenntnis verschloß Gert die Rückkehr. Es fiel ihm ein, von einer Frau gehört zu haben, die sich ganz droben über Davos, an der Amselflüh, ein Haus erbaut hatte, in der höchsten Einsamkeit, zu dem nur jede Woche zweimal ein Träger hinaufstieg, das Notwendige zu bringen. Ein schöner Name für eine himmlische Au: Amselflüh.

Es gab noch andere Einsiedeleien in der Graubündner Höhenluft. Gert entschied sich, dort hinauf zu fahren und die Spanne Zeit, die er noch zu leben hatte, in dieser Einsamkeit zu verbringen, niemanden mehr zu stören.

Auch Bartholomäus nicht. Keiner kann für den anderen die letzte Frage beantworten, selbst Zwiemann nicht. Bartholomäus hatte einen weiteren Weg zu machen als Gert, seine Straße führte rund um die ganze Erde. Gert konnte sie nicht abkürzen.

Im Frankfurter Hof herrschte strengste Hausordnung. Es war selbst für Fräulein Claris Dekker nicht möglich, zu den Schlafzimmern eines mit ihr nicht verheirateten Dr. Zwiemann zu gelangen. Telephonisch aber war er nicht zu erreichen. Anmeldendes Personal ließ er nicht herein. Er hatte die Läden heruntergelassen, Licht angezündet und ging wie ein gefangenes Tier ruhelos auf und ab.

Da sah sie Mambach. Er stand mit seiner gewohnten Holländer, durch eine Papierspiße noch verlängert, vor der Buchauslage im Vestibül und kramte nach Neuerscheinungen. Er kaufte alle neuen Bücher, um sie fast alle zu verdammen. Ganz unten in einem Versteck seiner Seele, nie von ihm zugestanden, saß ein tiefer Meid gegen alle, die Bücher schrieben. Er hätte es selber getan, wenn er sich nicht vor sich selber geniert hätte. Menschenkenner weißsagten ihm, daß er im Alter auch dazu käme, sobald er über die letzten Hemmungen der Eitelkeit erhaben sei.

Clariss ließ Mambach zu sich rufen. Mambach witterte Ereignisse, die Schmerz und Seelenqual bedeuteten, in denen er zeigen konnte, daß die Zerstörung seiner selbst wenigstens fakirstarke Nerven in ihm entwickelt hatte. Er kondolierte. Clariss vertraute ihm an, sie müsse Bartholomäus sprechen.

Mambach liebte es, zu zaubern. Fünf Minuten später hatte er ihr mit dem Hauptschlüssel des Stockwerks durch das Badezimmer Zugang zu Bartholomäus' Räumen verschafft.

Clariss sah ihn mitten im Zimmer stehen, mit ausgebreiteten Armen, in Zorn und Anklage, in dem Pathos, das sie zuerst an ihm geliebt hatte. Gert war nicht pathetisch. Darum war er verurteilt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Ein pathetischer Mensch kommt mit ganz wenig Wahrheit aus.

Clariss stand da auf einmal vor ihm. Das konnte nur einen einzigen Sinn haben. Er eilte auf sie zu und schloß sie in seine Arme. Sie blieb kühl, aber wehrte sich nicht.

„Ich danke dir, daß du hier bist!“ sagte Bartholomäus, und dann nach einer langen Pause: „Ich will dir wünschen, daß du darüber hinwegkommst!“

Sie dachte in diesem Augenblick nicht an den Vater, nur an Gert und das winzige Blatt in ihrer Hand.

„Worüber denn?“ frug Clariss ängstlich. Die Flugpost hatte ihr nur drei Zeilen von Gert gebracht: „Lies meinen Brief an Deinen Mann.“

Bartholomäus reichte ihr seinen Abschiedsbrief:

„Mein Kaiser — Du kannst meine Fahnenflucht nicht begreifen. Das Urteil ist schon vollstreckt, wenn Du dies liest. Ich nehme an, daß es vor Morgenrot bei Gersfeld gelingt. Ich gehe mit dem Wagen aus einer Kurve heraus. Das verbrannte Gestänge, das sie dort am Abhang finden, ist der Rest, aber Dein Reich überall, wo die Winde ein Atom von mir hintragen. Was ich konnte, habe ich noch getan. Wenig genug! Helmut Deckers Erstgeburt habe ich für den Namen Zwiemann gekauft. Möge dem neuen Zwiemann unser Einsengericht gut bekommen! Pöhlig muß mit mir hinüber. Streiche ihn aus Deinen Berechnungen. Gönn mir eine Entschuldigung: ich habe Angst vor dem Tod im Bett. Ich fürchte nur eins: das Verenden unter Sauerstoff wie abgestandenes Bier. Ich hasse die Ballons, die Nachtschwärmer und die Totenkommission. Ich jage der Illusion des Heldentodes nach. — Du — meine Worte fügen sich nicht mehr zu einem Abschied; ich habe sie alle verdorben, verbraucht, zerrieben, in Geschäften, mit und ohne

Kampfenlicht. Aber im letzten Sprung singe ich Dir Deine Melodie. Eins noch, ein allerletztes: nimm Claris Dekker auf an meiner Stelle."

Clariss war eine von den Frauen, die nicht schreien können, wenn sie leiden. Sie sank in sich zusammen.

Bartholomäus fing sie auf. Clariss klammerte sich noch an einen Halm über dem Abgrund: Vielleicht ist's ihm nicht gelungen. Er lebt noch!

Bartholomäus schüttelte den Kopf. Er hatte bereits Rückfrage bei der Zeitung gehalten. Im Morgenblatt stand schon die Meldung. Ein Wagen samt Insassen waren bei Gersfeld verbrannt; keine Möglichkeit, irgendeine Feststellung der verunglückten Personen zu treffen.

Bartholomäus suchte sie aufzurichten, ungeduldig, eifersüchtig. Ihr Schmerz über diese Nachricht war ihm zu groß.

„Wie kam er dazu, mir vorzugreifen! Dich an seiner Stelle! Ich hatte dich doch schon turmhoch über ihn gesetzt. Alles, was geschah, war doch letzten Endes nur um deinetwillen!“

Clariss schloß die Augen. „Um deinetwillen!“ hörte sie, „um deinetwillen!“ Aber der tote Gert sagte es, nicht Bartholomäus. Dieses Deinetwillen war Gerts Vermächtnis. Sollte sie Bartholomäus sagen, was geschehen war? Er begriff bis jetzt nicht, welches Opfer Gert gebracht hatte, warum er von ihr und von ihm gegangen war. Sollte sie ihm diese Erkenntnis erlassen? Durfte sie es? Was hätte Gert an ihrer Stelle getan?

Wie war er dumm, dieser große Mann mit der bedeutenden Stirn und den Augen, in denen sich alle Geheimnisse der Welt zu spiegeln schienen. Aber er war Gerts Vermächtnis! Ihn an seiner Stelle! Er brauchte sie. In diesem Gefühl lag ein winziger

Trost, der keimfähig war. Mann und Werk brauchten sie; sie war doch Deckers Tochter.

In Bartholomäus sah alles ganz anders aus.

„In meinem Aszendent steht ein Jupiter. Aber es ist ein erbärmliches Glück, sich immer an den Freunden mästen zu müssen. Was ich bin, hat mir ein anderer zugetragen, aufgezungen, vererbt. Wieviel besser hatte es Bert, der Dichter! Ich sah schon lange voraus, daß er sogar sein Ende wie eine Fuge aufbauen und mich beschämen würde, soviel ein Mensch den anderen beschämen kann. Das mag sein Recht gewesen sein. Aber daß er dich an diese Kette angeschlossen hat, das ist es, was ich nicht verwinden kann. Ich muß jetzt endlich einen Menschen finden, der mir nichts schenken will!“

„Bin ich dir nicht arm genug?“ Claris wagte ihn anzufassen, seinen Kopf zwischen die beiden Hände zu nehmen.

„Vom Opfer-Nehmen wird man nicht reicher! Das haben alle alten Götter erfahren und sind darüber gestürzt. Unser Bund war nicht aufs Schenken eingestellt, sondern auf das Wachsen am andern. Opfer bringen sich die Verliebten! Wir aber wollten nicht uns, sondern die neue Einheit über uns beiden durchsetzen.“

„Er ließ dich nicht allein!“

Bartholomäus machte sich von ihren Händen frei und packte nun sie:

„Wirst du denn fest genug bleiben, mich ertragen, ohne zu zerfließen? Kannst du stärker sein als er, den wirklichen Bund mit mir eingehen und durchhalten, selbst gegen mich?“

„Ja“, antwortete Claris, „ich fühle die Kraft dazu in mir. Du mußt aber wissen, daß sie von ihm ist. Mehr nicht. Aber dies eine mußt du wissen.“

Clariss ahnte, daß sie ein Kind Gerts unter ihrem Herzen tragen werde, aber drinnen die Gewißheit, daß Bartholomäus und sie unlösbar verbunden waren. So oder so, im Himmel oder in der Hölle. Selbst das Gift voller Erkenntnis, klarer Einblick in die unabänderliche Fügung, hätten Bartholomäus gezwungen, weiter der Vater dieses Kindes zu sein, das doch Gerts Erbe war. Ebenso wie sie bei dem Mann bleiben mußte, den ihr Vater zum Hüter seines Werks eingesetzt hatte. Clariss entschied sich für die Wolken und den Himmel, mitsamt der leisen Hoffnung, daß Bartholomäus' Liebe zu ihr sie doch am Ende auch selig mache.

Die Vollmacht Helmut's, für die Gert seine Werke und den Namen verkauft hatte, sicherte mit der Mitgift Clariss bereits für Bartholomäus drei Viertel der Erbschaft Dekkers; das letzte Viertel legte Frau Dekker unter dem Zureden der Tante Stallburg hinzu. Bartholomäus kontrollierte damit das Vermögen Dekkers zu hundert Prozent.

Die Fahnen des Hochhauses wehten während der nächsten Aufsichtsratsitzung auf Halbmast, solange man stehend des verstorbenen Chefs gedachte. Sie kletterten dann langsam an den Fahnenstangen empor, von Winden umfläfft, als man Bartholomäus, den Mehrheitsbesitzer, zum Nachfolger ausrief.

In Dekkers Unterschriftenmappe lag obenauf der Vertrag, der die Anilinwerke für dreißig Jahre dem Chininsyndikat verpflichtete. Bartholomäus lehnte ab, weil er, getreu dem mündlichen Wunsche des Verstorbenen, zunächst nur Erhalter, nicht Mehrer sein wollte. Der Aufsichtsrat billigte und rechnete ihm hoch an, daß er zum Ausgleich auch auf sein persönliches Anophelinprogramm verzichtete.

„Festhalten!“ dies Vermächtnis Deckers griff sich Bartholomäus als Lösung heraus. Er hatte auf einmal die Macht, alle Kerbflügler der Welt mit Anophelin zu vergiften. Aber das Ziel galt nun nicht mehr. Die Erde hatte sich gedreht und es unter den Horizont hinabgezogen; er mußte sich ein neues aufstellen. Von seiner jetzigen Warte aus sah er, daß alles Land um ihn her rund war, auch die Worte und die Begriffe. Die Bahn der Geschosse und die Linien des Lebens waren rund. Selbst die Wege des Lichts. Obwohl dies die Astronomen immer noch nicht wissen und mit Fabelzahlen weiterrechnen, weil sie in die Unendlichkeit verlängern, was in Kurven um sie herumzieht. In Wirklichkeit liegen alle Sonnen dicht beieinander.

Hier mußte er einsetzen. Archimedes mit seinem geraden Hebel war überholt. Das Prinzip der Löpferscheibe mußte weitergedacht werden: ein kleiner Widerstand in die allgemeine Drehung hineingesenkt, mußte Wunder bewirken.

Vor seinem Grübeln aber hing er ein Lächeln auf. Er lernte es, seine Mundwinkel zu spannen, langzuziehen und los-schießen zu lassen, wie als Knabe das Spiel mit dem Flißbogen: Ihr werdet euch noch wundern!

Druck des Bibliographischen Instituts AG. in Leipzig

Früher erschienene Werke von

Carl Haensel

Der Kampf ums Matterhorn

Tatsachenroman

31.—35. Tausend. Ausgaben ohne Bilder: Broschiertes Billig-Buch
(BBB) 2.—, Leinen 5.50 Ausgaben mit 16 Bildern:
Leinen 6.50, Halbleder 8.—

„Ich habe vor kurzem den ‚Kampf ums Matterhorn‘ gelesen, mit einer Ergriffenheit wie nicht vieles in den letzten Jahren. Was für ein starkes männliches, ruhiges Buch, und gerade darum wie aufwühlend. Der mißbrauchte, verschwendete Begriff des Heldischen, hier wird er machtvoll lebendig. So hätte ein Römer berichtet.“

Bruno Frank

„Diese Schilderung ist zu einer dichterischen Vision geworden, angefüllt mit der klaren Luft der Berge, dem ganzen reinen Zauber der Landschaft. Einfacher und zugleich gespenstiger, ergreifender und zugleich sachlicher diesen Vorgang zu schildern, war nicht möglich.“ Fred Hildenbrand, Berliner Tageblatt

Die letzten Hunde Dschingis Khans

Roman aus der Türkei

Broschiertes Billig-Buch (BBB) 3.80
Leinen 7.50, Halbleder 10.50

Haensel wußte immer schon um die letzten entscheidenden Kräfte, die von den geheimnisvollen Mächten des Blutes, des Bodens und der Sterne ausgehen und das Geschick auch der Menschen entscheidend beeinflussen, die glauben, dem eignen Willen nach ihr Leben zu gestalten. Wie Haensel hier den Ring sich schließen läßt, der von furchtbaren Erlebnissen eines Schweizer Ritters im Kampfe gegen die Horden Dschingis Khans zu dem letzten Nachfahr, einem Schweizer Ingenieur, führt, wie er in dem Wirbel des Geschehens und dem Absonderlichen doch nur schicksalsmäßige Verknüpfungen immer wieder aufleuchten läßt, das ist unheimlich klar gesehen und meisterhaft dargestellt.

J. Engelhorns Nachf., Stuttgart

*Aus den Einsendungen zum Romanpreisausschreiben
erschieden ferner im Eugen Diederichs Verlag*

Ilse Faber / Die silberne Kugel

Ein Fliegerroman aus den finnischen Schären

geh. 4.50, in Leinen 6.80

Eine kleine Insel, in der sich die große Welt fängt — ein Gefüge verhaltener Leidenschaften. Wie eine Frau die kleine Fliegertruppe auf der einsamen Insel bei Finnland in Gefühlsverwirrung bringt, wie die Zündstoffe sich häufen und zur Lösung drängen, wie im Hintergrund der Befreiungskrieg Finnlands gegen den Bolschewismus metterleuchtet und Verrat und Fliegertod mit hineinspielen, das alles ist lebensfrisch und spannend erzählt in einer Sprache, die die feinsten Schattierungen der Wirklichkeit erfäßt und sie mit einem Humor sieht, der aus der Distanz kommt, die künstlerisch erlebt. Helden mit menschlichen Schwächen und Menschen, die still in Heldengröße hineinwachsen. Eine bezaubernde Leichtigkeit, verbunden mit einer fast männlichen Formkraft.

Otto Gmelin / Das Neue Reich

Roman der Völkerwanderung. geh. 5.50, in Leinen 8.50

„Ein ungeheures geschichtliches und kulturelgeschichtliches Wissen ist hier in ein aufreißendes Epos dichterischen Gepräges umgewandelt. Bilder von stärkster Farbigkeit und Eindringlichkeit bauen sich auf“, schrieb die Kölnische Zeitung über den Hohenstaufen-Roman von Otto Gmelin: „Das Angesicht des Kaisers“. Dasselbe gilt auch für dieses Werk, das die Zusammenballungen der Völker zeigt, die die griechisch-römische Kulturepoche abschließen und das Neue Reich einleiten. Parteikämpfe und Machtgelüste, das Leben des Volkes und die Haltlosigkeit der Führer — alles, was das 4. Jahrhundert an Spannungen in sich barg, wird hier lebendig. Gmelin versteht es, den dunkelsten Abschnitt unserer Geschichte zu durchleuchten. Die Germanen sind in Bewegung. Sie schaffen sich Lebensraum, drängen und werden gedrängt. Historische Hintergründe tun sich auf. Die Gegensätze der römischen Kirche und der Germanen entladen sich in furchtbaren Kämpfen. In der Auseinandersetzung des römischen Bischofs mit Marich stoßen die feindlichen Grundkräfte aufeinander, die die weiteren Jahrhunderte beherrschen. Aus dem morschen Gebilde einer überstandenen Zeit bricht die Idee des Neuen Reiches als einer geistigen Umbildung durch, die von innen, vom neuen Menschen heraus zur Erneuerung führt.

Bruno Melissen Haken / Der Fall Bundhund

Ein Arbeitslosenroman. kart. 3.80, in Leinen 4.80

Ein Buch, das aus dem unmittelbaren Erleben der Gegenwart geschrieben ist und das die ganze innere Menschenzersehung unserer Zeit offenbart. Ein Kriegsinvalid, Hafenarbeiter, und ein Referendar, Mittelklasse, kämpfen hoffnungslos um ihr Recht auf Arbeit und menschliches Lebensminimum. Zwei unter Millionen, die hinabgleiten und zwischen Kapital und Masse zerrieben werden. Die schleichende Krise der Zeit, die Entwertung der Intelligenz, Ämterwirtschaft und Parteigetriebe werden aufgerollt. Verzweiflung und Demütigung werden hier zum Schicksal, an dem auch der Rest innerer Haltung zerbrechen muß. Zurück bleibt nur der Zündstoff, der zu Spannungen, Explosionen führt. Verlorene Menschen, über deren Seele die Realitäten des Lebens zusammenschlagen. Ein typisches äußeres Geschehen wird hier zum inneren Bilde unserer Wirklichkeit.

Edmund Hoehne / Die Reportage Gottes

Ein Roman von heute und morgen. geh. 3.50, in Leinen 5.50
Romantik und Gegenwart sind die Pole, um die ungeheuer reich in ihrer Ausdehnung und Weite die Handlung kreist: Revue in Berlin, Aufstand im Ruhrgebiet, Varieté in Paris, Kommunistentexpedition zum Pamir, Versöhnung des Papstes mit der italienischen Krone — in visionärer Vor- und Rückschau ist das Chaos unserer Zeit eingefangen, der Kampf zwischen realer Sachlichkeit und Sehnsucht nach Illusion. Das Buch ist der faszinierende Versuch einer romantischen Ausdeutung unseres versächtigten Jahrhunderts.

Hans Christoph Kaergel

Ein Mann stellt sich dem Schicksal

Roman. geh. 4.50, in Leinen 7.20

Es ist ein sehr modernes und spannendes Buch. Obgleich nichts von Auto, Sport und Klassenkampf in ihm vorkommt. Es handelt sich um Gott und den rechten Weg, um Gut und Böse. Aber in einer Weise, die packt, weil gezeigt wird, wie nahe uns dies angeht. Kaergel erschöpft sich nicht in der Formung des Stoffes, er stellt die Menschen vor die Entscheidung. Einzelne Szenen des Buches: die Trinker und Spieler, die Manjockhere, der Ehebruch, der Zusammenbruch der alten rissigen Mietskaserne zeugen von dem reifen dichterischen Können und der menschlichen Weite des Dichters.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

